...er,
...chte
...chen
...ng

Tetzner

Geschichte der deutschen Bildung

und Jugenderziehung

von der Urzeit bis zur Errichtung von Stadtschulen.

Von

Dr. F. Tetzner.

Mit 14 Abbildungen.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1897.



Schule im römischen Germanien.

„Zwei ältere Knaben lesen beim Lehrer Schriftstellen aus Pergamentrollen; ein jüngerer tritt grüßend hinzu, einen codex ansatus tragend.“

[Nach einem Denkmal des Trierer Museums.]

Geschichte der deutschen Bildung

und Jugenderziehung

von der Urzeit bis zur Errichtung von Stadtschulen.

Von

Dr. F. Tetzner.

Mit 14 Abbildungen.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1897.

Dem

Königlichen Seminar zu Schneeberg

zum 25. Jahrestage seines Bestehens

gewidmet.

Vorwort.

Es fehlte bislang an einer Darstellung der Geschichte deutscher Jugendbildung vor Errichtung von Stadtschulen. Insbesondere hat man der vorkarolingischen Bildungsgeschichte der deutschen Stämme, wie auch der Laienbildung im frühen Mittelalter zu wenig Beachtung geschenkt. Im vorliegenden Werk ist der Versuch gemacht, diese Lücke einigermaßen auszufüllen. Ich beanspruche nicht, ein abschließendes Werk gegeben zu haben; ich wollte aber über die wichtigsten Personen und Thatsachen kurz berichten, die im Mittelpunkt dieses Stoffs stehen. Die ersten Aufzeichnungen zu diesem Werke geschahen im Jahre 1886, als mir die Bücherschätze der Leipziger Hochschule und des deutschen Instituts erschlossen wurden und die Vorlesungen von Zarncke, Hildebrand, v. Bahder und Masius das alte Interesse für deutsche Geschichte und Literatur erhöhten. In verschiedenen kulturgeschichtlichen und pädagogischen Zeitungen veröffentlichte ich dann die in den Jahren 1889—1892 verfaßten einzelnen Abschnitte dieses Werkes, den Abschnitt über die Franken als Programm 1894. Vorher und inzwischen war eine Anzahl Schriften erschienen, die mein Gebiet streiften, so die von Denk über das gallofränkische Unterrichtswesen, von Masius über die Erziehung im Mittelalter, deren vierter Teil meiner Dissertation nachfolgte. Der Erziehungsgeschichte der deutschen Stämme vor Karl dem Großen ward man aber doch weniger gerecht und beschränkte sich auch meist auf die gelehrte Bildung. Da ich an erster Stelle die Laienbildung vor Augen behielt, zog ich die

Schulwissenschaft nur mittelbar in den Kreis meiner Betrachtung und räumte der Volksbildung durch Priester und Dichter gebührenden Raum ein. Für jene hat uns Specht 1885 ein mustergiltiges Werk geschenkt; schade, daß es nicht einige Jahrhunderte früher beginnt. Ich habe die Hilfsmittel namhaft gemacht, die mir von besonderer Bedeutung schienen, eine Aufzählung aller hie und da eingesehenen Bücher und Programme aber unterlassen. Die lateinischen Schriftsteller sind meist nach den Pertzschen Monumenten (Monum. German.), einige andere in der Teubnerschen Ausgabe benutzt worden; die althochdeutschen nach den bekannten Büchern von Braune, Müllenhoff und Scherer. Für Otfrid, Notker und die mittelhochdeutschen Dichtungen habe ich die betreffenden Ausgaben angeführt, soweit jene nicht bloß in germanistischen Zeitschriften veröffentlicht wurden. — Möge mein Buch freundliche Aufnahme finden.

Leipzig, im September 1896.

Dr. F. Tetzner.

Inhalt.

Abbildungen.

Literatur zur Geschichte der deutschen Bildung und Jugenderziehung im frühen Mittelalter.

F. R. Albert, Die Geschichte der Predigt in Deutschland bis Luther. Gütersloh 1892—1896. Bertelsmann. Teil 1—3. (Der 4. [letzte] Teil erscheint 1898).
K. Bartsch, Gesammelte Vorträge und Aufsätze. Freiburg u. Tübingen 1883.
B. Bergemann, Das höfische Leben nach Gottfr. v. Straßburg. Halle 1876.
Dr. J. Bintz, Die Volkstümlichen Leibesübungen des Mittelalters. Hamburg.
— —, Die Leibesübungen des Mittelalters. Gütersloh 1880.
Böhmer, Regesta Imperii. 1198—1272. Innsbruck 1881.
Burckhardt, Die Zeit Konstantins des Großen. 2. Aufl. Leipzig 1880.
K. Bursian, Geschichte der klassischen Philologie in Deutschland. I. 1883.
Büsching, Ritterzeit und Ritterwesen. I. Leipzig 1823.
C. C. Siehe Monumenta Germaniae.
Cramer, Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den Niederlanden während des Mittelalters. Stralsund 1843.
Cruel, Geschichte der deutschen Predigt im Mittelalter. Detmold 1879.
F. Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker. 4 Bände. Berlin 1881—1889, Grote.
H. Denifle, Die Universitäten des Mittelalters. Berlin 1885.
O. Denk, Geschichte des gallofränkischen Unterrichts- und Bildungswesens. Von den ältesten Zeiten bis auf Karl den Großen. Mainz 1892, F. Kirchheim.
L. Diestel, Der Welsche Gast und die Moral des 13. Jahrhunderts. (Allgem. Monatsschr. für Wiss. u. L. 1852. S. 687—714.)
E. Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reichs. II. 1865.
A. Ebert, Allgem. Gesch. d. Lit. d. Mittelalt. Bd. II. III. Leipzig 1880. 1887.
C. Engel, Das Schulwesen in Straßburg 2c. Straßburg 1886.
J. Ewen, Triersche höh. Schulen im Altertum. Triersches Gymn. Progr. 1884.
Dr. G. Erler, Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zum Ausgang des Mittelalters. II. Leipzig 1883.
J. Falke, Ritterliche Gesellschaft im Zeitalter des Frauenkultus. Berlin 1863. (In Richters Kulturgesch. I. S. 22—36. Bearbeitung der Erziehung.)
Dr. Frey, Beiträge zur Geschichte des deutschen Schulwesens im Mittelalter. Königsberg 1878.
G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit. II. Bd. Leipzig 1871.
B. F. Gellert, Cäsarius von Arelate. Realgymn.-Progr. Leipzig 1892.
G. Gervinus, Geschichte d. deutschen Dichtung. 5. Aufl. I. II. Leipzig 1871.

K. Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. 2. Aufl. I. Dresden 1884.
J. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer. 3. Ausg. Göttingen 1881.
R. Grupp, Die deutschen Didaktiker und die Schulen des 12. u. 13. Jahrh. Brandenburg 1888/1889.
Dr. E. Götzinger, Reallexikon d. deutsch. Altertümer. 2. Aufl. Leipzig 1885.
M. Güdemann, Geschichte und Erziehungswesen der Juden. Wien 1880.
Günther, Geschichte des Mathem. Unt. Mon. Germ. Päd. III.
Günthner, Gesch. der liter. Anst. in Bayern. München 1810.
Haupts Zeitschrift für deutsches Altertum.
Henning, Deutsche Runendenkmäler. 1889.
Dr. H. Heppe, Das Schulwesen des Mittelalters. Marburg 1860.
E. Hübner, Römische Herrschaft in Westeuropa. Berlin 1890.
Dr. K. Just, Zur Pädagogik des Mittelalters. Wien u. Leipzig 1876.
G. Kaufmann, Rhetoren und Klosterschulen in Gallien. Raumers hist. Tasch. 1869.
J. Kämmel, Geschichte des deutschen Schulwesens im Übergange vom Mittelalter zur Neuzeit. 1882.
Kleinstäuber, Regensburger Schulen. Verh. der histor. V. von Oberpfalz und Regensburg 35. Stadtamhof 1880.
R. Koegel, Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgange des Mittelalters. I, 1. Straßburg 1894, Trübner.
Dr. J. L. Klüber, Das Ritterwesen des Mittelalters nach seiner politischen und militärischen Verfassung. Aus dem Französ. des Herrn de la Curne de Sainte-Palaye mit Anmerkungen, Zusätzen und Vorrede. I. Nürnberg. 1786.
Dr. R. v. Liliencron, Über den Inhalt der allgemeinen Bildung in der Zeit der Scholastik. München 1876.
Masius, Die Erziehung im Mittelalter. In K. A. Schmid, Geschichte der Erziehung von Anf. bis auf unsere Zeit. II, 94—334. Stuttgart 1892.
Meiners, Historische Vergleichung der Sitten 2c. des Mittelalters mit denen unseres Jahrh. 3 Bände. Hannover 1793.
Th. Mommsen, Römische Geschichte. V. Berlin 1885.
Müllenhoff, Altertumskunde. 2. Ausg. von Rödiger. Berlin 1887—1892.
Müllenhoff u. Scherer, Denkmäler deutscher Poesie u. Prosa. 3. Ausg. von Steinmeyer. Berlin 1892.
Müller-Zarncke, Mhd. Wörterbuch. Leipzig 1854—1861.
J. Müller, Die Anfänge des sächs. Volksschulwesen. Im Archiv u. sächsische Gesch. 1887.
C. F. Moser, Teutsches Hofrecht. 3 Bd. Frankfurt u. Leipzig 1754.
Niedner, Das Turnier im 12. u. 13. Jahrh. Berl. Diss.
F. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichtes. Berlin 1885.
Dr. Ploß, Das Kind. 2. Aufl. II. Berlin 1882.
Dr. H. Prutz, Kulturgesch. der Kreuzzüge. Berlin 1883.
F. v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen. V. VI. Leipzig 1825.
R. v. Raumer, Die Einwirkung des Christentums auf die althochdeutsche Sprache. (Stuttgart) Gütersloh 1845.

Rauschnick, Geschichte des deutschen Adels. 4 B. Dresden 1831.
H. Richter, Das weströmische Reich unter Gratian ꝛc. Berlin 1863.
E. L. Rochholz, Die Rute küssen. Germania v. Pfeifer ꝛc. I, 134—155.
Rockinger, Über Formelbücher. 1885.
— —, Briefsteller und Formelbücher ꝛc. Quellen und Erörterungen. IX. München 1864.
Roth v. Schreckenstein, Das angebliche Ceremonial bei der Ritterweihe des Königs Wilhelm 1247. (Forschungen zur deutschen Geschichte XXII, 233 bis 247. 1882.)
Roth v. Schreckenstein, Die ehem. freien Reichsritterschaften. Freiburg u. Tübingen. I. Bd. Buch II. Kap. 4. Zeit d. Staufer. S. 181—257.
Ruhkopf, Geschichte des Schul- u. Erziehungswesens in Deutschland. S. 406 bis 411. Bremen 1794.
San Marte, Wolframs Parzival u. seine Beurteiler. Germania VII, 55—73.
— —, Vergleichung von Wolframs Parz. mit Albrechts Titurel in theologischer Beziehung. Germania VIII, 421—461.
Dr. O. Schade, Über Jünglingsweihen. Weimar. Jahrb. für deutsche Spr., Lit. und Kunst. VI. S. 241—416. 1857.
W. Scherer, Geschichte der deutschen Dichtung im XI. u. XII. Jahrhundert. Straßburg u. London 1875.
v. Schlosser, Vinc. v. Beauvais. 2 B. Frankfurt 1819.
Dr. K. Schmidt, Geschichte der Pädagogik. 3. Aufl. v. Dr. Wig. Lange. II. B. Cöthen 1874.
Dr. A. Schultz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger. I. B. Leipzig 1879.
Schwarz, Geschichte der Erziehung. I, 214—222. 1813.
F. A. Specht, Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des 13. Jahrh. Stuttgart 1885.
W. S. Teuffel, Geschichte der römischen Literatur. 5. Aufl. Leipzig 1890.
Veesenmeyer, Adelige Erziehung. (Schmids Encykl. I, 36—50.)
P. P. Vergerius, De nobilium puerorum educatione libellus gravissimus. (1490.) Tübingen 1560. Leipziger Stadtbibl.
Georg Voigt, Die Wiederbelebung des klassischen Altert. 2. Aufl. 1880/81.
W. Wackernagel, Ritter- und Dichterleben Basels im Mittelalter 1858. In den kleinen Schriften. I, 258—301.
— —, Geschichte der deutschen Literatur. Basel 1879.
Wallburg, Über die Windberger Interlinearversion der Psalmen. Berlin 1888.
Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen. 2 B. 5. Aufl. Berlin 1885.
— —, Das Schriftwesen im Mittelalter. 2. Aufl. 1875.
— —, Über Briefsteller des Mittelalters. Archiv für Kunde österr. Geschichte. 4. XIV. 1855.
Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter. 2. Aufl. I. B. Wien 1882.
— —, Altnordisches Leben. Berlin 1856.
— —, Von dem geselligen Ton der höf. Zeit. (Zeitschr. f. deutsche Kulturgesch. Neue F. I, 31—36. Hannover 1872.)
Wilmanns, Leben und Dichten Walthers v. d. Vogelweide. Bonn 1882.
— —, Walther v. d. V. Halle 1883.

Wimmer, Die Runenschrift. Übers. v. Holthausen. 1887.

A. Wuttke, Handbuch der christl. Sittenlehre. I. Berlin 1861.

G. Zappert, Stab u. Ruthe im Mittelalter. Wiener Sitzungsberichte IX. S. 173—221. 1853.

— —, Über ein für den Jugendunterricht Kaiser Maximilian I. abgef. lateinisches Gesprächbüchlein. Wiener Sitzgsber. XXVIII, 193—280. 1858.

Dr. Th. Ziegler, Geschichte der christl. Ethik. Straßburg 1886.

O. Zimmermann, Brun I. Leipzig, Dissert.

J. V. Zingerle, Das deutsche Kinderspiel im Mittelalter. Wiener Sitzgsber. 57. S. 119—169. 1868.

I. Vor der Völkerwanderung.

1. Geschichtliches.

Wo befand sich die Wiege der Indogermanen? Als A. W. Schlegel in Deutschland zuerst Sanskrit trieb und Jakob Grimm der Sprachvergleichung eine wissenschaftliche Bahn eröffnete, hatte man Gründe genug, die Völkerwiege in den Gegenden der himmelhohen Gebirge Nordindiens zu suchen. Aber die Sprachwissenschaft hat Fortschritte gemacht. Man verglich eine Anzahl charakteristischer Worte aller indogermanischen Sprachen, die sich auf Ackerbau und Viehzucht, auf Haus- und Jagdtiere, Kulturpflanzen und Bäume, Geräte und Zählweise beziehen. Und das Ergebnis? Geteilte Meinungen wie zuvor. O. Schrader glaubt nun, in Südrußland, Joh. Schmidt wieder in Asien und neuerdings H. Hirth in Litauen den Ursitz der Germanen erkennen zu können. Da kommen nun noch die Schädelmessungen hinzu und machen nach alten Skelettfunden in Jütland glaubhaft, daß jene Schädel, die mindestens 2500 Jahre alt sind, vollständig germanischen Typus haben. Man erkannte sogar dieselben blonden Haare, die den Römern in die Augen fielen.

Eben aus jener Gegend, zwischen Elb- und Pregelmündung, zogen seit den ältesten Zeiten die germanischen Völker südwärts, Land suchend, Kriegsdienste begehrend. Vielleicht sahen schon zu den Zeiten des Brennus tapfere germanische erblose Jünglinge die Siebenhügelstadt. Der Teutonenzug ist der geschichtliche Markstein, der den Beginn des unruhigen Völkerwogens nach Süden zeigt.

Die älteren Berichte des Pytheas über Nordgermanien, Guttonen oder Teutonen (330 v. Chr.), die Schilderungen der Kim-

bern und Teutonen und ihrer römischen Kriege durch Rutilius Rufus (158—77) und Lutatius Catulus (152—100), die Beschreibungen des Posidonius (um 100) und Sulla (138—78) sind verloren gegangen, sie wurden aber von späteren Erzählern noch benutzt, so von Sallust (85—35), Strabo (66 v. — 24 n. Chr.), Plutarch (50—120).

Das Älteste im Zusammenhange sind einige Abschnitte bei Cäsar (100—44). Das betreffende Werk des Plinius (23—79) ging verloren. Die Germania des Tacitus ward 99 verfaßt. Von den folgenden Geschichtsschreibern erreicht keiner an Ausführlichkeit und Auffassung den Autor der Germania. Zu erwähnen sind neben einigen Panegyrikern zu Trier: Cassius Dio (um 200), Herodian (170—240) und der viel bedeutendere Ammianus Marcellinus (330—400).

Wir sehen, die Literatur ist reichhaltig. Namentlich im ersten Jahrhundert las man begierig alle Nachrichten über Germanien, so wie wir jetzt auf Berichte über unsere Kolonieen gespannt sind. Die vielen Niederlagen der Römer trugen dazu bei, die Neuigkeiten zu übertreiben von dem Lande voll Sümpfe und Wälder, welch letztere nun anderthalbtausend Jahre schutzlos waren; ein Beweis von der Dichtigkeit der Urwälder zur Zeit Christi. Man wußte zu begründen, daß ganz Germanien im Halbdunkel liege (Posidonius) und die stürmischen Meere widerspenstig und dabei gallertartig dickflüssig seien. Und die tapferen, hochgewachsenen, ungeschlachten Völker dazu! „Wer würde sich nach Deutschland sehnen, wenn es nicht sein Vaterland ist?“ heißt es in der Germania. Aber wie rasch der Zeitenstrom fließt! Im zweiten Jahrhundert verwandeln die römischen Kohorten das Schwert zum Pfluge, an der Mosel und Donau „blüht frommer Dienst der Laren.“ Der Urwald lichtet sich, die Penaten finden ihr Heim. Granitstraßen durchziehen das Land. Die Rebe rankt, wo früher Sumpf war. „Und rings ersteht ein kleines Rom zum Staunen der Barbaren.“ — Und nur wenige Jahrhunderte später, am Ende unseres Zeitraums, um 400? Siegreich hatten die Germanen den Pfahlgraben durchbrochen. —

In der alten Römerschanze
Ist es gar einsam und still,
Obstbäume stehen im Kranze,
Sonst wächst nur Gras und Kamill.

Wallspuren und Graben umhegen
Den halb verwilderten Ort;
Die einst hier wachsam gelegen,
Sie zogen schon lange fort. (M. Greif.)

Aus all jenen Schriften für die Zeit von 120 v. Chr. bis etwa 400 n. Chr. stellt man sich ein Bild zusammen und betrachtet dies halbe Jahrtausend als eine einzige Kulturstufe. So reichlich verhältnismäßig die Quellen vorhanden sind, so ungenügend müssen sie sich den übereifrigen Forschern für die unzähligen Fragen des Lebens erweisen. Spätere Einrichtungen zieht man außerdem zur Erklärung herbei. Niemand kann wissen, ob das von vorsichtigen kundigen Gelehrten entworfene Bild richtig sei; jedenfalls kommt es der Wahrheit sehr nahe und ist anschaulich.

Die Erziehung muß zum guten Teile nach den Berichten des Tacitus geschildert werden; zahlreiche einzelne Züge bieten uns die erwähnten Schriftsteller und die Gesetzbücher, die fast alle nach diesem Zeitraume entstanden sind, besonders die Lex Salica (490); diese sind noch wertvoller, da sie in nüchterner Sprache abgefaßt sind, während jene zufolge ihrer grammatisch-rhetorischen Bildung einer schönen Antithese oder Periode zu Gefallen es oft mit der Thatsache nicht so genau nehmen und einmal zu viel römische Anschauung in germanische Lebensverhältnisse tragen, das andere Mal einen künstlichen Gegensatz hervorzukehren geneigt sind.

Welche Völker gehören denn zu den Germanen? Ein eigener Gesamtvolksname ist dies nie gewesen, ursprünglich gebührte er nur den Tungerern. Vor Pytheas nannte man germanische Stämme auch Kelten, Pytheas scheidet zuerst die Germanen ab und rechnet die Teutonen zu den Skythen, andre gebrauchen den Namen Galater, 225 und 222 kämpfen Gaesaten = Germanen mit den Galliern gegen die Römer. Um das Jahr 80—73 wurde durch die Gallier den Römern der neue Name als Gesamtname germanischer Stämme übermittelt, der nach Leo und Grimm von der keltischen Wurzel garm = schreien abstammt, nach Strabo, dem sich neuerdings manche Gelehrte anschließen, „die Unverfälschten", nach Plutarch „Brüder" und nach Isidor „die Fruchtbaren" bedeutet. Der Name bezog sich zunächst nur auf die rechtsrheinischen Nachbarn. Jedenfalls sind für jene Zeit alle Volksstämme dazu zu rechnen, die bis ans Meer und bis auf Jütland ost- und westgermanisch gesprochen haben.

2. Die Familie.

Die Betrachtung germanischer Eigenart muß von der Familie[1]) ausgehen. Jede Familie bewohnte ihr Gehöft, das aber nicht vereinzelt lag, sondern mit einigen anderen ein Dorf gebildet haben mag. An der Spitze der Familie stand natürlich der Familienvater, der ein weitgehendes Recht über seine Familie, über Knechte und Mägde besaß. Mehrere solcher Dörfer (vici) im Umkreise von vielleicht hundert Familien bildeten eine Gerichtsbarkeit (Mahlstatt);[2]) der Name der Hundertschaft ist nicht wörtlich zu nehmen (Germ. 12); ein Gau (pagus)[3]) besaß mehrere Mahlstätten. Ihr Vorsitzender und Richter (thunginus)[4]) war der Fürst (princeps), der weniger das Amt des Richters als vielmehr des Vorsitzenden ausübte und darauf sehen mußte, daß die Form erfüllt wurde. Als wichtiger, in alle Lebensfragen eingreifender Begriff tritt der der Sippe auf. Unter Sippe versteht man die Blutsverwandtschaft; es gehörten zu ihr der Familienvater mit der Familie und seine nächsten Verwandten, wenigstens Brüder und Vatersbrüder, ohne bestimmte Abgrenzung.[5]) War nun irgend einem Manne ein Leid geschehen, so sorgte einzig und allein die Sippe für Bestrafung dessen, der jenem etwas zugefügt hatte. Und kam die Sache vor die Mahlstätte, so brauchte der Übelthäter nicht etwa seine Unschuld zu erweisen, sondern nur die erforderliche Anzahl von Eideshelfern aufzustellen, die sich auf seine Partei schlugen. Der Princeps sprach daraufhin das Urteil und bestimmte die geregelte Abgabe des Verurteilten an die Gemeinde und die Sippe (Lex Sal.). Die Sippen rächten allein die Verbrechen; durch sie entstand der Begriff der Blutrache.[6]) Blut bedeutet hier die Blutsverwandtschaft. Die uneingeschränkten Rechte der Sippen fallen in vorhistorische Zeit. Die Berührung mit den Römern, das Christentum, die eigenen heidnischen Priester und andere weise Männer suchten

---

[1]) Vgl. Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte I, 3; 4. Abschnitt.

[2]) Vgl. Waitz, a. a. O. I, 9. Vgl. Got. maþl = Markt.

[3]) Paul und Braune, Beiträge 17, 175 f.

[4]) Vgl. Waitz, a. a. O. I, 12.

[5]) Vgl. Grimm, Rechtsaltertümer, S. 467 f.

[6]) Bei Tacitus heißt es schon, die Feindschaft sei nicht mehr unversöhnlich gewesen. Germ. 21.

die alte Härte zu mildern und dem Staate das Richteramt zuzuweisen, aber noch im Mittelalter haben wir Fälle von Blutrache. In den Volksepen spielt der Kampf der Sippen eine wichtige Rolle. Die Parteien im Nibelungenliede rasten nicht eher, als bis eine oder alle Sippen vernichtet sind. Die mildere Auffassung der Gudrun zeigt sich namentlich in der Gestalt Hagens. Er führt noch den mythischen Namen des Wilden, aber den Handlungen im Liede nach mit Unrecht. Wohl will er das Eindringen eines minderwertigen Schwiegersohnes in seine Sippe mit Hünengewalt verhindern, er ist aber nicht unversöhnlich wie sein Nebenbild im Nibelungenliede, er giebt den Überredungen der Tochter nach und erkennt ganz im Widerspruch zu altgermanischen Sitten, nachdem er überzeugt werden konnte, Hettel als Fortsetzer seiner Sippe an. (Vgl. hierzu G. Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte I, 7; Grimm, Rechtsaltertümer.)

3. Erziehung.

Die Erziehung reichte von der Geburt bis zur Mündigkeit oder eigentlich bis zur Schwertleite. Beides mag ursprünglich zusammengefallen sein, Tacitus aber macht die letztere schon von der Tüchtigkeit abhängig (Germ. 13), während zur Mündigkeit nur ein gewisses Alter gehörte. Jedenfalls ging die Schwertleite nie der Mündigkeit voraus. Die Mündigkeit wird erreicht bei den Angelsachsen mit 10 Jahren (Grimm a. a. O., S. 413 f.), bei den Franken (Lex Salica) und Langobarden mit 12 oder 13 Jahren; bei den letzteren kommt noch, wie auch anderswo, eine „volle" Mündigkeit von 18 Jahren in Betracht. Das westgotische, schonische, altnordische erkennt wie das römische Recht das vollendete 14. Jahr als Beginn der Mündigkeit. Diese Annahme wurde die verbreitete. Mit dem 60. Jahre trat wieder Entmündigung ein.

Die Wehrhaftigkeit konnte ein Jüngling schon im 15. Lebensjahre erlangen (Grimm 415); in der Regel wird das 21. Jahr als der gewöhnliche Zeitpunkt festgehalten worden sein (Grimm 216). Die väterliche Gewalt währte, bis der Sohn sich selbständig machte oder einen eigenen Haushalt gründete. So mußte bei den Westgoten der Vater dem Sohne mit dem 21. Jahre einen Teil des Vermögens verabfolgen.

Wie die Schwertleite[1]) stattfand, ist nicht ganz klar; auf jeden Fall erhielt der Jüngling Schild und Speer (framea). Merkwürdigerweise wird bei Tacitus nichts vom Schild gesagt. Es wäre falsch, zu glauben, der junge Germane habe die beiden nicht schon vorher zur Übung gehabt. Die Übergabe in feierlicher Volksversammlung (Germ. 13) war nur eine symbolische Vornahme. In der Blütezeit des Rittertums berichten die Quellen immer von der Begabung mit dem Gurt, dem cingulum. Daß der Rittergurt etwas Eigentümliches gehabt hat, ist sicher, ein Zeichen des Ritters gegenüber dem Knappen war er gewiß, aber der Knappe hatte ebensogut einen Schwertgurt, wahrscheinlich ein einfaches, schmuckloses Wehrgehänge.[2]) Auch über die ursprünglich priesterliche Mitwirkung[3]) bei der Feier hat man gestritten und sie nur auf gefälschte Quellen zurückführen wollen.

Kinder aus rechter Ehe standen in des Vaters Gewalt und waren erbfähig, uneheliche Kinder und fremde wurden dies nur durch Adoption, sonst blieben erstere unter der Knechtsschar.

Sobald ein Kind geboren war und auf dem Boden lag (Grimm 455), mußte sich der Vater entscheiden, ob es aufgehoben und mit Wasser besprengt werden sollte oder nicht. Im letzteren Falle wurde es ausgesetzt. Gründe dazu waren: Mißgestalt, Schwächlichkeit des Kindes, Armut des Vaters. Zwillinge und Drillinge wurden hie und da als Sprößlinge ehebrecherischer Zeugung angesehen. Das Christentum erklärte sich gegen das Aussetzen, das aber im Norden noch lange vorkommt. Neben das ausgesetzte Kind wurde Salz gelegt. Sobald das Kind vom Vater oder auf sein Geheiß von der Hebamme aufgehoben, besprengt und mit Milch oder Honig gelabt worden war, hatte es ein Recht auf Leben und ging in die Gewalt des Vaters über, der es in einzelnen Fällen immer wieder aussetzen konnte (Grimm 460 f.). Der Vater konnte die Kinder verkaufen; bei den Mädchen geschah dies ja lange beim Brautkauf, aber auch in Hungers- und Geldnot wurden Knaben verkauft. Gotisch magus heißt das Kind und der Sklave.[4])

---

[1]) Vgl. X. Die ritterliche Erziehung.

[2]) Die Stelle im „Partenopier" S. 5226 f. kann nur Ausnahme und ein eigentümlicher Fall sein.

[3]) Vgl. Roth v. Schreckenstein, Forschungen zur deutschen Geschichte XXII, S. 233—247.

[4]) Vgl. Brunner, Rechtsgeschichte I, 76.

Die Friesen gaben einmal den Römern Weiber und Kinder, um den auferlegten Tribut zu leisten (Tacit. Ann. 4, 72); unter den Karolingern und in späterer Zeit findet auch noch Kindesverkauf statt.[1]) Die Sitte milderte aber die Rechte (Germ. 19). Der Vater hatte gleichfalls das Recht der körperlichen Züchtigung, welch letztere in späterer Zeit durch römischen und christlichen Einfluß auch von den Erziehern und Lehrern ausgeübt ward. (Prok., „De bello Got.“ I, 2. Rochholz, „Die Rute küssen“. Germ. v. Pfeifer I.)

Stirbt der Vater, so geht seine Gewalt an den Vormund über; der ist gewöhnlich der Vatersbruder des Neffen. Wenn das Kind zu „seinen Tagen“ gekommen war (7. Jahr), konnte es sich auch selbst einen wählen. Bei den Westgoten kann die Mutter Vormund sein; verheiratet sich die Witwe, so ist der neue Ehemann Vormund (Grimm 466). Vormundschaft und väterlicher Einfluß reicht bis zur Mündigkeit. Mund entspricht nicht dem Worte os, sondern manus und heißt Schutz.

Der Mädchenerziehung wird selten gedacht, der der Knaben häufiger. Blondes Haar und blaue Augen sind gerühmter Schmuck. Die Mutter nährt das Kind an der eigenen Brust (Germ. 20); tausend Jahre nach Tacitus stand die Ammenwirtschaft in voller Blüte.[2]) Die Kinder wachsen mit denen der Knechte zusammen auf, vorläufig nur durch das lange Haar unterschieden. Sauberkeit stellt Tacitus in Abrede, mit ihm alle Römer. Die höhere Kultur und feinere Nase witterte bei den Barbaren immer üblen Geruch. (Paul Diak., „Hist. Long.“ IV, 38.) Und doch war den Germanen das Baden nicht fremd. Cäsar (VI, 21), Cassius Dio, Herodian, Galenus sprechen von Flußbädern. Galenus läßt die Germanen die Gesundheit der Säuglinge durch Flußtauchen prüfen. Nicht im Widerspruch dazu steht die Andeutung Plutarchs im Leben des Marius, mit welchem Behagen sich die Teutonen in den warmen Sextischen Quellen gebadet hätten;

---

[1]) Vgl. Grimm a. a. O., S. 329. 461.

[2]) Germ. 20. In omni domo nudi ac sordidi in hos artus, in haec corpora, quae miramur, excrescunt. Sua quemque mater uberibus alit, nec ancillis aut nutricibus delegantur. Dominum ac servum nullis educationis deliciis dignoscas: inter eadem pecora, in eadem humo degunt, donec aetas separet ingenuos, virtus adgnoscat. Sera iuvenum venus, eoque inexhausta pubertas.

Tacitus meint, die Germanen hätten die warmen Bäder (Germ. 22.) bevorzugt.

Das Aufschlagen der Augen, das Beschreien der vier Wände machte das neugeborene Kind erbfähig. Sein Wert wuchs nun mit den Jahren in Bezug auf das Wergeld beständig (Grimm R. A. 75. 411). So stieg es bei den Westgoten vom dritten bis zum neunten Lebensjahre nach je drei Jahren um 10 solidi;[1]) vom neunten an jährlich um dasselbe. Man kannte verschiedenerseits noch eine vorausgehende unvolle Mündigkeit, die in mittelalterlichen Quellen mit dem Schlagwort „sich versinnen" bezeichnet wird, zuweilen auch mit „zu seinen Jahren kommen," seltener mit „zu seinen Tagen kommen," was gewöhnlich die volle Mündigkeit ausdrückt. Dieser Zeitpunkt ist ungefähr das siebente Jahr gewesen (Gudr. 2; Alex. 1093). Beim Volke galt die Prüfungsart, ob das Kind zwischen einem Apfel und einem Geldstück zu wählen wußte. Mit dem siebenten Jahre hörte die rein weibliche Erziehung auf, das Kind kam in die Hände der Männer, sollte lernen oder im römischen Germanien zur Schule gehen. Nach dem Frostedingsgesetze muß der Vater bis zum achten Jahre alle Handlungen des Kindes verantworten, vom achten bis zur Mündigkeit büßt der Knabe die Hälfte. (Grimm 411 f.)

Die Erziehung und Ausbildung beim Bruder der Mutter (Germ. 20), des Vaters oder am Hofe Edler trat in unserer Zeit wohl selten auf, die Ausbildung des Rittertums zeitigte die neue Einrichtung.

Was trieb nun das Kind in den ersten sieben Jahren? Das können wir an unserer heutigen Erziehung sehen. Im suevisch-römischen Grenzlande hat man eine Menge thönernes Spielzeug, Pferde, Hunde, Enten, Hühner, Männer und Frauen gefunden. (S. z. B. Miller, Realgymnasialprogramm, Stuttgart 1884.) Spiele gab es jedenfalls wie heute, wenn sie auch kaum erwähnt werden. Eine sprichwörtliche Redensart Otfrids (IV, 19. 73) deutet beispielsweise das Blindekuh-Spiel an. Die Kimbern fahren auf ihren Schilden Schlitten (Plut. Mar. 11—28). Eine

---

[1]) Wert des Solidus nicht genau bestimmbar. Seit Konstantin d. Gr. 4,55 g Goldes (= ca. 11 Mark). Nach Lex Ripuar. 36, 11 gleich dem Werte einer gehörnten, sehenden, guten Kuh; seit 584: 3,88 g. Nach Lex Rip. 36, 12 = 12 Denare; nach Lex Sal. 44, 1 = 40 Denare. Ein Ochse = 2 Solidi, Stute = 3, Hengst = 6. Freier Franke = 200 Sol.

Kinderklapper mit Runeninschrift reicht in uralte Zeiten zurück. Der Mönch von Salerno spricht vom Brettspiel langobardischer Edelknaben. Nach allen Quellen aber stand in der frühesten Jugend Waffenübung obenan. Ob unter den zahlreichen Funden jener Tage Kinderwaffen sich befinden, ist nicht zu beurteilen. Zahlreiche Schmucksachen, Ketten, Ringe, Nadeln, Kämme, kleine Figuren, sind in Menge vorhanden.

4. Waffenübung.

Aller Waffenübungen wichtigste war die Speerübung. Speere, Framen, brauchte man zum Wurf und zum Stoß. Sie waren leicht, vorn mit Eisenspitze versehen. Der Sohn des Civilis soll seine Wurfkraft an gefangenen Römern üben. Notker der Deutsche führt Pfeil und Bogen als Kinderspielzeug an. Tacitus rühmt das Geschick im Weitwerfen (Germ. 6). Dazu, wie auch zum unmittelbaren Schlag, dienten weiter steinerne Streithämmer, Keulen, Streitäxte.[1]) Bekannt ist Thors Streithammer, den er wegwarf, und der wieder in seine Hand zurückkehrte.[2]) Er war das Symbol des Landerwerbs. Das Besitztum ließ man bei neuem Landerwerb in streitigen Fällen so weit im Umkreise reichen, als man den Hammer werfen konnte. Thors Streithammer flog aber vom Mitternachtsende der Welt über alle Zonen.

Seitdem ist's freudig Germanenrecht,
Mit dem Hammer Land zu erwerben.
Wir sind von des Hammergottes Geschlecht
Und wollen sein Weltreich ererben. (F. Dahn.)

Von der Übung mit der Streitaxt berichtet Paul Diakonus (III, 30); als Authari auf seiner Brautfahrt jene vom Pferde in den nächsten Baum schleudert, ruft er aus: „Solche Hiebe führt König Authari!" Sidonius Apollinaris (430—488) berichtet bei Schilderung einer Barbarenhochzeit, die durch Überfall in ein Kriegslager verwandelt wird: „Schüsseln und Becher wurden zu Wurfgeschossen. Es ist den Franken aber auch Spiel, die schnellen Wurfäxte auf weite Fernen zu schleudern und den Treffpunkt vor-

---

1) Der Oberkörper ist beim Kampf der Germanen meist nackt, seltener, vielleicht meist bei Vornehmen, mit dem rechteckigen Sagum bekleidet. S. Abbildungen bei Pflugk-Harttung S. 60 f. 77. 79. 86 f. u. s. f.

2) Ähnlich dem Bomerang; vgl. G. Freytag, Ingo und Ingraban, S. 35 ff.

herzusagen. Sie schwingen die Schilde im Kreise und ereilen in Sprüngen geworfene Speere, denn schon den Knabenjahren eignet frühe Liebe zum Kriege."[1]) (V, 218 f. 246 f.) Keulen, Bogen und Pfeile sind, wie auch Steinschleudern, gewöhnliche Waffen gewesen. Abbildungen von Fundgegenständen, alten Denkmälern, namentlich der Trajans- und Mark Aurel-Säule führen uns diese Waffen vor Augen. (Z. B. bei F. Dahn, „Urgeschichte der Germanen." Pflugk-Harttung, „Geschichte des Mittelalters" I.) Tacitus gedenkt noch des Tanzes nackter Jünglinge zwischen Schwertern und Lanzen (Germ. 24).[2])

An zweiter Stelle stand der Kampf mit Schwert und Schild. Das germanische Schwert war dem römischen Legionarschwert in der Form nachgebildet; die älteren Bronzeschwerter waren selten, aber auch die neuen, zweischneidigen, eisernen (got. hairus) waren des kostbaren Metalls wegen (Germ. 6) nicht allzu häufig. Das kurze, einschneidige norddeutsche Schwert hieß Sax. Ältere Schwerter sind ein Meter, jüngere halb so lang, die Saxe sind gewöhnlich noch kürzer. Der Schwertkampf begann ebenfalls frühzeitig. Als der langobardische Königsknabe Grimoald, der ein vortrefflicher Reiter ist, gefangen genommen wird, tötet er „mit einem kurzen Schwerte, wie er's in seinem Alter führen konnte," seinen Feind, den Avaren (Paul Diak. IV, 37). Daß der Waffenkampf in frühester Jugend begann, melden Ariovist (Cäs., Bell. Gall. I, 36), Tacitus (Germ. 20. 24. 32), Ammianus Marcellinus, Sidonius Apollinaris (V, 246), Einhart (Vit. Car. 19. 22), Rhabanus Maurus (De mil. Rom. 3. 12) und andere. — Die Schilde waren von Holz oder Geflecht, einfarbig bemalt und hatten in der Mitte Metallbeschlag. Helm und Harnisch waren selten, meist erbeutetes Besitztum.[3])

Jener Knabe Grimoald war ein vorzüglicher Reiter. Bei allen Germanen ward die Reitkunst von früher Jugend an gepflegt.

---

[1]) Das Steinwerfen in der Schweiz und Brunhilds Wettwurflauf entsprechen diesem fränkischen kriegerischen Spiele.

[2]) Germ. 24. Nudi iuvenes, quibus id ludicrum est, inter gladios se atque infestas frameas saltu iaciunt; exercitatio artem paravit, ars decorem. — Von den Waffenübungen heißt es Germ. 32. Hi lusus infantium, haec iuvenum aemulatio: perseverant senes.

[3]) Feldzeichen: Wolfsköpfe aus Bronze, steinbespängt und hohl, mit langen, hinterherflatternden, durch die Luft aufgeblähten Purpurgeweben. Nachgebildete Exemplare im Trierschen Altertumsmuseum.

Tacitus verneint (Germ. 6) das Schnell- und Voltereiten in Gestalt einer 8 und erwähnt eine Art gemeinsamer Rechtsschwenkung (135° Abweichung, cf. Cäs. I, 48). Vorhanden gewesen ist beides sicher. Die schulmäßigen Reitübungen der Tenchterer begannen frühzeitig (Germ. 32), wie bei den Franken (Rhab. Maur. 3; Einh. 22) und in ältesten Zeiten bei den Kimbern und Teutonen (Plutarchs Mar. 11 ff.). Wenn bei Florus und Prokop auch etwas auf Grund der rhetorischen Redeweise abzuziehen ist, so bleibt doch der Kern erwähnenswert, wie König Teutobod über 4—5 Pferde zu springen vermag (Flor. I, 38) und Totila, Aligern, Teja und andere Edle Meister im Reiten sind (Prok., Got. IV, 31. 35; Agath. Hist. I, 9; II, 5). Von Totila heißt es: „Er führte vor der Schlacht auf dem freien Raum mit Geschicklichkeit Waffenspiele auf. Zuerst ließ er sein Roß die zierlichsten Wendungen und Volten machen. Dann warf er in vollem Jagen den Speer hoch in die Lüfte und faßte ihn bald mit der Rechten, bald mit der Linken in künstlerischer Abwechselung, wobei er seine ganze Gewandtheit zeigte, sprang von hinten und von vorn, wie von beiden Seiten, vom Pferde herab und wieder hinauf, wie einer, der von Jugend auf die Künste der Reitbahn geübt hat.“ In späterer Zeit werden uns oft ähnliche Spiele berichtet, so von Boucicaut, Gerald, Parzival. (Vgl. X, 2. Die ritterliche Erziehung.)

Alle diese Übungen kamen bei der Jagd und beim Kriege in Anwendung; beides war den Germanen mehr wie Vergnügen, der Krieg galt als Kultushandlung. Darum die Erziehung zum Kriege von Jugend auf (Bell. G. VI, 21), darum die stete Bewaffnung,[1]) darum das Durchdrungensein des ganzen Lebens von kriegerischen Gedanken. Der Krieg war reines Schiedsgericht; das Fatum lenkte den Lauf; wer sterben sollte, starb; die Totbestimmten („Feigen“) wären ebensogut zu Hause gestorben, der Besiegte war der Verurteilte, gleichgültig, ob er nach heutigen Begriffen recht oder unrecht hatte. Die Gefan-

[1]) Germ. 12. Nihil autem neque publicae neque privatae rei nisi armati agunt. Sed arma sumere non ante cuiquam moris, quam, civitas suffecturum probaverit. Tum in ipso concilio vel principum aliquis vel pater vel propinqui scuto frameaque iuvenem ornant: haec apud illos toga, hic primus iuventae honos; ante hoc domus pars videntur, mox rei publicae.

genen wurden geopfert, nicht zum Vergnügen, sondern zum Danke Gottes; sie wurden aufgehoben zur Sühnung späterer Verbrechen, und der Greis, der noch im Schlachtengetümmel den Tod finden konnte, pries sich glücklich; der Sklave mit dem Sinn eines Freien beweint sein Los, das ihm die Kriegswaffe versagte.

Nordische Sommernacht leuchtet im Schnee,
Leuchtet im flutenden Herthasee. —
Zwischen erglühenden Buchen am Strand
Schimmert das heilige Inselland,
Schimmern die Steine des Opferaltars
Herthas, der segnenden Göttin des Jahrs.
Sommersonnwendnacht, o heilige Zeit,
Opfer schon stehn dir am Ufer bereit. —
Diener der Göttin, unfreie Geburt,
Führen die Schimmel am silbernen Gurt. — —
Einer von ihnen, ein Greis, erhebt
Freudig sein Haupt, sein Mund erbebt:
„Schwinde, mein Leben, wie Abendrot!
Kurz, wie die Sommernacht, kurz ist der Tod.
Kaum, daß im Dunkel mein Aug' erlischt,
Werd' ich vom ewigen Morgen erfrischt."
Sprach's; da erhebt sich ein Jüngling und spricht:
„Greis, deine Worte versöhnen mich nicht.
Kurz, wie der Wintertag, arm und kahl
Deucht mich des Lebens so flüchtiger Strahl.
Fiel' ich, ja fiel' ich, ein Held in der Schlacht,
Hell wie die Flamme der nordischen Nacht,
Dann, ja dann hätt' ich gelebt, und mit Recht,
Weh' mir! Nun sterb' ich, ein elender Knecht." (H. Lingg.)

5. Geistige Bildung.

Bei der gesamten Namengebung wiegen kriegerische Ausdrücke vor. Man betrachte Sigimer und Sigimund, Heruler (Schwertmänner) und Gernot, Hilderich (Kampfesfürst) und Kriemhild (Kampfkämpferin), Gunther (Kämpfer), Giselher (Speerkämpfer) und Ekkileich (Schwertkämpfer).

Zur Erziehung, kaum zum Unterrichte, ist auch noch alles das zu rechnen, was mittelbar mit der kriegerischen Ausbildung zusammenhängt. Zuvörderst der Gesang.[1])

---

[1]) Zeugnisse über germanische Gesänge vor 400 bei Tacitus (Germ. 2. 3. Hist. 2, 22; 4, 18; 5, 15. Ann. 1, 65; 2, 58; 4, 47). Julian

Schon Tacitus giebt uns ein reiches Bild darüber, das von Schriftstellern späterer Zeit vervollständigt wird. Mit Gesang zog man in den Krieg und zur Schlacht, bei Hochzeiten, Begräbnissen, Opferungen, beim Arbeiten und Wandern, überall erklangen Lieder. Man sang, falls jenes Schlummerlied echt ist,[1]) dem Kinde an der Wiege von Wodans Gaben, pries Armin, Alboin und andere Helden, besang den Tuisko und die Götter, trällerte Spottlieder auf andere Stände, schrie Bardiete und ließ die Harfe zu Heldengesängen erklingen.

Uralte Zauberformeln gegen Siechtum und Pferdefußverrenkung, für Gefangenenbefreiung und Milchsegen vererbte Geschlecht auf Geschlecht und erzählte die Thaten Armins und die Macht der Asen und Riesen den Kindeskindern. Die Sagen bildeten sich zehnmal um, ehe sie feste Gestalt auf Pergament erlangten.

Die Kenntnis lateinischer Sprache erwarben Deutsche im römischen Kriegsdienst. Ariovist verstand „infolge des langen Umgangs" Gallisch und Römisch (B. G. I, 47); Arminius (Ann. 21, 10 f.) und andere unbekannte Germanen (Ann. 2, 13), sein Bruder Flavus (Vell. 2, 118) und Segests Sohn Segimund („Geschichte der Urzeit," S. 346), Marbod und Chariowalda, Chumstinctus und Avectius (Liv. ep. 141) verstehen die Sprache ihrer Feinde und haben fast sämtlich einmal in römischen Diensten gestanden. Das lateinische Wesen sickerte ja immer mehr ein. Strabo denkt an Gallier und Germanen, wenn er sagt (IV, 4),

(Misopogon: zu Anfang). Ausonius (Mosella 105 f.). Ammianus Marcellinus (31; VII, 11). Wulfila. (In der gotischen Bibel viele Fachausdrücke für Gesänge.)

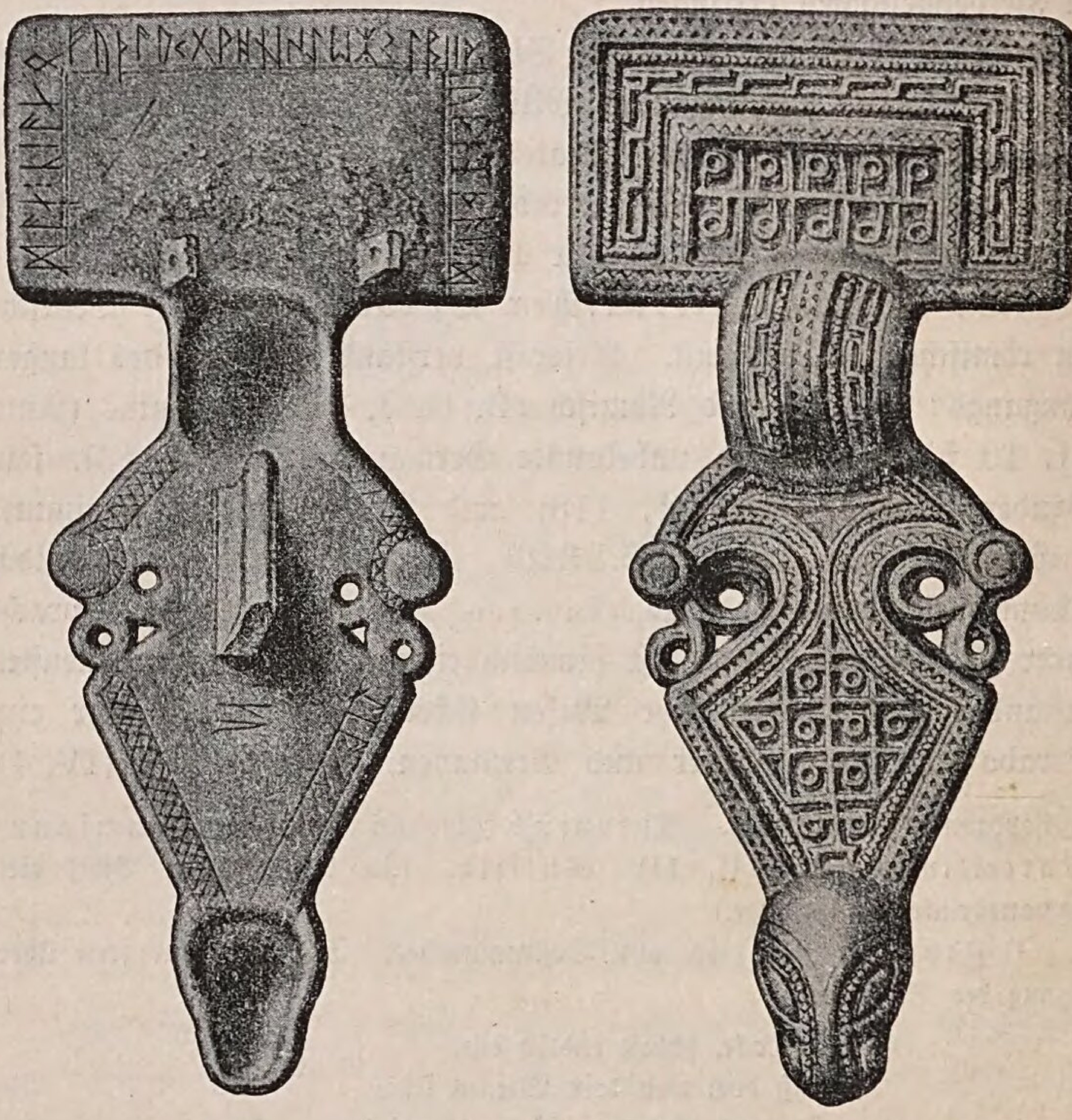
[1]) Zappert, Über ein ahd. Schlummerlied. Es folge eine freie Übersetzung der Stabreime:

Tocke, schlafe endlich ein,
Laß doch nun dein Weinen sein.
Triwa wehrt dem Wolf geschwind.
Bis zum Morgen schlaf, mein Kind.

Schlaf, du trautes Söhnchen mein.
Hera bricht dir Blaublümelein.
Eier und Honig, süß und lind,
Giebt dir Ostara, schlaf mein Kind.

Schlaf, mein Töckchen, schlafe ein.
Zanfana schenkt dir ein Schäfelein
Und Wodan Speere, flink wie der Wind.
Herra hurt! Schlaf ruhig, mein Kind!

sie seien der Redekunst nicht fern geblieben, und Florus meint, es hätten die römischen Sitten gründlicher als die Waffen die Germanen besiegt. Der alte gepflegte Bauerntrotz (Bell. Gall. IV, 1; Ann. XI, 16) brach. Stäckel führt aus (Realschulprogramm, Berlin 1880), daß bis 375 die Deutschen im römischen Heer eine untergeordnete Stelle einnahmen, seitdem erhielten sie die höchsten Ehrenstellen, und nach 375 überwogen sie im Heer. Vgl. Mommsen V, 39.



Die burgundische Silberspange von Charnay (um 500 n. Chr.)
(Vgl. R. Henning, Die deutschen Runendenkmäler.)

Die Runeninschrift auf der Rückseite lautet, rechts oben beginnend, nach unten gelesen U þ F N þ A I IDDAN KIANO: FU þ A R K G W H N I J E. Das heißt: „Möchte erfassen lernen des Idda Gattin das Runenalphabet." — Am Runenalphabet oder Fuþark fehlen aus Raummangel am Ende der obersten Zeile die Zeichen für l, ng, o, d. — Auf dem unteren Teile der Rückseite ist seitlich noch in Runen das Wort EIA (= sie) eingeritzt. In der Mitte stehen noch ein paar Runen, nach Henning Schülerübungen der Gattin des Idda.

Wie stand es mit der Pflege der Schrift und des Lesens? Die ging den Germanen ganz ab, oder so gut wie ganz (Germ.

19). Anders war's mit der Runenkunde, die sicher den meisten freien Germanen seit dem 3. Jahrh. eigen war, die Kunst eingedrückte Zeichen zu deuten, erwähnt schon Tacitus (Germ. 10). Aber man mache sich keine übertriebenen Vorstellungen. Auf Geschenke und Gedenksteine, auf Ringe, Trinkhörner, Speerblätter, Schnallen, Schwerter u. dgl. einige Runen meißeln oder ritzen, meistens ein oder wenige Worte, und diese entziffern, das ist nicht mehr, als wenn man heute einige griechische Buchstaben lesen kann. Zu litterarischen Aufzeichnungen wurden die Runen nicht verwendet. Aber zu Widmungen bedienten sich ihrer auch Geistliche und Nonnen. — Von den bis jetzt bekannten 17 deutschen Runendenkmälern gehören nach Henning 2 den Goten, 3 den Burgundern, 3 den Rugiern, 2 den Sachsen, 2 den Alamannen, 4 den Franken. Die 4 fränkischen Inschriften befinden sich auf Spangen, die in Osthofen, Freilaubersheim, Friedberg und Ems aufgefunden wurden. Die ersten drei gehören nach Henning wahrscheinlich dem 6. oder 7. Jahrhundert, die letztere dem 8. an. — Die Osthofener Inschrift ist verstümmelt, die Friedberger Spange trägt in Runenzeichen den Namen þuruþhild (Drudenhilde). Die Emser Spange widmet Wada dem Mado (Ubada Madan), die Freilaubersheimer (Boso wraet runa. þik Daþena godda) besagt etwa: Boso ritzte die Rune; dich, Dathena, beschenkte er. Die 1893 in Preßburg gefundenen Spangen sind wahrscheinlich in Salzburg um 700 angefertigt, ihre Inschriften lauten: „Wonne, Godahit,“ „Segen, Arsipoda.“ Vgl. R. Henning, Die deutschen Runendenkmäler, und Wimmer, Runenschrift, übersetzt v. Holthausen. Einige jener ausführlichen nordischen Runeninschriften lauten nach dem letztgenannten Werke: 1. Hornbores Stein, des Sohns Svides. 2. Gunwalds Stein, des Sohnes Roalds, Redners auf Solhaugen. 3. Rolf Noregade widmete diesen Stein: Gudmund, seinem Brudersohn, er und seine Mannen ertranken. 4. Thormund genieße des Grabhügels. 5. Ragnhild setzte diesen Stein dem Ale Salvegode, der Tempel ehrwürdigem Wächter. Ales Söhne errichteten diesen Hügel ihrem Vater und sein Weib ihrem Gatten. Aber Söte ritzte diese Runen seinem Herrn. Thor, weihe diese Runen. Der soll es wieder in Ordnung bringen, wer gegen diesen Stein Gewalt verübt, oder nach einem anderen fortschleppt. 6. Ragnhild, die Schwester Ulfs, setzte diesen Stein und widmete diesen Hügel und diese Steinsetzung Gunolf, ihrem Gatten, dem wohlredenden Manne, dem Sohne

Naerts. Wenige werden jetzt geboren, besser wie er. (Stein von Tryggevaelde.)

Die ganze Bildung des germanischen Jünglings zur Zeit des Tacitus kann schließlich durch jene schöne verklärende Stelle der Edda wiedergegeben werden. Nur ist dabei zu bedenken, daß diese Stabreime nicht als Quelle aufgefaßt werden dürfen, sondern als ein bestätigendes Gedicht aus der Blüte der Ritterzeit, aus dem 12. Jahrhundert, wenn auch zugegeben werden mag, daß sich im Nordland altgermanische Zustände länger erhielten als in Deutschland. Im Rigsmal heißt es ungefähr: „Der Edle wuchs auf in den Räumen des Heims; er lernte schwingen den Lindenschild und anlegen die Bogensehnen, er lernte spannen den Ulmenbogen und Pfeile schaften, Geschosse schießen, die Speere werfen, auf Rossen reiten, auch Hunde hetzen, durchschwimmen den Sund und führen das Schwert. So wuchsen auch auf die Söhne des Edlen; sie zähmten die Rosse und bogen die Schilde, sie glätteten Pfeile und schwangen den Speer. Doch Konr, der Jüngling, lernte mehr, er kannte die Runen, die ewigen Runen, die Runen der Zukunft. Er verstand es, zu bergen die Menschen, die Schwerter zu stumpfen, zu beschwichtigen die Wogen. Er war der Vogelsprache kund, er konnte löschen das Feuer, beruhigen den Sinn, heilen die Sorgen, seine Kraft glich der Stärke von acht Männern. Er stritt in Runen mit Rigr, dem Edling. Sieghaft blieb er in allerlei Wissen."[1])

Dies ist in großen Zügen der Kreis der Erziehungsaufgaben vor der Völkerwanderung; freilich, er ist's nicht nur für diese Zeit, das meiste hat fürs ganze erste christliche Jahrtausend Gültigkeit. Rhabanus Maurus (776—859) hat für die Jugenderziehung der Edlen ein Werkchen herausgegeben, welches sich schließlich als eine verkürzte und verbesserte Auflage des Vegetius herausstellt, und hat fast dieselben Anforderungen und Erziehungsaufgaben wiederholt, die schon zu des Tacitus Zeiten vorlagen. Der Ton ward in den letzten Jahrhunderten vor den Staufen

---

[1]) Edda, Ausgabe v. Jónsson p. 73 f. (cf. § 9, 3 Rigsþula. Upp óx þar Jarl á fletjom, lind nam at skelfa, leggja strenge, alm at beygja, orvar skepta, flein at fleygja, frokkor dyja. hestom riþa, hundom verpa, sverþom bregþa, sund at fremja. — En Konr ungr kune rúnar, aevenrúnar, ok aldrrúnar, meir kunne hann monnom bjarga, eggjar deyfa, aege laegja. Klok nam fogla kyrra elda, seva of svefja, sorger laegja, — — afl ok eljon átta manna. — cf. Einh. vita Caroli M. 22.

nur höfischer, die Ausbildung der Knaben an adeligen Höfen häufiger, und die gelehrte Erziehung brachte man den Laien näher. Die Menge neuer Schulen erfüllte ihren Zweck und konnte nirgends ohne Einfluß bleiben.

Wie stand es denn aber mit Schulen, mit dem Unterrichte in den ältesten Zeiten der deutschen Geschichte, bevor Germanen auf römischem Boden Reiche errichteten? Auch in jenen Zeiten fehlen sie nicht ganz, weder bei den Kelten noch bei den Germanen.

6. Keltische Schulen.

Bekanntlich reichte das keltische Gebiet einige Jahrhunderte vor Christi Geburt bis an die Elbe und nach Thüringen herein. Die Deutschen drängten sie immer weiter zurück. Zu Cäsars Zeiten bildete der Rhein die Scheide. Ein großer Teil unseres jetzigen Vaterlandes war also keltisch; Metz und Trier waren Hauptsitze. Bei Betrachtung altdeutscher Schulverhältnisse dürfen darum die Kelten nicht umgangen werden. Wir sind über jene durch römische und griechische Schriftsteller unterrichtet, namentlich durch Cäsar (Bell. Gall. VI, 13—18), sodann durch Tacitus, Lukanus (ca. 50 n. Chr.; Phars. I, 441—462), Pomponius Mela, Diodorus Siculus, Strabo (alle um Christi Geburt), Ausonius (310—390). Ammianus Marcellinus (Röm. Gesch. XV, 9). Es ergiebt sich folgendes Bild aus ihren Darstellungen:

Während der gemeine Mann, wie Cäsar sagt, fast Sklave war (paene servorum loco habetur), hatten sich zwei Volksklassen alle Rechte angemaßt: die Ritter und die Druiden. Als Cäsar Gallien betrat, standen die letzteren noch im höchsten Ansehen; sie leiteten den gesamten Kult, standen den Opfern vor, machten sich zu Richtern in staatlichen und privaten Streitsachen und hatten eine solche Gewalt, daß thatsächlich widerwillige Leute und solche, die ihre Aussprüche nicht wie Orakel betrachteten, einfach der schwersten Strafe verfielen, nämlich von den Opfern ausgeschlossen wurden. Ihre Hauptaufgabe blieb der Unterricht; er blieb es noch, als der ganze keltische Götzenkult ausgerottet war. Diodor, Strabo, Lukan, Ammianus Marcellinus unterscheiden die Druiden in Barden, Euhagen oder Vates, und in eigentliche Druiden. Die Barden waren Dichter, die anderen beiden Arten Philosophen, Priester, Schulmänner; die Druiden

waren eine höhere Abteilung der Euhagen. Ammianus läßt sie in einem Geheimbunde vereinigt sein und rühmt ihnen, wahrscheinlich auf Grund alter Quellen, tiefsinnige philosophische Spekulation nach. Unsere Aufmerksamkeit erregt nur ihre pädagogische Thätigkeit.

Namen von Druiden als Erzieher sind uns nicht aufbewahrt, doch sagt Ausonius (Prof. IV), daß es in Toulouse und Bordeaux zu seiner Zeit christliche Lehrer aus Druidengeschlechtern gegeben habe, die in ihren Namen noch an die Gottheiten ihrer Väter, so des Belenus, erinnerten. (S. Burckhardt, Konstantin, S. 153.) Phöbicius und Delphidius. Als Professoren aus druidischem Geschlecht nennt Ausonius: Attius Diro, Attius Patera. Auf einem in Metz gefundenen Steine begegnet uns eine Druis Arete; sie ist Vorsteherin eines priesterlichen Frauenkollegiums (s. Fiedler, Gripswalder Matronen und Merkuriussteine; Ewen, Trierer Gymnasialprogramm 1884).

Eine Druis weissagt dem Alexander Severus Niederlage, eine andere dem Diokletian Sieg, eine dritte wird von dem ratsuchenden Aurelian befragt (Burckhardt, Konstantin, S. 83).

Der Ort der druidischen Bildungsanstalten war nicht an feste Gebäude gebunden. In Höhlen und auf waldigen Höhen lehrten die Druiden die gallische Geheimlehre. Das war nicht etwa Zurückgezogenheit oder Furcht vor Cäsar; griechische Philosophen lehrten ja auch im Freien, und das Ziel heutiger Pädagogen geht auf mehr Unterricht außerhalb der Schule. Valerius Maximus deutet an, daß die Lehrer nicht unentgeltlich unterrichteten, sondern auf Sammlung von Reichtümern bedacht waren. Nach Cäsar war Britannien der Ursprung des Ordens. Eifrige Studenten, die sich gründlich unterrichten wollten, hätten sich dahin gewandt; gewiß bestand dort eine höhere Schule, eine Art Priesterseminar. Fraglich bleibt der Wechselverkehr mit römischen und griechischen Schulen. Griechische Unterrichtsanstalten gab es mehrere. War ja Massilia eine griechische Ansiedelung und bildete den wissenschaftlichen Mittelpunkt Südgalliens. Die Art des griechischen philosophischen Unterrichts in Form und Inhalt ähnelt dem keltischen, aber er war nicht so abgeschlossen, wie das Druidentum.

Wer unterzog sich nun der druidischen Schulung? „Junge Leute in großer Anzahl,“ meint Cäsar und fügt als Begründung

hinzu, daß die Druiden vom Kriegsdienst und Steuerzahlen frei waren. Die lockenden Vorteile bewogen junge Leute freiwillig, und die Eltern sahen es gern. Wie bei den Pythagoräern Esoteriker und Exoteriker, bei den Klosterschulen Interiore und Exteriore, heutigestags an den Universitäten eingeschriebene Studenten und Hörer, so gab es bei der Druidenlehre auch Ordensschüler und Studenten hohen Adels, die nur dem Unterrichte beiwohnten und dem Geheimbund nicht beitraten.

So wenig über den Inhalt der keltischen Schulwissenschaft im einzelnen bekannt ist, so klar liegt doch der Wissenskreis im allgemeinen zu Tage. Theologie und Philosophie war die Hauptsache, unsere beiden anderen Fakultäten waren nur ein Teil der ersteren. Cäsar und andere geben als Hauptsatz der Philosophie an: „Die Seele ist unsterblich und wandert nach dem Tode des Leibes von Körper zu Körper. Das ist der kräftigste Antrieb zur Tapferkeit bei Verachtung der Todesfurcht." Über den Einfluß pythagoräischer Lehren, die ja auch wieder orientalischen Ursprungs sind, kann man kein Urteil fällen. Diogenes Laertius (200 n. Chr. in „De vitiis") faßt die Grundlagen der Lehren so zusammen: „Ehre die Götter, meide das Böse, übe die Tapferkeit."

Die Götter wurden durch blutige Menschenopfer geehrt. Aber man darf dies nicht als eine grundlose Handlung, die nur zum Spaße geschah, auffassen. Auch bei den alten Germanen waren die blutigen Sühnopfer gewöhnlich, und man sparte Gefangene dazu auf. Namen keltischer Götter, die dem Römertum immer näher gebracht und in keltisch-römischen Truppenteilen durcheinander verehrt wurden, sind: Belenus oder Abelio (Apollo), Ogmius, der redegewaltige, äußerlich dem Herakles ähnelnd; der hirschköpfige Cernunnos; Magusanus (Herkules); Esus oder Camulus (Mars), Taranis oder Taranucnus (Jupiter), Teutates (Merkur), Bedaius. Belenus hatte beispielsweise eine Kultusstätte in Aquileja, Bedaius in Chieming am Chiemsee. (S. Hübner, Röm. Herrsch., S. 125.) Mainz klingt an eine keltische Gottheit Magon oder Magontia an. (S. Hübner 129.) Weibliche Gottheiten kommen in zahlreichen Mengen auf Altären in typischer Dreizahl vor; man nennt eine solche Gruppe Mutter (matres, matronae, mairae); die Matronen, die sich mit römischen und germanischen Gottheiten mischten, haben bei Aachen zahlreiche Altäre gehabt. Jupiter, Juno und Mars oder Minerva (keltisch

Belisana) erscheinen auf den drei oder vier Seiten des Altars in erhabener Darstellung. Weihinschriften zieren die Mäler; die drei Mütter bilden gewöhnlich eine sitzende Gruppe. (S. Hübner 145. 60; Burckhardt 153.)

Die Gewalt dieser Götter und ihre besondere Verehrungsart, philosophische Betrachtung über das Wesen der Dinge, aber auch astronomische Belehrung über Lauf und Größe der Sterne, über die Völker der Erde, Recht und Medizin waren Gegenstände der Schulwissenschaft.

Die Unterrichtsweise erinnert an die Pythagoräer und Eleaten. Die Druiden schrieben nichts auf, wie Pythagoras, Sokrates, Christus, Apollonius von Tyana; sie verbaten sich auch die Aufzeichnung, wie Empedokles, Parmenides und Xenophanes. Cäsar vermutet, diese Lehrweise habe ihren Grund darin gehabt, damit die Lehre geheim bleibe und das Gedächtnis gestärkt werde. Die Studenten mußten also das ganze System, das wie bei Parmenides und anderen alten griechischen Philosophen in Gedichtform vorgetragen ward, auswendig lernen. Der ungewöhnliche Gebrauch der Schrift wird der Hauptgrund gewesen sein. Wir haben keltische Denkmäler, in Südgallien mit griechischen, im Norden mit römischen Schriftzeichen, in Menge. Aber man verwandte die Schrift nur zu Widmungen, wie bei den Germanen die Runen.

Die Geschichte der Druidenschulen ist kurz, wie die des Druidentums. Aus unbekannten Anfängen hervorgewachsen, gelangten sie zur Zeit der römischen Bedrängnis zu hoher Blüte. Druidenschulen befanden sich bei Autun, Dreux bei Chartres, Besançon, Bajeux, Bordeaux. Die siegreiche Macht der höheren und menschlicheren römischen Bildung wirkte zunächst unmittelbar. Bald führten aber die römischen Kaiser den Kampf offen gegen den grausamen Kultus, dessen Träger wahrscheinlich außerdem mit priesterlicher Hartnäckigkeit den neuen Eindringlingen das Leben sauer zu machen suchten. Augustus und Tiberius verboten die Teilnahme an den Druidenopfern (Plin. hist. nat. 30, 4), Claudius verbot bei Todesstrafe die ganze Religion (Suet. Claud. 25). Offiziell verschwand die keltische Nationalreligion aus den römischen Gebieten oder zog sich in entlegene Winkel der Bretagne und Britanniens zurück. Im geheimen bestand sie noch lange. Die oben erwähnten Kaiser ließen sich von Druidinnen weissagen.

Auf der Insel Walchern hat noch Wilibrord (Vit. 13) ein keltisches Götzenbild, das ein Wächter behütete, zerstört. 1647 hat man in jener Gegend 16 gallische Götteraltäre (Göttin Nehalennia) gefunden. (Vgl. „Jahrb. f. Altert. im Rheinl." 57, 196.)

Der große Teil der Druiden trug dem Wechsel der Verhältnisse Rechnung, suchte und fand an römischen und christlichen Schulen Anstellung, wie schon aus der Erwähnung des Ausonius hervorgeht, und verlor sich schließlich in den siegenden Völkern.

7. Germanische Schulen.

Germanische Schulen erwähnen die römischen Schriftsteller nicht, in das innere Volksleben waren nur sehr wenige eingedrungen. Cäsar, der so ausführlich der Druidenschulen gedenkt, sagt (IV, 21): „Sie haben weder Druiden, noch befleißigen sie sich der Opfer. Nur Sonne, Mond und das Feuer verehren sie, die anderen Götter kennen sie nicht einmal dem Namen nach." Cäsar kannte die inneren Einrichtungen fast nicht, Tacitus und andere beschreiben einen viel reicheren Kult. Wenn Cäsar nichts von keltischen Schulen gesagt hätte, wüßten wir fast nichts davon; so hängt unsere Kenntnis alter Kulturzustände manchmal von einem einzigen Berichterstatter ab. Freilich hatte Deutschland Priester und Priesterinnen (Germ. 9. 10 f.; Strabo VII, 2), Götter und Göttinnen. Daß die priesterlichen Vornahmen einen sachgemäßen Unterricht erforderten, ist klar; nur wissen wir nicht, ob er planmäßig erfolgte. Die heidnischen Opfergesänge, die beispielsweise Gregor der Große und Tacitus erwähnen, verdanken priesterlichem Einfluß ihr Dasein. Winfrieds erste Aufgabe bei Bekehrung Thüringens war ja auch Gründung einer Priesterschule zu Ohrdruff, 730. Die kunstgemäße Ausbildung des Stabreims, wie sie in unseren ältesten Zaubersprüchen, im Hildebrandslied, im Wessobrunner Gebet, im Muspilli und Heliand vorliegt, ist das Ergebnis langer Schulung. Die Kenntnis der Kenningar, der bildlichen Ausdrücke, setzt einen Fachunterricht voraus, von dem wir im Angelsächsischen und Nordischen Kunde haben. Ein noch hie und da auftretender mißverständlicher Begriff der Volksdichtung und die noch immer ausgesprochene Meinung, daß Wissenschaft zum Dichten entbehrlich und jeder Mensch Dichter sei, wenn er nur wolle, trübt das Verständnis

für derartige Fragen. Es ist nicht zweifelhaft, daß in den ältesten Zeiten eine sorgsame Ausbildung und bewußte, mehr oder minder planmäßige Lehre die alten Sagen und Dichtungen von Geschlecht zu Geschlecht vererbten, bis diese schließlich aufgezeichnet wurden. Wenn Chlodowech um 500 sich von Theoderich einen Rhapsoden ausbittet (Cassiod., Var. II, 41), so bezweckte er gewiß nicht nur die augenblickliche Unterhaltung, sondern auch die Belehrung und Heranziehung eines Nachwuchses von Sängern. Sicher ist dies nicht, aber sehr wahrscheinlich, besonders wenn wir an ähnliche Fälle zu Zeiten Karls und anderer denken. Was die körperliche Ausbildung, einen kriegerischen Unterricht anbelangt, so braucht die systematische Abhärtung, deren Tacitus gedenkt, sowie der Schwertertanz, die Springkunststücke Teutobods oder das Reitergeschick der letzten gotischen Helden zwar denselben nicht vorauszusetzen. Wenn man aber weiß, daß in den knappen Quellen viel eher das Können als das Lernen erwähnt wird, daß zu des Tacitus Zeiten die Schwertleite von der Tüchtigkeit abhing, und wenn man in Erwägung zieht, daß selbst in der Blütezeit des Rittertums, im 12. und 13. Jahrhundert, das notwendige Schulturnier[1]) nur in einer oder zwei Quellen einigemal dunkel angedeutet wird, so schwindet auch das Vorurteil für den Abweis einer ähnlichen altgermanischen Einrichtung.

Man ist schon zu sehr gewöhnt, alles, was Kunst heißt, unseren Ahnen abzusprechen, während die Steine und selbst die Gräber anders zeugen.

8. Römische Anstalten für Gladiatoren, Unterhändler, Soldaten.

Eine schulmäßige, freilich höchst demütigende, gymnastische Ausbildung, zu der Gefangene in Italien gezwungen wurden, gewährten die Gladiatorenschulen, deren eine, Ravenna, das Elend des Thumelicus wurde. (Hübner, Röm. Herrsch., S. 163.)

Einer anderen nicht genügend aufklärbaren Einrichtung begegnen wir ein einziges Mal, nämlich bei Sueton im „Leben des Caligula“.[2]) Auf dem Germanenzug dieses Kaisers läßt er

---

[1]) Vgl. X. Die ritterliche Erziehung.

[2]) Sueton, Caligula 45. (Antw. 1579.) Mox deficiente belli materia, paucos de custodia Germanos trajici, occulique trans Rhenum

germanische Geiseln seiner Leibwache aus der Schule holen (e litterario ludo) und sie heimlich voranbringen; dann stand er rasch von der Tafel auf, verfolgte sie und brachte sie im Triumph zurück, als wären es aufgegriffene Feinde, um mit ihnen im Siegeszug zu Rom glänzen zu können. Einige Gelehrte nehmen wohl mit Recht an, es handle sich hier um Schulung und Ausbildung von Unterhändlern zwischen Deutschland und Rom. Es wurden oben ja mehrere Fälle angeführt, wie Germanen die römische Sprache verstanden. (Vgl. Stäckel, Berliner Realschulprogramm 1880: „Die Germanen im römischen Dienste.") Keinesfalls ist aber die Schule zu verwechseln mit den „Schulen" (scolae) in Kastellen am Pfahlgraben, die wiederholt angedeutet werden. Das waren öffentliche Gebäude oder römische Exerzierplätze. Marquardt, „Röm. Staatsverwaltung" II, 589, erwähnt im Zusammenhange damit, daß im 4. Jahrhundert an Stelle der Garden im römischen Heere drei Abteilungen sich befanden, scholares, domestici und protectores. Die letzteren beiden zerfielen in eine schola equitum und peditum. Nur Veteranen, und zwar regelmäßig Centurionen, wurden dort aufgenommen. Diese Erwähnungen sind nicht zwecklos, zumal man hierbei auch an grammatische oder rhetorische Schulen aus Unkenntnis der Sache denken könnte. So haben wir aus der Zeit von 161—169 eine Xantener Inschrift: „Die Imperatoren und Cäsaren M. Aurel und L. Aurelius Verus trugen Sorge für die Wiederaufrichtung einer durch Feuer zerstörten Xantener Schola." Diese Schola war wie die Schola Xantha zu Rom irgend ein Staatsgebäude, vielleicht zu Militärzwecken, vielleicht ein öffent-

---

iussit: ac sibi post prandium, quam tumultuosissime adesse hostem nuntiari. Quo facto, proripuit se cum amicis, et parte equitum praetorianorum in proximam silvam: truncatisque arboribus et in modum tropaeorum adornatis ad lumina reversus, eorum quidem qui secuti non essent, timiditatem et ignaviam corripuit: comites autem et participes victoriae, novo genere ac nomine coronarum donavit, quas distinctas soli ac lunae, siderumque specie, exploratorias appellavit. Rursus obsides quosdam abductos e litterario ludo, clamque praemissos, deserto repente convivio cum equitatu insecutus, veluti profugos ac reprehensos in catenis reduxit: in hoc quoque nimio praeter modum intemperans. Repetitia cena renuntiantes coactum agmen sicut erant, loricatos ad discumbendum adhortatus est. Monuit etiam notissimo Virgilii versu, durarent, secundisque se rebus servarent.

liches Bad oder dergleichen. (S. „Jahrbücher f. Altert. im Rheinl.“ 23, 59. — Programm des Köln. katholischen Gymnasiums 1880, S. 15.)

9. Römische Schulen.

Es bestanden mehrere römische Schulen in dem jetzt deutschen Teil der ehemaligen gallischen und in den beiden Provinzen Ober- und Untergermanien, die seit 12 v. Chr. eingerichtet worden waren.

Im Verlauf des 1. und 2. Jahrhunderts hatte sich das römische Reich bis Rhein, Donau und Main ausgestreckt; im 2. Jahrhundert ward der Pfahlgraben angelegt. Römisches Kunsthandwerk fand an den äußersten Grenzen Pflege. Den Zeiten der Kämpfe folgten ruhigere für das Land, und als das Reich unter Diokletian (284—305) geteilt ward, kam eine Glanzperiode für den gallisch-germanischen Teil. Konstantin der Große (306—337) vollendete jene Trennung, und Gallien erhielt seine eigene Hauptstadt, Trier, die Residenz der gallischen Kaiser. Im 4. Jahrhundert gelangte die Provinz in hohe Blüte. Maximian (285—293) hielt öfter in Trier sein Hoflager, Constantius Chlorus (293—306) und Konstantin der Große besuchte 306—312 wiederholt die Stadt. Letzterer hatte eine Vorliebe für germanische Truppen, und wenn er auch 306 im Amphitheater viele gefangene Franken den wilden Tieren vorwerfen ließ, so war doch bald sein Heer mit Germanen höheren und niederen Ranges übersät. Es ist klar, daß nicht nur ein wechselseitiger Austausch der Sitten statthatte, sondern daß auch römische Schulbildung auf die Deutschen nicht ohne Einfluß blieb. Die Cäsaren Crispus (317—326), Konstantin II. (317—340), Constans (340—350), Valentinian I. (364—375) und besonders Gratian (364—383), sowie Maximus und Valentinian (bis 390) regierten in der Moselstadt. Ein Leben erblühte, durchwebt von Wissenschaft und Kunst, das den Ammianus Marcellinus veranlaßte, Trier das zweite Rom zu nennen. Furius Dionysius Philokalus rechnet es nebst Rom, Konstantinopel und Alexandrien zu den Reichshauptstädten. Es hatte zuweilen den Anschein, als ob Trier die drei anderen Städte in den Schatten stellen wolle. Man lauschte in Rom, was in Trier vorging, und ließ sich willig Gesetze und neue Kaiser

vorschreiben; der römische Senat war ein leerer Schatten. Römische Kultur hatte an der Donau und Mosel, am Rhein und Main siegreichen Einzug gehalten. Sobald ständige römische Kolonieen, beherrscht von den Legionen, an den Flußufern entstanden — und dies war im 1. Jahrhundert der Fall —, nahm der Deutsche immer mehr Römertum in sich auf. Die Deutschen wurden schon in der zweiten Generation Römer dem Namen nach. In H. Richters Werk über Gratian ist ausgeführt, wie das römische Heer schließlich fast ganz in deutschen Händen war und Deutsche alle möglichen hohen Posten bekleideten.

Gallien hatte seit lange eine Menge römischer Schulen; ich erwähne Marseille, Narbonne, Toulouse, Bordeaux, Autun, Rheims, Trier. (S. Burckhardt, Konstantin d. Gr., S. 278.) Es gab niedere und höhere; beide wurden meist vom Staate unterhalten. Die Elementarschulen führten in die römische Sprache, ins Lesen, Schreiben, Rechnen, später auch in die Musik und das Zeichnen ein. Die höheren waren Literaten- und Rhetorenschulen. Seit Sullas Zeiten hatten sich dieselben immer vollkommener entwickelt. Die Literaten lehrten lateinische und griechische Sprachwissenschaft, Grammatik und Lektüre, Philosophie und Geschichte, Mathematik, Physik, Astronomie. Die Rhetoren dienten der Staatswissenschaft und bildeten Redner und Juristen aus. Über den Unterricht letzterer haben wir im Verlauf unserer ganzen Geschichte Zeugnisse. Die Zahl deutscher Städte, die infolge ihrer handelsgeographischen und militärischen Bedeutung solche Schulen, mindestens niederer Art, besitzen konnten, ist groß. Es kommen in erster Linie in Betracht: in Gallien: Trier und Metz, in Germanien: Köln, Mainz, Augsburg, Xanten (Vetera, Trajana), Straßburg, Regensburg. Ausgegrabene Inschriften und Kunstschätze (vgl. Kraus, Altchristliche Inschriften des Rheinlandes), vereinzelte geschichtliche Nachrichten und Literaturwerke geben Zeugnis von dem geistigen Leben jener Kolonieen. Martial singt, man lese ihn in Gallien so gut wie in Rom. (Ep. VII, 73 f.) All die genannten Städte hatten ja eine Menge Beamte und, wie die Grabschriften bei Kraus beweisen, eine Unzahl feingebildeter Privatleute. Wenn wir darunter so wenig deutschen Namen begegnen, so darf nicht vergessen werden, daß die Söhne der Vornehmen sich lateinische Namen zulegten. (Richter 205. 221.) Durch Verleugnung des barbarischen Anhängsels war es ihnen ja viel leichter, in Ämter

zu kommen. Wir finden dies jetzt bei Offizieren im fremden Dienst auch. Nur bei sehr bedeutenden Leuten wird hinzugefügt, daß sie barbarischer Abkunft waren; so bei Magnentius, Maximin, Malarich, Stilicho, Latinus, Agilo, Skudilo, Vadomar, Merobaudes, Arbogast, Richomer, Bauto (Richter, Gratian, S. 112. 204. 205. 211. 218. 232. 255. 373. 470. 510). (Vgl. Stäckel, Berliner Realschulprogramm 1888: „Die Germanen im römischen Dienste.") Arminius,[1]) Chumstinctus, Avectius,[2]) Chariowalda,[3]) Alarich, Athawulf waren ja selbst römische Offiziere. Um Ämter bei der Verwaltung, Justiz und Finanz zu erlangen, mußten aber zuvor die nötigen Studien gemacht werden, und in diesen Ämtern waren genug Deutsche thätig (Richter 221), die infolge des angenommenen Namens nicht mehr als Barbaren zu erkennen sind.

Sonderbar, daß wir in Wirklichkeit nur von einer einzigen Schule Kenntnis haben, nämlich von Trier. Es steht aber mit Sicherheit zu erwarten, daß eine sorgfältige Forschung, namentlich in betreff der Grabsteine, noch manchen Aufschluß bieten wird. Wie verbreitet die Schulbildung war, hat neuerdings wieder die Auffindung der Bergwerksordnung des unbedeutenden spanischen Städtchens Vipasca aus der Zeit der Flavier gelehrt. Im achten Kapitel wird von der Schule daselbst kurz gehandelt und festgestellt: „Dem kaiserlichen Prokurator gegenüber sollen die Schulmeister von den Pflichten zu Gemeinlasten befreit sein." (S. Hübner, Röm. Herrsch. in Westeuropa, S. 282.) Seit Cäsar und Augustus war dies nach hellenischem Vorbilde im ganzen Reiche der Fall.

Vor Abhandlung der Trierschen Schule mögen einige Bemerkungen über Gelehrtenwesen in anderen deutschen Städten folgen, die das Vorhandensein von Schulen nahe legen, zumal wenn man bedenkt, daß so ziemlich alle Dichter und sonstigen schönwissenschaftlichen Autoren des dritten und vierten Jahrhunderts, vornehmlich Rhetoren und Grammatiker, und diese wieder Schulmänner waren.

In Mainz entstand nach E. Hübner („Röm. Herrsch.", S. 129) im Jahre 238 die Schrift: „De die natali," welche

[1]) Velleius Pat. 2, 118. Tac. Ann. 2, 10.

[2]) Livius. Ep. 141.

[3]) Tac. Ann. 2, 11.

jener „eins der letzten wirklich gelehrten Bücher des Altertums“ nennt. Ihrem Verfasser, Censorinus, einem gelehrten Grammatiker (Priscian nennt ihn „doctissimus artis grammaticae“), lag daran mit prunkender Beredsamkeit und modischer Scheinbelesenheit seinem Gönner Q. Cärelius eine Geburtstagsfreude zu bereiten. Das Werk beschäftigt sich in Anlehnung an Suetons „Pratum“ mit der Zeugung, Geburt, Besprechung der Altersstufen und — Musik. Priscian und Kassiodor erwähnen ihn einigemal; letzterer führt noch ein Werk grammatischen Inhalts von ihm an: „De accentibus“. Censorinus kennt den Horaz genauer, erwähnt eine Unzahl griechischer und römischer Grammatiker und mengt oft griechische Worte ein. (S. Teuffel, Röm. Lit. V. Aufl. 379.)

Im Jahre 235 wird der Kaiser Alexander Severus in der Gegend von Mainz ermordet und Maximin, wahrscheinlich ein Thracier, dort Kaiser. In der Nähe, in Friedberg, Ladenburg, Heddernheim, waren Stätten des persischen Sonnendienstes. (S. Hübner 129.) Eine uralte Abbildung von Mainz auf römischem Bleimedaillon ist ein neues Zeugnis der Wichtigkeit von Mainz (Pflugk-Harttung, S. 107).

In Köln war schon zu Zeiten des Tacitus römische Bildung einheimisch (Hist. II, 21. 37. 74; IV, 65). Drusus befestigte den von Agrippina gegründeten Platz und stiftete den Altar der Ubier. Die Kaiser Valerian (seit 253) und Gallienus residierten oft daselbst. Und als letzterer, im Kampfe um das zerbröckelnde Reich gegen übermütige Germanen, an die Donau eilt, läßt er seinen Sohn als Repräsentanten unter dem Schutze seines Offiziers Postumus in Köln zurück. Postumus aber greift selber nach der Krone und läßt den kaiserlichen Knaben und seinen Hüter Silvanus um 259 hinrichten (Mommsen, Römische Gesch. V, 149 f.). Eine Kölner Grabesinschrift führt uns in das gelehrte Treiben jener Zeit ein. Sie steht bei Kraus („Altchr. Inschr. des Rheinlandes,“ S. 140) und lautet:[1]) „Dies Grabmal sieh

[1]) Hoc hoc sepulchrum respice,
Qui carmen et musas amas,
et nostra communi lege
lachrymanda titulo nomina.
Nam nobis pueris simul
ars varia, par aetas erat.
Ego consonanti fistula
Sidonius acris perstrepens.

an, wenn du ein Lied und die Musen liebst, und lies unsere beweinenswerten Namen auf dieser gemeinsamen Tafel. Uns Knaben war die Kunst verschieden, das Alter gleich. Ich, Sidonius, tönte hell mit klingender Flöte. — Dies Lied, diese Urne, diese Asche ist das Grab des Knaben Xantias, entrissen durch den bitteren Tod. Er, der schon verstand, so viel Buchstaben und Namen mit eilendem Stil in Bücher zu schreiben, wie viel die beflügelte Sprache spricht. Niemand übertraf ihn im Lesen. Mit männlicher Stimme hatte er verständig begonnen, da er jedes diktierte Wort schnell begriff, sich zum Vertrauten zu machen. Weh, in welch frühem Tode ging er dahin, der vertraute Geheimschreiber seines Herrn."

Aus Metz wissen wir vor 715 nichts vom Schulwesen (Realschulprogramm Metz 1880, S. 4); seine Blüte erlebte es unter Chrodegang, und als durch Theodorus und Benediktus Karl der Große mit Hadrians I. Unterstützung in Metz und Soissons Singschulen gründete.

Augsburg lag an einer uralten Verkehrsstraße, es war zeitlich der erste Mittelpunkt römischen Lebens; das Militär trat zurück, das bürgerlich-kaufmännische Leben hervor, sogar hermundurische Händler begegnen uns hier. Der Handel der Römer mit den Germanen nahm in Augsburg seinen Ausgang, von einer Schule fehlt jede Nachricht, die Grabsteininschriften sind mir nicht

---

Hoc carmen, haec ara, haec cinis
pueri sepulchrum est Xantiae,
Qui morte acerba raptus est,
iam doctus in compendia
tot literarum et nominum
notari currenti stylo,
quot lingua currens diceret.
Jam nemo superaret (!) legens.
Jam voce herili coeperat
Ad omne dictatum volans
aurem vocari ad proximam.
Heu morte propera concidit
arcana qui solus sui sciturus domini fuit.

Eine andre Inschrift auf einer Steinplatte interessiert wegen des deutschen Namens.

Hic requiescet (!) Leuradus. Lector amatus oratur infe(r) de provatus qui vixit annus (!) 19, cui pater Leoninus. (Hier ruht Leuradus. Geliebter Leser, bete für ihn, der 19 Jahre lebte. Sein Vater war Leoninus.)

bekannt. Dagegen scheint auf frühe Schulbildung in Regensburg der Umstand zu deuten, daß noch Theodelinde, die agilolfingische Prinzessin, mit Gregor dem Großen (590—604) gelehrten Briefwechsel führte. (Paulus Diakonus: „Hist. Lang.“ IV, 5.)

Ein gründlicheres Bild römischer Schulbildung ersteht unseren Augen bei der Betrachtung von Trier. (Vgl. u. a.: Ewen, Trierer Gymnasialprogramm 1884.)

10. Die Palastschule zu Trier.

Zu Beginn des ersten christlichen Jahrhunderts studierte die gallische Jugend nach Tacitus gewöhnlich zu Autun (Ann. III, 43). Auf römische Schulung in jener frühen Zeit will man aus den Umständen schließen, daß Cäsar mit Indutiomar und anderen vornehmen Trierern ohne Dolmetsch verkehrte (Cäs. V, 3. 4; vgl. auch Martial „Epigr.“ VII, 73), und daß der gewaltige Verteidiger gallischer Freiheit in der Zeit des Bataverkrieges, Tullius Valentinus, große rhetorische Schulung zeigt. Wann thatsächlich eine Schule ins Leben gerufen ward, ist nicht bekannt. Im Museum zu Trier befindet sich eine etwa 2 m hohe und 3/4 m breite viereckige Grabsäule, die aus dem Ende des 2. Jahrhunderts stammen soll und einen Lichtstrahl auf die damaligen Schulverhältnisse wirft. Vergl. das Titelbild.

Der Grammatiker sitzt auf seinem Stuhl; vor ihm, gleichfalls sitzend, befinden sich zwei lockige Knaben; einer hört, der andere liest aus einem Pergamente vor. Schuhe und Gewänder sind sorgfältig, die Gesichtszüge lebhaft. Von der linken Seite des Lehrers her betritt ein Schüler den Raum, die rechte Hand erhoben, die linke trägt eine Art Tasche.

Die Privilegien, die alte Kaiser den Schulen gewährten, haben natürlich auch für Trier Gültigkeit gehabt. Dies bezieht sich auch z. B. auf die Verordnungen des Constantius Chlorus und Konstantin in betreff Staatsgehalts, Befreiung von öffentlichen Lasten und Gewährung einer höheren richterlichen Instanz.

Die erste schulgeschichtliche Urkunde, die sich auf Trier erstreckt und zugleich die Weltbedeutung der Moselstadt bezeugt, stammt vom 23. Mai 376 und ward von Gratian, Valens und Valentinian II. an Antonius, den Praefectus praetorio von Gallien, erlassen.[1])

[1]) Cod. Theod. XIII, 3, 11.

Nach derselben sollen in den Hauptstädten der damaligen 17 Provinzen die Rhetoren und lateinischen und griechischen Grammatiker außer dem städtischen Einkommen das gleiche staatliche dazu erhalten, die Rhetoren also noch 24, die Grammatiker 12 Annonen. Eine Annone ist der Lebensunterhalt eines einfachen Soldaten für ein Jahr. In Trier aber soll nur der griechische Grammatiker diesen Sold beziehen, wenn ein würdiger gefunden wird, das Griechische scheint hintenangesetzt worden zu sein. Dem Rhetoren sollen 30, dem lateinischen Grammatiker 20 Annonen Staatszuschuß gewährt werden. — Das Wahlrecht stand den Städten zu. Man stellte aber streng wissenschaftliche Anforderungen an die Lehrer, in den Hauptstädten sollten nach dieser Verordnung nur die besten (optimi quique) sein. Julian (361—363), der die christlichen Lehrer verdrängte, forderte an erster Stelle sittlichen Charakter und erst an zweiter Beredsamkeit.[1]) Valentinian und Valens[2]) geben den Christen die Lehrfreiheit unter denselben Bedingungen wieder, und erst Kaiser, wie Gratian, die ihre Stärke im Christentum suchten, wollten dem Apostaten an Sittenstrenge nicht zurückstehen. Sie forderten diese und richteten sich in jener unruhigen Zeit auch selbst danach. Von Gratian wenigstens wird erzählt, daß er außer seiner Gemahlin kein Weib erkannt habe.

Von der pädagogischen Thätigkeit jener Lehrer wissen wir nicht viel. Doch sind uns eine Anzahl ihrer Prunkreden aufbewahrt. Das war ein Teil ihrer Lebensaufgabe, bei Festen die üblichen Reden tönen zu lassen. Zu Roms Jahrestag, bei Geburtstagen, Einweihungen, bei Rückkehr der Kaiser konnte man ihrer δεινότης lauschen, so bei Erlebnissen des Maximian, Konstantin, Valentinian, Gratian. Das war zugleich für die Studenten der geeignete Zeitpunkt, zu lernen, die Bedeutung ihrer Professoren im Staatsleben zu schätzen und sich schon über die dereinstige eigene Größe zu freuen. Denn diese Rhetoren waren nicht wenig eingebildet. Ein nüchterner Kaiser ließ sich wohl beweihräuchern, hat aber im stillen über die Mund- und Lungenanstrengungen geringer gedacht. Ein Rhetor hielt sich zu allem fähig, die Staatsämter waren ihm an erster Stelle offen, ja einer, der Magister Eugenius, hat mit Hilfe des gleichfalls

---

[1]) Cod. Theod. XIII, 5.

[2]) Ebend. 6.

gelehrten fränkischen Grafen Arbogast[1]) 392 den kaiserlichen Purpur an sich zu reißen gewußt, nachdem Arbogast den Valentinian II. ermordet hatte. Eugenius wurde allerdings schon 394 von Theodosius besiegt und getötet. Bonosius, eines Grammatikers Sohn, strebte gleichfalls nach dem Thron, erlahmte aber an der Tapferkeit des Kaisers Probus (Histoire litt. de la France I, s. p. 315. 321). Eudoxia, die Gemahlin Theodosius II., war die Tochter eines athenischen Rhetors, ebenso Gordians III. (238—244) Frau. Die altgallische Beredsamkeit ist berühmt, sie wird von vernünftigen Leuten verlacht und selbst von Geschichtschreibern unserer Tage äußerst geringschätzig behandelt. Ich will ein unnötiges Wort zu ihrer Rettung sagen. Die Rhetoren waren Schulleute, die an erster Stelle ihren Studenten in möglichst kurzer Zeit die Geheimnisse des lebendigen Wortes zu Gemüte führen mußten. Da galt es doch nun, die Phrasen zusammenzudrängen und möglichst viel Redewendungen, Bilder und allerhand Kunstgriffe in wenigen Reden durchzunehmen. Die geschickte Anordnung der Gedanken mit allerhand Redefiguren schmeichelt sich in das Ohr ein, ruft aber bald einen Schematismus hervor, der schöner Form, guter Citate, neuer Bilder zu Liebe die Wahrheit und Sachlichkeit an zweite Stelle treten läßt. Man lese des Tacitus erstes Kapitel der „Germania". Der ganze rhetorische Aufbau, der Gleichlauf der Satzglieder und die dadurch hervorgerufene Beschränkung derselben, Stabreime und einschmeichelnde Gegensätze stehen im Vordergrunde, der Inhalt ist nur ungefähr richtig, ist ja aber auch von Tacitus gar nicht für grübelnde Grundgelehrte des 19. oder 20. Jahrhunderts dargestellt.

Nun traten freilich die Rhetoren ins Leben; sie konnten von der alten Art nicht lassen, und das Publikum war schon seit Menschengedenken daran gewöhnt. Die Studenten wollten den Überschwang sehen und hören; das Volk hatte Wohlgefallen daran; dem Kaiser gefiel in Anwesenheit der Menge der Prunk, und den Professoren war Gelegenheit geboten, sich in ihrer Eigenart und Redegewalt zu zeigen; sie dienten der Zeit und

[1]) Nicht zu verwechseln mit seinem Nachkommen gleichen Namens, der Statthalter in Trier und seit 473 Bischof von Chartres war und von Sidonius Apollinaris als ein vorzüglicher Lateiner inmitten der zunehmenden Barbarei (Epist. 4, 17) gepriesen wird. Vgl. S. 38 dieses Werks. Ein andrer Germane, Maximin ward 235 Kaiser. Vgl. S. 40 d. W.

dienten recht. Und wenn sie die Schwachheit hatten, unsterblichen Ruhm erben zu wollen, so begingen sie keine andere Thorheit, als ein guter Teil unserer redenden Zeitgenossen. Über diese Rhetoren vgl. Teuffel, Geschichte der römischen Literatur. 5. Aufl. § 391, und Denk, Geschichte des gallefränkischen Unterrichts und Bildungswesens.

Die beiden ältesten jener Schulreden schrieb man früher einem älteren Mamertinus zu, jetzt nimmt man zwei unbekannte Verfasser an. Beide Reden sind vor Maximian Herkulius, Diokletians Mitregenten, gehalten.

Die erste ist am Geburtstage Roms (21. April 289) vorgetragen worden und setzt die Kenntnis Scipios seitens des Kaisers nicht voraus.

Bekannter ist Eumenius. Geboren um 250 zu Autun als Enkel eines griechischen Professors, der von Athen nach Rom und an die berühmte gallische Schule nach Autun ging, ward hier auch Lehrer und später Palastsekretär des Constantius Chlorus und Konstantin zu Trier. Als Constantius Chlorus, Konstantins Vater, das gallische Schulwesen zu verbessern gedachte, schrieb er an Eumenius: „Die Schule zu Autun ist durch den Tod seines Lehrers verwaist. Deine Gelehrsamkeit und Sittenstrenge haben wir in der Verwaltung unseres Amtes kennen gelernt, du sollst der Leiter der Schule werden. Die Privilegien deines alten Ranges bleiben dir gewahrt, ein anständiger Beruf erhöht jede Würde. Führe die Schule zum frühern Glanze zurück. Aus der Staatskasse werden dir 600 000 Sesterzien verabreicht (etwa 10 000 M.), daß du siehst, wie wir deine Verdienste schätzen.“ Aufs neue geht er, 50 Jahre alt, nach Autun, dessen große Weltkarte in der Schulhalle (Mäniana) er erwähnt, als Rektor und bestimmt sein Jahresgehalt zum Wiederaufbau der Autuner Schule. Sein Todesjahr ist um 311. Burckhardt (66) sagt: „Eumenius zeichnet sich nicht bloß durch Takt und Talent vor den anderen Lobrednern aus, er ist auch ein ganz ehrwürdiger Patriot, der nicht zu eigenem Vorteile schmeichelte.“

Die erste Rede „Zur Wiederaufrichtung der Schule zu Autun“ wurde 296 oder 297 vor dem Präses der Provinz gehalten, die zweite 297 vor Constantius Chlorus, die dritte am Jahrestage Roms 310, die vierte 311. Die schwungvollen Reden sind weitschweifig, trotzdem Eumenius sich der Kürze befleißigen will; sie besprechen Siege und Schenkungen der Kaiser. Tacitus ist benutzt,

der Polytheismus zur Schau getragen. Die Lehrthätigkeit wird wiederholt erwähnt.

Noch zwei Reden unbekannter Rhetoren sind erhalten, die eine zur Vermählung Konstantins mit Fausta 307, die andere nach Besiegung des Maxentius 313. Der letztere Redner bezeichnet sich als des Kaisers ständigen Festredner. Ob es Nazarius (Teuffel § 401) war, ist fraglich. Cicero wird als höchster Meister der Redekunst hingestellt. Anklänge an Virgil und Horaz finden sich. Auch hier wird das Heidentum nicht verhohlen. Der Redner erwähnt, daß Konstantin gegen den Spruch der Haruspices in den Kampf gezogen sei.

Größere Bedeutung haben zwei christliche Lehrer: Laktantius und Ausonius.

Der Apologet und Rhetor Firmianus Laktantius, der christliche Cicero, wie Hieronymus sagt, genoß des Arnobius (ca. 295) Unterricht. Mit seinem Lehrer nahm er später das Christentum an und verteidigte es, ohne in die herkömmliche Mode zu verfallen und die erlangte heidnische Bildung zu schmähen. Um 300 war er Professor der lateinischen Rhetorik zu Nikomedien, 312 Erzieher von Konstantins Sohn Crispus, dem er 317 nach Trier folgt; hier starb er 330. Von orthodoxen Heißköpfen, wie Hieronymus, von Sidonius u. a. seiner Milde wegen verketzert, hat er zeitlebens die klassische Literatur beschränkten Agitatoren gegenüber hochgeehrt. Er sah nicht in den heidnischen Tugenden maskierte Laster, wollte Christum nicht seiner Wunder wegen zum Gott erhoben sehen, sondern weil er erfüllte, was Prophetenmund verkündigt. Seine wichtigsten Schriften sind die „Göttlichen Unterweisungen", die er um 320 zu Trier schrieb, und das „Heilswerk Gottes" (nach 304). Darin steht der Satz: „Ich glaube, meine Menschenpflicht erfüllt zu haben, wenn meine Arbeit einige Menschen vom Irrtum befreit und auf den Himmelsweg geführt hat." Die erste Schrift enthält manche pädagogische Lehre; Laktantius war nicht nur Lehrer, sondern auch Erzieher. Einmal sagt er (I, 1): „Wer die schönen Wissenschaften andere vortragen lehrt, hat sich nicht so verdient gemacht, als wer fromm und unschuldig lebt." Im Gegensatze zu Cicero, der die Religion als gewissenhafte Erfüllung der Bräuche ansah, faßt er sie in Anknüpfung an religare als fromme Verknüpfung mit Gott.

Der bekannteste Lehrer in Trier ist Decimus Magnus Ausonius. Das ist keine eingetrocknete Gelehrtenseele, die nur Kompendien- und Schulweisheit wiederzukäuen weiß und vereinzelte Thatsachen wie Fettaugen auf der Hohlheit des Rhetorenschwulstes schwimmen läßt. Er bietet noch für die heutigen Forscher eine Menge feiner Züge aus dem Kulturleben.

Um 308 in Bordeaux als Sohn eines Arztes geboren und daselbst von seinem Oheim Arborius ausgebildet, wird er 368 Prinzenerzieher des achtjährigen Gratian in Trier. Valentinian verschafft dem gelehrten Dichter und Rhetor die Ämter eines Comes, Quästor, Praefectus praetorio und Konsul (379). Er erlebte in Trier die Ermordung Gratians durch Maximus 383, und starb um 400 in seiner Heimat. Er war Christ, aber noch milder als Laktanz. Seine Gedichte strahlen von heiterer Weltfreude; was er Liebes und Schönes bei den alten Dichtern (Äsop, Homer, Terenz, Horaz, Virgil) gelesen und gelernt, weiß er in eigener Form wiederzugeben; der ganze Götterhimmel lebt in seinen Versen, das deuchte ihn ungefährlich und verträglich mit den frommen Anschauungen seines kaiserlichen Herrn. Er ist um wortreiche christliche Gebete nicht verlegen, betet aber in Versen auch die Götter an, nennt den Kaiser wiederholt Gott, verwirft auch das Fatum nicht und will nicht recht an die Unsterblichkeit des Individuums glauben. Er ist stolz auf sein Konsulat und begleitet seinen kaiserlichen Zögling auf einem germanischen Feldzug, in welchem er als Beuteanteil ein hübsches Schwabenmädchen, Bissula, als Sklavin erhält.

Römerin ist nun das Mädchen hold,
Doch leuchtet ihr Haar wie strahlendes Gold;
Deutsch blühet ihr liebliches Angesicht,
Und bläulich leuchten die Augen licht. (Id. 7.)

Die Anhänglichkeit, die er seinen Schülern, wie seinen Tanten und seinem Vater bewahrt, wird von seinen zahlreichen Schülern erwidert. Seine wichtigsten Schriften sind eine Rede auf Gratian, Epigramme voll kleiner Anekdoten, Elegieen auf verstorbene Verwandte; Grabschriften auf Diogenes, Dido, Niobe u. s. f., vielleicht Schulübungen und Musterstücke. Erhalten sind ferner Verse auf ein merkwürdiges Pferd, auf des Kaisers Befehl gedichtet; sodann Gedichte über die Kaiser, über Sternbilder, Festtage, Monate; scherzhafte Briefe; eine Art Puppenspiel, in dem die sieben Weisen reihum Sprüchlein

kundgeben. Wichtiger ist die Tafel der Städte (ordo nobilium urbium), die in 14 Stücken 17 Städte (Rom, Athen, Konstantinopel, Karthago, Trier, Arles, Toulouse, Narbo, Bordeaux u. s. w.) behandelt. Noch bemerkenswerter sind die 20 Idyllen, deren zehnte die bekannte Moselschilderung enthält. Mit großer Liebe werden darin bürgerliche Verhältnisse der Heimat besungen.

Der Weinberg liegt im Herbstesglanz,
Da regt sich's und wallet auf und nieder,
Ein Necken und Freuen, als ging's zum Tanz;
Von ferne erklingen heitere Lieder.
Und in des Fährmanns Liebessänge
Mischen sich derber Burschen Klänge:
„Ihr Winzer, wozu die Eile und Plage?
Ihr stehlt ja dem Herrgott sonst alle Tage!"

„Ihr Bummler, euch fehlt nur das Lumpenbündel,
Ihr lauft in die Welt noch sicher ein Loch!"
So schallt es herüber zum Wandergesindel;
Das ruft: „Wir sollen wohl helfen noch?"
„Ihr schafft nicht, studiert nicht, nur Trinken und Minnen,
Das könnt ihr!", so rufen die Winzerinnen. —
Und es jauchzt und es lacht und es schallt und es hallt
Herbstsonnig, weintönig durch Wiese und Wald.[1]) (Frei nach Id. 10.)

In den 26 Gedichten: „Gedächtnis der Professoren von Bordeaux" gedenkt er seiner verstorbenen Kollegen in der Nachbarstadt und bietet mancherlei Aufschlüsse über damalige Schulverhältnisse, wie z. B. über Lehrer aus dem Druidengeschlecht: über Phöbicius, Attius Patera und seinen Sohn Attius Tiro Delphidius. Besonders preist er den redegewandten Minervius (um 360) und seinen Sohn Alethius; den adligen Rhetor Agricius (315—370) den humorvollen Grammatiker Nepotianus, seinen Freund Dynamius und seinen früheren Mitschüler, den bei allen beliebten Acilius Glabrio; als Lehrer des Griechischen: Korinthius, Spercheus, Menestheus und Citarius.

Einem lateinischen Grammatiker, dem Ursulus, der sechs Stunden täglich unterrichtete, wirkte er das versäumte Neujahrsgeschenk Valentinians I. aus. (Vgl. auch Ausons Ep. 18.) In demselben poetischen Briefe gedenkt er des Trierer Grammatikers und kritischen Homerbearbeiters Harmonius, des Ebenbildes von Terenz. Ein jetzt verlorener Grabstein nannte einen griechischen

[1]) Vgl. Dr. F. Tetzner, Schlick. Leipzig, R. Claußner.

Grammatiker, Ämilius Epiktetus oder Hedonius, der bei seinen Lebzeiten seiner abgeschiedenen Gattin Primania Lanvaria und sich diesen Stein setzte. (Hontheim, Prodrom. I, 189.)

In welchem Verhältnisse diese Rhetoren und Grammatiker zur Palastschule standen, wird wohl kaum aufgehellt werden. Die Schola palatina (Schola Gallica palatii) wird im Codex Justinians (leg. XIII; Cod. de Judic., l. III, tit. I) und bei Symmachus (l. IX, ep. 55; l. X, ep. 21) erwähnt. Dieser ruft aus: „Du hast, o Kaiser, den Musen im Palaste eine Heimstätte bereitet!“ (Musis in palatio loca, lautia tu dedisti, Symm., l. X, 21.) Die Verfasser der „Histoire littéraire de la France“, sowie Hontheim, Marx u. s. f. meinen, daß in einem besonderen Teile des Palastes Räume für Versammlungen, Konferenzen, Vorträge u. s. f. vorhanden gewesen seien. Die juristischen Beamten hatten ihre eigenen Räume. Dort entstanden die Gesetze und Erlasse, dort wurden die höheren Beamten ausgebildet; nach Ammian zunächst die Advokaten, die mit der Zeit Quästoren, Präfekten und Konsuln wurden.

Nach ähnlichen Einrichtungen in Rom und Konstantinopel muß man auch für die Trierer Palastschule auf Büchereien und Schreiber, Buchhändler und Bibliothekare schließen. Die erhabene Arbeit eines verlorenen Marmorsteins aus der konstantinischen Burg zu Neumagen enthielt Schränke, Fächer, Buchrollen.

Über das Studentenleben sind wir durch einen Erlaß Gratians (Cod. Theod., l. XIV, tit. IX, 1) und seiner Mitregenten unterrichtet, der um 370 zunächst für Rom, aber sicher auch für Konstantinopel und Trier gültig war, zumal er aus letzterer Stadt stammt. Die Studenten haben bei ihrer Ankunft eine beglaubigte Legitimation vorzulegen. Sie sollen ihre besonderen Studien angeben, ebenso ihre Wohnung, damit untersucht werden kann, ob sie zweckentsprechend ist. Die Gehilfen der Steuerbeamten (censuales), eine Art Pedelle, beaufsichtigen, ob die Studenten geziemende Gesellschaft pflegten und solche mieden, in der nicht feiner Ton herrschte. Schauspiel und Festgelage sollten nicht zu häufig besucht werden. In den Ferien von August bis Oktober widmete man sich dem Ballspiel, Wettlauf, Springen. Wer sich seiner Studentenehre nicht würdig zeigte, wurde öffentlich gegeißelt, auf ein Schiff gebracht, dimittiert und exmittiert, oder er mußte nach Hause reisen. Die Kaiser verlangten einen Jahres-

bericht von den Professoren, aus dem ersichtlich sein sollte, wofür sich der einzelne Studierende eigne. Gratian und andere Kaiser hatten der Hofschule alle Gunst zugewiesen; sie muß es auch verdient haben. Ausonius rühmt wiederholt, wie begierig die Jugend Triers in der Pflege des Rechts und der Rede sei, man brauche nicht nach Rom und Athen zu gehen, um einen Aristides oder Cato zu finden. (Mos. 381.) Symmachus beruft zur Erziehung seines Sohnes einen gallischen Rhetor (Ep. VI, 34; IX, 88). Ausonius hat seinen Vorsatz nicht ausgeführt, die Kenner des Rechts, gewaltige Redner und jene zu besingen, die in höherer Schulung Quintilians Berühmtheit erlangten. (Mos. 392 ff.)

Gelesen wurden besonders Virgil, Terenz, Homer, Horaz, Sallust, Menander. Weiteren Aufschluß gewährt eine Idylle (4) des Ausonius über das Lernen an seinen studierenden Enkel. Darin heißt es u. a.: „Du sollst alles Wichtige studieren, den Homer und den liebenswürdigen Menander, die Verse des Horaz und die Accorde Virgils, auch Terenz, der mit gewähltem Griffel Latiums Sprache schmückt, und Sallust. Das Versmaß muß man fühlen, darf aber nicht in singenden Ton verfallen, sondern soll sinngemäß lesen. Dein Großvater rät dies nicht als Unerfahrner, er hat als Lehrer Tausende von Schülern gehabt, vom zartesten Knabenalter bis in die Jünglingszeit, da lenkte ich sie zur Weltweisheit, zu den schönen Wissenschaften, zum Redekampf und lehrte sie Autorität achten, denn die Lehrlingszeit verlangt Selbstbeherrschung. Lerne mit Lust und schilt mir nicht des Lehrers strengen Zügel. Niemals ist ein Lehrer häßlich. Er kann alt und mürrisch sein, zänkisch und derb sein Wort, er kann die Stirn runzeln und drohen, er hat nichts Abschreckendes, wenn er nur die Schüler an sein Angesicht gewöhnt hat. Zittre nicht wegen vieler Schläge. Dein Vater und deine Mutter haben diese Ratschläge befolgt und sind das Glück meines Greisenalters."

Zur Schar der Studenten in Trier gehörten Crispus und Gratian, die kaiserlichen Prinzen, ferner Hieronymus (379) und sein Jugendfreund Bonosus. Hieronymus sagt von den gallischen Schulen, sie seien die blühendsten der Welt. Gallien allein habe keine Ungeheuer (monstra), sondern fließe über von klugen und sehr beredten Männern. Symmachus erwähnt noch einen gewissen Eusebius als Schüler der gallischen Palastschule. (Symmachus, Ep. IX, 55.)

Die zwei Männer aus Trier, die auf Augustins Bekehrung Einfluß ausübten, waren ungelehrt (indocti) (Aug. Conf. l. VIII, c. 8), also kaum Mitglieder der Hofschule. Geistig bedeutende Männer, die außerdem im 4. Jahrhundert in Trier weilten, waren die Bischöfe Agricius (313—332), Maximin (bis 349), Paulinus (bis 358), Brito (bis 386), Felix (bis 398). Athanasius war hier 336—338 im Exil, sein Leidensgenosse Paulus von Konstantinopel 343. Martin von Tours befand sich 374, 384, 385 daselbst. Ambrosius ward in Trier als Sohn des Praefectus praetorio um 340 geboren. Die Wirren zu Ende des Jahrhunderts vernichteten Triers Glanz. Die anstürmenden Germanen hatten den Rhein überschritten und wenig Federlesen mit römischen Bauwerken und Einrichtungen gemacht. Über 200 Jahre schweigen die Quellen über Schuleinrichtungen und Pflege gelehrter Bildung in den Thälern des Rheins, der Mosel und der Donau. Die gallische Präfektur ward nach Autun, später nach Arles verlegt. Hier wurden die Bestrebungen für Schulbildungen fortgehegt. Der Erzbischof Cäsarius von Arles hat um 529 auf der Synode zu Vaison die Pfarrschulen angeordnet, wie sie in Italien Sitte waren und von Martin von Tours gepflegt wurden. Auch die Hofschule erstand später im Merowingerreiche wieder. Die Pflege der Literatur und der juristischen Bildung hörte nicht ganz auf, noch 472 wird ein Offizier in Trier, Arbogast, als Vertreter der römischen Literatur und Beredsamkeit angeführt. Aber der Schulunterricht war durch Zurückdrängen des Römertums brachgelegt. Erst 800 Jahre später blühte in Trier ein Studentenleben auf, dem unter Ausonius vergleichbar, das seinen Ausdruck in dem Liede fand: „Urbs, Salve, regia, Trevir, urbs urbium. — Herr wirt, tragent hêr nuo wîn, vrôlich suln wir bî dem sîn.“ Ein Klang, fast wie: „Stoßt an, Trier soll leben. Hurra, hoch!“

II. Die Goten.

1. Geschichtliches.

Zwei Völker waren es, die mit immer neuen Scharen die Kulturvölker des Südens überzogen. Die ostgermanischen Wandilier, zu denen an erster Stelle die Goten gehören, bilden das eigentliche Volk der Völkerwanderung. Es war hastig und gewaltig im Ansturm; innerhalb 200 Jahren finden wir seine Flottenführer als Herrscher der Ostsee, dann als Könige des Schwarzen und Mittel-Meeres. Die Römer und Griechen tränkten die ostgermanische Kraft mit ihrer Kultur und vernichteten die Völker. Die westgermanischen Franken wußten ruhigeren Blutes vorzugehen, sie nahmen den römischen Geist nur allmählich auf, eigneten sich auch lateinisches Volkstum an, sie lösten sich aber nicht so weit vom heimischen Boden ab, daß etwa Rom vermocht hätte, das germanische Frankenvolk zu zermalmen, wie die vom Stammlande abgeschnittenen Wandalen und Goten.

Die Goten waren nicht die rauhen Barbaren, die die Humanisten aus ihnen machten. Man lese nur die stolze Schrift des Jordanis, so sehr er auch von Kassiodor abhängig sein mag. Er läßt aus jeder Zeile den Römern entgegentönen: Wir Goten haben eine ältere und bessere Kultur als ihr, die ihr mit Verachtung auf uns Barbaren blickt. Versöhnungspolitik treibende Leute, wie Kassiodor, wissen es stets fertig zu bringen, den Stammvätern der Goten adeligeren Ursprung und höhere Bildung zuzuweisen, als selbst den Römern. Begeisterte Germanisten erkennen in jedem gotischen Namen die hohe philosophische und poetische Bildung des Volks. Die Goten waren bis zum Ende ein Volk von Bauern und

Kriegern, und Menin wird sich in seinen historischen Gemälden kaum geirrt haben, wenn er ihre fahrende Habe ähnlich wie die der Buren von heute malt. Indes ist der zweihundertjährige Einfluß der Kulturvölker ein derartiger gewesen, und ein großer Teil der Goten hat sich dem griechisch-römischen Wesen so zugänglich gezeigt, daß es sich wohl lohnt, dieses Getriebe innerhalb des Gotenvolkes kennen zu lernen, und namentlich zu sehen, welche Bildung gotische Jünglinge sich aneigneten. Die Schriftsteller, denen wir die erste Kunde über die Goten verdanken, sind Strabo, Plinius, Tacitus und Ptolemäus. Reicheren Stoff gewähren Ammianus Marcellinus, Jordanis, Prokopius. Um das Jahr 100 sitzen die Goten an den Weichselufern bis zur Ostsee. Das ganze folgende Jahrhundert diente dem Zug nach Süden. Das Volk suchte sich auszudehnen, nahm unter Leitung seiner kleinen Gaukönige Kriegsdienste bei den Römern und wurde diesen oftmals ein ganz unliebsamer Freund, sobald sie ihm Land oder Sold verweigerten. Zu Anfang des dritten Jahrhunderts, um 214, sitzen die Goten mit anderen wandilischen Stämmen am Dniepr und Dniestr, welche zwei Flüsse von ihnen den Namen erhalten haben; sie überfluten dann das ganze Gebiet und erreichen das Schwarze Meer. Die soldatische Tüchtigkeit des Volks findet ihren Beweis darin, daß Maximin, dessen Vater ein Gote, dessen Mutter eine Alanin war, sich 235 die römische Kaiserkrone aufs Haupt setzte. 266 durchschiffen 500 herulisch-gotische Segel das Asowsche Meer. Die Goten bedrohen Byzanz, plündern Lemnos und ergießen sich über ganz Griechenland; zehn Jahre zuvor hatten ihre flinken Raubkähne Chalcedon, Nicäa, Trapezunt überrumpelt und Feuerbrände nach Ephesus getragen. Die Küsten des Bosporus, des Ägäischen und Schwarzen Meeres zitterten vor den mächtigen Gestalten, die nicht wie Korsaren ankamen, sondern wie Welteroberer mit großen Flotten an allen Ecken und Enden Kleinasiens. Unter Ermanrich († 376), dem größten der Amaler, vollzog sich um 375 die Teilung in Ost- und Westgoten oder Greutunge (Grieß- oder Strandbewohner) und Terbunge (Waldbewohner).

Wir ziehen zunächst mit den Westgoten, die vor dem Hunnenanprall zwischen Donaumündung und Dniepr, danach am rechten Donauufer im heutigen Bulgarien saßen. Das Christentum war schon im Beginn des 4. Jahrhunderts zu ihnen gebracht worden;

schon 325 ist ein gotischer Bischof mit zu Nicäa. Dann trat Wulfila auf, dessen Lebensschicksale aber die Übermacht des Heidentums beweisen. Der christliche Gaukönig Fritigern muß dem tapferen heidnischen Athanarich weichen, und Wulfila fand mit seiner kleinen Gemeinde bei Nikopolis in Mösien eine neue Heimat, der die frommen Hirten und Bauern jahrhundertelang treu blieben, während ihre Volksgenossen mit heldenhaften Thaten in das Rad des Weltgeschicks eingriffen.

Zu Ende des 4. Jahrhunderts steht Alarich aus dem gotischen Königsgeschlecht der Balthen an der Spitze des geeinten Westgotenvolks. Erst römischer Offizier und Mietstruppenführer, dann römischer Präfekt und schließlich, wenn auch nicht dem Namen nach, Weltherrscher, hat er seinem Volke einen Glanz und Ruhm verliehen, der sich heute noch im Sang wiederspiegelt. Alarich lag vor Byzanz und erstürmte das Kapitol Athens, er eroberte Olympia und zog zweimal vor Rom (408 und 410). Er schonte die Stätten der Kunst, die Tempel und ihre Götter. Ewige Jugend umstrahlt den Frühvollendeten. Die Goten begruben ihn im Busento, sie setzten ihn mit der glänzenden Rüstung aufs Pferd, als harre er des neuen Krieges. Sein Schwager Athawulf führte das Volk nach Gallien, Walia errichtete das Reich von Tolosa, das 507 von Chlodowech vernichtet ward. Nun blieb der Besitz der Westgoten auf die pyrenäische Halbinsel beschränkt. Nach dem Übertritt König Rekareds zum Katholizismus 586 überwucherte das Romanentum, und beim maurischen Vernichtungskampf 711 unter König Roderich ward wohl von den Vornehmen kein Wort Gotisch mehr gesprochen.

Die Ostgoten waren mit den Hunnen nach Westen gewandert, sie saßen um 400 in Pannonien, ihre Glanzzeit fällt in die Regierung Theoderichs. Dessen Vater, der amalungische Gotenkönig Theodemer, stand ebenfalls mit seinem Volke in römischen Diensten, Theoderich ward in Byzanz erzogen. Anfänglich bekriegte er, wie Odowakar, die freien Germanen, die von allen Seiten die römischen Grenzpfähle niederrissen; dann vernichtete er 493 den Odowakar, auch wieder auf byzantinisches Geheiß, und machte sich zum Herrn Italiens. Er führte den Titel König der Italier und Goten, und er war es in der That, während er dem staatsrechtlichen Verhältnis nach nur ein Statthalter, höchstens Vasall des Kaisers von Ostrom, war. Nach seinem Tode war die

Herrschaft in Wahrheit zu Ende, doch dauerte der Verzweiflungskampf noch bis 555, bis zum Untergang der Heldenkönige Totila und Teja, beim Volke Badwila und Tilarix genannt. Beide sind unserem Volke durch F. Dahns „Ein Kampf um Rom" nähergebracht worden.

2. Leibesübungen und Gesang.

Die allgemeine Bildung der Goten war auf den Krieg gerichtet. Leibesübungen, Waffenspiel, Jagen und Reiten standen im Vordergrunde der Erziehung. So sagt Isidor von den Westgoten: „Sie lieben die Waffenkünste zu Fuß und zu Roß und üben sich mit Fleiß darin. Kampfspiele veranstalteten sie täglich." Theoderich II. schoß den Hirsch im Lauf und den Vogel im Flug. Je näher die Beziehung zu den Römern und Griechen, desto eifriger wurde auch die Anteilnahme an der römischen Bildung; und diese erhielt nicht einmal nationales Gepräge. Die Geschichte erzählt immer nur, wie die Fürsten römisch dichteten, römische Gelehrte beriefen und ihre Kinder römisch erziehen ließen; der ganze Adel handelte wie die Fürsten. Wohl regte einmal der vaterländische Geist machtvoll seine Schwingen, Wulfilas Bibel beweist's, aber dieser teilte mit ihr und mit dem Arianismus das gleiche Geschick.

Als echtes Erbstück vaterländischen Geistes ist die Pflege des Gesanges und der Heldendichtung anzusehen.

Darüber berichtet Jordanis (IV, 28): „Sie besaßen alte Heldenlieder, die ihren Siegeslauf nach Skythien nach der Art eines Geschichtsbuchs erzählen." — „Sie feierten mit Gesang und Kithara-Spiel die Thaten ihrer Vorfahren, des Eterpamara, Hanala, Fritigern, Widigoia und anderer, deren Namen bei diesen Völkern in so hohem Ansehen stehen, wie das bewunderswerte Altertum kaum von unseren Heroen rühmt" (V, 43). Von Liedern auf den Amaler Gensimund berichtet Kassiodor (Var. 8, 9), von solchen auf die Kämpfe gegen die Hunnen der Sänger des Widsid. Wulfila kennt eine Menge von Worten für Gesang u. dergl.: saggws, hazeins (Lobgesang), nateins (Spottlied), spill (Märchen), liuþareis (Sänger), liuþon (singen), laiks (Tanz); gahausida saggwins jah laikins (er hörte Gesänge mit Tanz, Luk. 15, 25). Der Sang begleitete das ganze Leben.

Sidonius Apollinaris (Ep. 1, 2) gedenkt der Freude des Westgotenkönigs Theoderich II. (453—466) am Gesang und Saitenspiel beim Mahl. Priskus, der 448 byzantinischer Geheimschreiber der Gesandtschaft bei Attila war, beschreibt ein Fest am Hofe des Hunnenkönigs, der gotische Einrichtungen eingeführt hatte. Der festliche Empfang, die weißen Begrüßungsdamen, die Lieder vortragen, finden sich wie am fränkischen Hofe. Ein blöder Hunne oder Skythe, sowie ein Maure treten während und nach der Tafel als Hofnarren auf, zwei Goten oder Hunnen singen Lieder, darinnen des Volkes Kriegsthaten schildernd. Die Alten werden zu Thränen gerührt, die Jungen sind voll von Patriotismus, berichtet der Rhetor Priskus. Grabgesänge ertönen am Sarge Etzels 453 (Jord. 49, 257) und des Westgotenkönigs Theoderid, der in der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern 451 fiel (41, 214). Der Sang soll nicht sehr schön geklungen haben, sagen die für ihre Kultur eingenommenen Römer und Griechen; nicht besser lautet heute unser Urteil über die Singkunst der Neugriechen. Das Lied, das dem gotischen Brauch entsprechend an Etzels Bahre von den den Totenhügel umreitenden Reitern gesungen wird, lautete: „Etzel, der berühmte Hunnenkönig, Munzuks Sohn, Herrscher der tapfersten Völker, unbeschreiblich mächtiger Alleinherrscher der skythischen und germanischen Länder, der Schrecken der beiden römischen Reiche und Eroberer ihrer Städte, der sich erbitten ließ, nicht alles der Plünderung auszuliefern, sondern Jahrgeld zu nehmen, der Günstling des Glücks, der dies alles vollbrachte, starb nicht an Wunden noch durch Verrat, nein, inmitten seines Volks, auf der Höhe der Macht, umrauscht von Wonne eines sanften Todes. Das war eines Lebens Ende, wie's niemand rächen zu können glaubt."

Vom Beginn der Schlacht bei Marcianopel 378 berichtet Ammianus Marcellinus: „Die Römer erhoben ihr Kriegsgeschrei, den Barritus,[1]) die Barbaren (Goten) priesen in wüstem Geheul die Thaten ihrer Ahnen, und unter den unfügsamen Klängen der verschiedenen Sprachen begann der erste Kampf" (Amm. Marc. 31, B. VII, 11). — 537 erschallen gotische Klagelieder herüber ins Römerlager (Prokop, Gotenkrieg II, 2).

---

[1]) Barritus = Elefantengeschrei. A. M. meint wohl den Barditus, den germanischen Schlachtgesang, den die Römer eingeführt hatten.

Zauberweiber, Haliarunen, begleiten zur Zeit Filimers mit ihren Sprüchen das Heer, als die Hunnen einfielen (Jord. 23, 121).

3. Dichtkunst und Wissenschaft.

Über die Art und Weise der Gesänge sind wir nicht unterrichtet. Weder in gotischer, noch in einer anderen germanischen, noch als Übersetzung in lateinischer oder griechischer Sprache ist ein solches Lied erhalten, bis auf eine Ausnahme. Das halbtatarische, unverständliche, tetraxitische Bruchstück aus dem 17. Jahrhundert hat nichts mit dem alten Gute zu thun, wohl aber das sogenannte Gotikon, das in Byzanz zu Neujahr noch unter Konstantin VII. Porphyrogenitos aufgeführt wurde, das in Frage kommende Weihnachtslied ist vulgärlateinisch[1]) und lautet nach Koegels Fassung:

1. Gaudeas bonas vicinas! 2. Gaudete boni saecli | dies incertos, haia! 3. Bona hora tutubantes | bona amore episkuantes! 4. Ide salvatus nana! | deus, deus, haia! 5. Die vaciva nana! | daemono jujubile. 6. Jubilos jubilaris, nana! | jubilos jubilaris, nana! 7. Tu gegdema die. | Tul bèlle vincito. | Tul deus, nana! 8. Iber iber jam tu | in garva grege | retroi nana! 9. Sic adeas e perituris.

D. h.:

„Freue dich der schönen Vereinigungen, freuet euch der Tage der schönen Zeit im Wettstreit, heia! indem ihr zur rechten Stunde tanzend jubelt und mit rechter Liebe aufmerkt. Sieh, gerettet, o Glück! ist der Gott, der Gott, heia! Am festlichen Tage, wohlan, juble in unendlichen Freudenrufen, Jubel lässest du hören, wohlan. Du o Tul, schön vom ersten Tage an, sollst siegen, Tul, du Gott, o Glück! Eber, Eber kehre du nun in vollzähliger Schar zurück, wohlan! So komme zu uns, vom Tode erstanden!"

Vor der kaiserlichen Familie wurde dies Lied von zwei Abteilungen unter Tanz und Reigen gesungen, dabei sind je zwei Goten in Gestalt des Knechts Ruprecht mit Larve und Tierfellen

[1]) Vgl. „Zeitschr. f. deutsches Altertum" I. — Zachers Zeitschr. 14, 443 f. — Prokop IV, 2 f. — Tomaschek, Die Goten in Taurien. — Koegel, Literaturgeschichte I.

vermummt. In der Rechten hatten sie eine Rute, in der Linken einen Schild, auf den sie im Tanzschritt schlugen. — Der Eber ist Freyrs Sinnbild, Nana vielleicht Balders Gemahlin, Tul vielleicht das im Julklapp erhaltene Jul.

Am ehesten noch wird man einen Hauch jenes Geistes aus der uns von Jordanis angedeuteten Rede verspüren, die Alarich vor den Seinen hält, als er Oberitalien überflutet und vor einer Römerschlacht steht. Wie Hagen fordert er seine Krieger auf, das Blut ihrer Feinde zu trinken. Die fatalistische Gedankenreihe in Verbindung mit den Gefilden Walhallas, die sich dem sterbenden Helden öffnen, beweist, wie eigenartig das Christentum in den Köpfen Eingang gefunden hatte (39, 202 f.).

Mehr ist über den Inhalt bekannt. Jordanis weiß von alten Helden zu erzählen, die das Lied verklärte; dem tapferen Ermanrich ging es anders, ihn machte Lied und Sage zu einem Wüterich, der sein eigenes Geschlecht ausrottet, Swanhild von Rossen zerreißen läßt und dafür ihrer Brüder Rache empfinden muß. Groß ist die Zahl der Stammessagen, die der erwähnte Bearbeiter Kassiodors aufführt, so die Auswanderung der Goten aus Skandinavien auf drei Schiffen und die Verspottung der Gepiden. Es ist kein Zweifel, daß auch die Sagen von Attila, Hildebrant, Dietrich von Bern von den gotischen Sängern vorgetragen wurden. Wie wären jene Gestalten sonst in die frühe Heldendichtung gekommen! Die gotischen Sänger standen in Ansehen. (Vgl. S. 22.) Nach der Zerstörung des Gotenreichs zerstreuten sich jene Sänger und übermittelten das Erbteil alter Heldensage den verwandten Völkern. Im epischen Erzählton ist uns vieles erhalten, das Thaten aus jener Zeit behandelt. Das Hildebrantslied ist das älteste Althochdeutsche. Dietrich, Hildebrant und andere gotische Recken waren Lieblingshelden der mittelalterlichen fahrenden Sänger.

Früher glaubte man, die Goten hätten thatsächlich eine eigene Kultur und vaterländische Gelehrte gehabt, wie die Griechen und Römer. Namentlich aus zwei Überlieferungen schloß man dies. Der Verfasser der Ravennatischen Kosmographie führt eine Reihe angeblich gotischer Philosophen auf: „Markomir, Hildebald, Aithanarit, Menelac, Avarit, Aristarch“. Die Namen hat der Verfasser selbst erfunden. (Vgl. Richter, Der Übergang der Philosophie zu den Deutschen, S. 3.)

Anders steht es mit dem Zeugnis des Jordanis (5, 40): „Sie (die Goten) hatten reichlich Lehrer der Weisheit, wie Zenta, Dicineus, Zamolxis, und waren stets gebildeter als fast alle Barbaren.“ — „Dicineus unterrichtete sie fast in der ganzen Philosophie, denn hierin war er ein erfahrener Meister. Er milderte durch die Ethik ihre barbarischen Sitten, er gab ihnen die Physik und brachte sie zu einem nach eigenen Gesetzen geregelten naturgemäßen Leben. Diese Gesetze sind jetzt noch bei ihnen geschrieben und heißen belagines (bi-lageineis). Er lehrte sie Logik, praktische Philosophie und Himmelskunde (346 Sterne). (11, 69).

Was muß das für eine Freude gewesen sein, da heldenmütige Männer, wenn sie die Waffen für kurze Zeit ruhen ließen, mit den Waffen der Philosophie erfüllt wurden! Da konnte man sehen, wie der eine nach der Lage des Himmels, der andere nach der Beschaffenheit der Kräuter und Gesträuche forschte, dieser das Ab- und Zunehmen des Mondes, jener Sonnenfinsternisse beobachtete und sich bei der Erklärung beruhigte, wie sie, die nach Osten eilen wollte, durch die kreisförmige Bewegung des Himmelsgewölbes erfaßt, nach Westen zurückgebracht wird.“ (11, 69 ff.) Das war im ersten vorchristlichen Jahrhundert.

Zunächst wollen wir das Rhetorische und Schulpedantische des ganzen Stückes abziehen. Jordanis war darin ein Kind seiner Zeit, wie alle Rhetoren und Rechtsanwälte, Frau Ethika und Physika muß leibhaftig erscheinen, um die Wilden auf feinere Gefilde zu rufen. Es kommt ein anderer Umstand in Frage. Jordanis war selbst gotischen Geblüts, wenn auch seiner Sprache so entfremdet, daß er ein unmögliches Eigenschaftswort „gepanda“ (träge) konstruiert, um „Gepiden“ zu erklären. Aber er hatte in gotischen Diensten gestanden. Sein Großvater Paria war schon Notar bei Kandak, der die Alanen und Skiren nach Mösien führte, er selbst besorgte dieselbe Stelle bei dessen Neffen Gunthigis oder Baza, bevor er im Alter um 550 Mönch oder Geistlicher wurde. Er gehörte zu jener Partei am Hofe zu Ravenna, deren Seele Kassiodor, der Geheimschreiber Theoderichs, war, zur Vermittlungspartei des Goten- und Romanentums. Wiewohl die Goten Italiens Herren waren, wurden sie doch von den Römern über die Schultern angesehen. Sie waren eben Barbaren. Jene Hofpartei bemühte sich nun, die Gegensätze auszugleichen, der Adel verheiratete sich gegenseitig, die Gotenknaben erwarben klas-

sische Bildung und studierten römische Schriftsteller, gotische Bräuche und Ämter wurden durch römische ersetzt; daß dabei das Gotentum zu Grunde ging, daran dachte man nicht im entferntesten, das Nationalgefühl war in jener Zeit nicht entwickelt.

Um nun die Goten im günstigen Lichte erscheinen zu lassen, dichten ihnen Kassiodor und Jordanis eine Bildung an, die die römische noch übertreffen sollte, namentlich an Alter und Ehrwürdigkeit.

4. Wulfila und die gotische Literatur.

Einen ganz anderen Einblick in die gotische Bildung erhalten wir durch die Betrachtung ihrer christlichen Wirksamkeit. Die Goten sind das Hauptvolk des Arianismus, sie haben am zeitigsten von allen Germanen das Christentum angenommen und sind am ehesten zu Grunde gegangen. Dem durch merkwürdige Verhältnisse herrschend gewordenen Athanasianismus der Griechen und Romanen waren die germanischen Völker abhold gesinnt. Erst später verließen romanisierte Stämme aus politischer Klugheit den Arianismus, die Franken entschieden den Untergang der arianischen Lehre. — Jener gotische Bischof zu Nicäa, 325, und Wulfila sind immer nur vereinzelte Christen, die Hauptmasse war um jene Zeit noch heidnisch, das beweist die Bitte der Goten an den arianischen Kaiser Valens, er möchte ihnen doch des Gotischen mächtige Lehrer geben, dann wollten sie gern Christen werden (Jord. 25, 131).

Das geschah. Wulfila war auch in dieser Hinsicht der Moses seines Volks.

Notizen über ihn bieten Jordanis (51, 267), Isidor von Sevilla, Sokrates (Hist. eccl. IV, 27), Sozomenos (Hist. eccl. VI, 37), Theodoret, Philostorgius um 440 hauptsächlich aber Wulfilas Schüler Auxentius von Silistria (ca. 381). Nach älteren Vorarbeiten von Waitz 1840 und Bessell 1860 hat G. Kaufmann das Material nochmals kritisch untersucht („Zeitschr. für deutsches Altertum“ 27, S. 193—261). Vollständig abgeschlossen sind die Forschungen noch nicht. Sievers hat jetzt 383 als Todesjahr nachzuweisen gesucht.

Wulfila (Wölfle) ward 311 zu Sadalgolthina in Kappadocien geboren. Die allein richtige gotische Schreibweise seines Namens wird meist in einer der sieben Umbildungen wiedergegeben. Der Anlaut ist außer W zuweilen G (Isidor) oder fehlt, statt des l tritt auch r auf (Philostorgius), und die Endung s gab dem Namen ein mehr griechisches Aussehen. Wulfila hat seine Bildung gewiß durch arianische Gotenpriester erhalten, er verstand außer seiner Muttersprache Lateinisch und Griechisch und hat nach dem Bericht des Auxentius in allen drei Sprachen „eine Anzahl Traktate und viele Interpretationen" hinterlassen, die uns aber nicht erhalten sind. Zunächst wurde er Lektor, war als solcher, höchstens 26 Jahre alt, bei einer Gesandtschaft an dem oströmischen Hof und erhielt durch Eusebius 341 die Bischofsweihe für die arianischen Goten. Der Verfolgung des heidnischen Königs (judex) Athanarich wich er mit seiner Gemeinde aus (Sozom., Hist. eccl. VI, 37). Er war deren geistliches und weltliches Oberhaupt und ging 348 mit dem andern Gotenkönig Fritigern über die Donau. Konstantius wies der Gemeinde Wohnsitze im Hämus bei Nikopolis an.

„Das Volk hing an seiner Rede, sie thaten, was er sagte, konnten nicht denken, daß etwas unrecht sei, was er empfahl," sagt ein orthodoxer Schriftsteller von ihm, der ihn haßte, wie alle Katholiken und Heiden. Er unterschrieb das arianische Bekenntnis in Byzanz[1]) und erfreute sich 376 des Schutzes des arianischen Kaisers Valens vor den anstürmenden Hunnen. 380 sollte er auf den Wunsch des Theodosius einen Sektenstreit in Konstantinopel schlichten und starb um die Wende des Jahres. Der Epitomator des Photius, Philostorgius, sowie Sokrates, Sozomenos und Isidor von Sevilla erklären ihn für den Übersetzer der Bibel, ersterer mit Ausnahme der Bücher der Könige. Es ist wohl kaum anzunehmen, daß

[1]) Ego Ulfila episkopus et confessor semper sic credidi et in hac fide sola et vera testamentum facio ad Dominum meum. Credo unum esse Deum patrem, solum ingenitum et invisibilem, et in unigenitum filium ejus dominum et Deum nostrum, opificem et factorem universe creature, non habentem similem suum. Ideo unus est omnium Deus, qui et dei nostri est Deus. Et unum spiritum sanctum, virtutem inluminantem et sanctificantem nec Deum nec Dominum, sed ministrum Cristi, subditum et oboedientem in omnibus filio, et filium subditum et oboedientem in omnibus Deo patri (Koegel I, 183).

Wulfila die ganze Bibel übersetzt hat, vielleicht nicht einmal das ganze Neue Testament. Die geringen erhaltenen Bruchstücke aus Esra und Nehemia sowie aus der Genesis, auf deren ehemaliges Vorhandensein durch die Zahlen der Wiener Handschrift zu schließen ist, stammen aus inneren Gründen von anderen Übersetzern.

Wulfilas arianisches Bekenntnis zeigt sich an einer Stelle auch in der Bibelübersetzung, die nach Bernhardt auf dem Alexandrinus, nach Marold auf dem Sinaiticus mit Zuhilfenahme der Itala beruht.

In Phil. 2, 6 wird das Gott-gleich-sein (*τὸ εἶναι ἴσα Θεῷ*) wisan sik g a l e i k o guþa übersetzt, während sonst *ἴσος* mit ibna wiedergegeben wird (Luk. 20, 36).

Auch die Skeireins, das Bruchstück einer Erklärung des Evangelisten Johannes, bewahrt arianischen Geist. Es heißt im fünften Teil: „Es sollen alle den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren; nicht gleiche (ibnon), sondern ähnliche (galeika) Verehrung zu erweisen, lehrt uns!“

Der Skeireins liegen Wulfilas Bibel und die griechischen Kommentare des Cyrillus Alexandrinus, Ammonius und Theodor von Heraklea zu Grunde. Ihr Verfasser ist unbekannt. Jedenfalls waren es nicht die beiden Goten Sunia und Frithila, wie man noch hie und da annimmt. Diese beiden waren ursprünglich Krieger, widmeten sich aber später dem geistlichen Stande; sie huldigten der Lehre des Athanasius und waren bei ihrer gotischen Psalmenübersetzung darüber, die Abweichungen des griechisch-lateinischen vom hebräischen Psalter zu studieren. In Streitfragen wandten sie sich an den Kirchenvater Hieronymus und baten über 190 Stellen um Auskunft. Derselbe schreibt ihnen 403 aus Bethlehem (Op. II, p. 626): „Wer sollte es glauben, daß die barbarische Zunge der Goten nach dem reinen Sinn der hebräischen Urschrift forschen würde, und daß, während die Griechen schlafen oder vielmehr miteinander streiten, Germanien selbst das göttliche Wort betrachten würde!“

Wulfila war ein Ostgote, widmete aber seine Dienste den Westgoten, und schließlich haben sich wieder die Ostgoten seine Errungenschaften zu nutze gemacht. Der Codex argenteus war wohl in den Händen des amalungischen Königsgeschlechts.

Das Bruchstück eines gotischen Kalenders, das zufälligerweise auch den Namen des Volks „Gut-thiuda“ überliefert, ist der dritte

und letzte Rest der gotischen Literatur. Die Frage ist wohl berechtigt: Wie kommt's, daß so wenig erhalten ist?

Zahlreicher waren die Schriftwerke jedenfalls; es stammen beispielsweise die Bibelbruchstücke aus sieben verschiedenen Exemplaren. Ob freilich die gotische Sprache in dem Sinne Literatursprache war wie das Lateinische, bezweifle ich. Es ist kaum etwas anderes in ihr geschrieben worden, als was die Kirche benötigte, selbst Lehrbücher nicht. Und das alles war arianisch. Noch etwas. Wulfila schrieb nicht mit rein griechischen Uncialen wie andere Schriftsteller, er bewahrte nur die Steifheit des Alphabets und mischte einige lateinische und dem Runenalphabet entlehnte Buchstaben darunter. Das Ganze ist nicht sehr von der altgriechischen Schrift jener Zeit verschieden. Den Griechen und Lateinern kam aber die Sache so fremd vor, daß Philostorgius, Sokrates, Jordanis den Wulfila als Erfinder einer eigenen Schrift hinstellen. Und W. Grimm, Zacher, Wimmer, Kirchhof stimmen dem bei und fügen hinzu, er habe die Runenschrift zu Grunde gelegt. Das ist falsch. Von 27 Buchstaben sind 20 griechisch, davon 3 vertauscht; 5 sind lateinisch und 2 Runen.

Die Athanasianer hatten nun einen fanatischen Haß gegen alles, was gotisch und arianisch war, sie mögen die abweichende Schrift als besonderes Ketzerzeichen verachtet haben. Das kaum erblühte Schrifttum wurde nach der Niederlage am Vesuv 553 ausgerottet, wo man seiner habhaft werden konnte. Der Bimsstein wütete auf den arianischen Pergamenten. Der heilige Kolumban ist's, dem man als besonderes Verdienst die Vertilgung der letzten gotischen Schriftreste im lombardischen Kloster Bobbio nachrühmt. Der Codex argenteus kann nur durch ein Wunder gerettet worden sein, vermutlich weil er äußerlich so prachtvoll war. Alles andere ist nur Palimpsest.

Außer in Namen erscheinen noch innerhalb des Lateinischen gotische Reste. Einem Dichter will die Muse nicht erscheinen, weil draußen gotische Soldaten lärmen und schreien: „Heil, schaff zu essen und zu trinken!" Im Brixianus wird der Ausdruck für gute Lesarten der Bibel einigemal angeführt (wulþrs). Dies und anderes Unbedeutende (vgl. Zachers Zeitschrift 2, 294; Haupts Zeitschrift 1, 294) zeugt doch von der Beachtung, die man der barbarischen Sprache zollte.

In zwei Urkunden aus der Zeit des Vernichtungskampfes unterzeichnen von 18 gotischen Geistlichen vier gotisch. (Vgl. S. 53.) Eine solche gotische Unterschrift lautet:[1]) „Ich Wiljarith, Schriftgelehrter, habe mit meiner Hand unterschrieben, und wir haben empfangen 60 Schillinge, und früher erhielten wir auf Bürgschaft sowohl mit unserem Diakonen Alamod als auch mit unseren Amtsgenossen 120 Schillinge Kaufpreis für diese Marschländereien.“ In Deutschland treten im 11. Jahrhundert spärlich und Ende des 13. Jahrhunderts reichlicher deutsche Urkunden auf.

Nach dem Untergang der Ostgoten 555 und dem Übertritt des Westgotenkönigs Rekared zum Katholizismus, verschwand die gotische Sprache ganz, und nur jener Rest der Krimgoten hielt mannhaft noch im Mittelalter stand.

Durch Betrachtung einzelner Worte und Namen bekommen wir einen Einblick in das Kulturleben.

Zunächst die wenigen Runendenkmäler. Bekanntlich vermochten die meisten Edlen Runen zu ritzen, wenn es sich auch von selbst versteht, daß Inschriften auf Erzeugnissen des Kunsthandwerks von berufsmäßigen und geschickten Runenschreibern herrühren. Die Runen lehnen sich ganz an das lateinische Alphabet der ersten christlichen Jahrhunderte an, sind bei allen germanischen Stämmen ziemlich gleich und haben sich vereinzelt bis heute im Gebrauch erhalten. Zwei Speerspitzen, eine von Kovel und eine von Müncheberg, bieten gleich einem Brakteaten nur Namen (Tilarids = tüchtiger Reiter, Raninga, Waiga); der Bukarester Ring trägt die Inschrift: gutanio wi hailag (Gotisches unverletzliches Heiligtum). Nach Henning stammt letzterer aus dem 4., erstere aus dem 3. Jahrhundert, während die Müncheberger Speerspitze aus dem 3.—5. Jahrhundert burgundischer, der Goldbrakteat aus dem 4.—5. Jahrhundert rugischer Herkunft ist.

Die Namen[2]) sind Zeugen der Götterverehrung; so die, welche mit Wolf zusammengesetzt sind, dem heiligen Tiere Wodans (Wulfila, Athawulf, Wultwulf, Odulf). Oder sie beweisen die kriegerische Gesinnung des Volks, wie Hildibald (der

[1]) Ik Viljariþ bokareis handau meinai ufmelida jah andnemum skilligngans .j. jah faurþis þairh kavtsjon jah miþ diakona Alamoda unsaramma jah miþ gahlaibaim unsaraim andnemum skilliggans .r. k. vairþize saive.

[2]) Vgl. Dr. F. Tetzner, Namenbuch. 2. Auflage. Leipzig, Ph. Reclam.

Kampfkühne), Gunthigis und Guthila, Frithareiks (Friedensfürst), Sigireiks (Siegesfürst), Radagais (Ruhmesger), die Balthen (die Kühnen), die Amalungen (die Kampftüchtigen). Zahlreiche Namen sind mit Athal- (edel), Atha- und reiks (Fürst, reich) gebildet. Frauennamen wie Mathaswintha und Amalaswintha deuten die Behendigkeit an; Attila (Väterchen) ist wie Wulfila und Guthila ein Kosename.

Christentum und Bibelübersetzung brachten eine Menge griechischer Namen, wie aikklesio (Kirche), aipiskaupus (Bischof), aggilus (Engel), hairaisis (Ketzerei), paurpura (Purpur), praufetus (Prophet), psalma (Psalm). Römische Entlehnung zeigen alev (Öl), laigaion (Legion), punt (Pfund), karkera (Kerker), siglio (Siegel), anakumbjan (sich niederlegen). Echt deutsch ist der Gelehrte oder Bücherer (bokareis).

Germanische Rechtsbegriffe bieten die Worte freihals (Freiheit), wargs (der Verbannte, Verfolgte), hundafaþs (Führer einer Hundertschaft), þiudans (Volksfürst), reiks (Herrscher). Das Alter wird nach Wintern bestimmt, der Teufel heißt der „Unhold", die halja (Halle) ist zur Hölle der Verdammten geworden, verehren heißt blotan (blutige Opfer bringen).

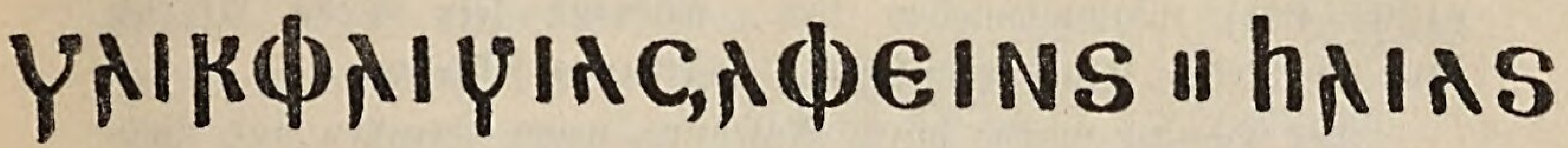
Die Westgoten hatten unter Anlehnung an das römische Recht eigene geschriebene Gesetze entwickelt, die Lex Wisigotorum. Darin ist freilich von altgermanischen Gewohnheiten nicht die Rede, es sind Abmachungen der Könige mit ihren weltlichen und geistlichen Großen; noch im 13. Jahrhundert ward die Lex Wisigotorum ins Kastilische übersetzt.

Die gotische Sprache besitzt volltönende Vokale. Man vergleiche Wulfila mit Wölfele, Attila mit Etzel. Sie hat noch einen besonderen Vokativ, Instrumental, Dual, auch das Mediopassiv, doch ist alles im Absterben begriffen. Kraft und feine Abstufung giebt den Verben die bei uns fast bedeutungslos gewordene Vorsilbe ge (ga).

5. Bildung der Goten.

Die kriegerische Ausbildung, ein Erbstück der Ahnen, stand immer im Vordergrund, Totila und Teia waren ebenso gewaltige Turner wie Krieger. Außerdem ist Gesang und Runenkunde zu erwähnen. Einige Schriftsteller rühmen noch die Witz- und

Spruchweisheit des Volks und führen einige solcher Sprichwörter in Übersetzung an. „Die blöde Ziege sieht den Garten, nirgends den Zaun," lautet das eine (Kurz, Litt. I, 163), der Anonymus Valesii nennt den König Theoderich einen Meister der Sprüche (S. 60 f.). Der König soll gesagt haben: „Wer ein schlechter Römer ist, will gern ein Gote sein, und ein schlechter Gote ein Römer;" „Wo Gold oder ein böser Geist wohnt, läßt sich nie verbergen."



w a i r þ a i	w i l j a	þ e i n s	h a i l s
Es werde	Wille	dein	Heil
Dein Wille geschehe			Heil! (Gotischer Gruß.)

Schriftzeichen aus Wulfilas Bibel (Silberner Codex in Upsala).

Schreiben konnten nur wenige. Von den 18 Geistlichen der gotischen Kirche St. Anastasia zu Ravenna, die um 551 jene lateinische Verkaufsurkunde ausstellen, schreiben sechs lateinisch, vier gotisch, und acht machten nur ein Zeichen. Selbst König Theoderich war, wie der Anonymus Valesianus (79) berichtet, „so rohen und ungebildeten Sinnes", daß er in den ersten zehn Jahren seines Reichs die vier Buchstaben seiner Unterschrift (legi), wie sie für Edikte nötig war, durchaus nicht lernen konnte. Er ließ darum eine goldene Schablone mit den vier Buchstaben fertigen und zog mit der Feder die Schriftzüge nach, daß die Unterschrift zustande kam (Teuffel, Röm. Lit. 477, 1).

Theoderich erkannte, daß die vaterländische Bildung noch lange nicht so erstarkt sei, um die römische in sich aufnehmen zu können. Die Goten haben wie alle germanischen Völker der Völkerwanderung die etwaigen heimischen Errungenschaften in Sachen der Wissenschaft mitsamt der Sprache aufgegeben — zu Gunsten der Kultur der Besiegten. — Nirgends ein Übergang, wie ihn noch Theoderich plante, überall nur Aufgehen im Römertum. Den Verhältnissen hätte selbst Theoderich nicht trotzen können, wenn er überhaupt gewollt hätte. Gehen wir auf seine Kulturbestrebungen etwas ein.

Theoderich, gotisch Thiudareiks (454—526), der Sohn König Theodemers, der als römischer Offizier 496 den Odowakar vernichtet hatte, ward stillschweigend vom oströmischen Kaiser Ana-

stasius als „König der Italier und Goten" anerkannt. Als solcher residierte er zu Ravenna und Verona und suchte seine Hauptaufgabe in der Pflege des Einverständnisses zwischen Römern und Goten. Die beiden Rechte blieben gewahrt. Im Jahre 500 ließ er bei seiner Anwesenheit in Rom durch einen Maueranschlag ein „Edikt" bekannt machen, das in 154 Artikeln die Grundlagen für Richter in Civil- und Militärstreitsachen bilden sollte. Älter noch war das Recht der Westgoten, das Eurich (466—484) zusammenstellen ließ, während sein Sohn Alarich 506 die Rechte seiner römischen Unterthanen festsetzte.

Der Handel wurde durch Anlegung neuer Straßen und Verleihung von Begünstigungen gefördert, der Verkehr erleichtert. Man errichtete Bauten und Kunstwerke, in Neapel befand sich ein Denkmal des Königs (Prok. I, 24), ein anderes nahm Karl der Große 801 mit aus Ravenna und stellte es in Aachen auf. Bald sonnten sich vornehme Römer, Leuchten der Wissenschaft, in des Königs Gunst.

Seine mangelhafte wissenschaftliche Bildung suchte Theoderich zu verbessern. Man trieb an seinem Hofe platonische Studien. Seine Anregungen waren vielleicht bedeutender, als was er selbst leisten konnte. Voll Lob schreibt er an Boethius, dieser habe die Schriften des Euklid, Plato, Aristoteles, Nikomachus mit solcher Deutlichkeit und Feinheit übersetzt, daß sie ein Kenner beider Sprachen den Originalen vorziehen würde (Cassiod., Var. I, 45).

Theoderich sorgte für eine sorgfältige wissenschaftliche Bildung seines Enkels Amalarich (Jord. 58, 298). Das Gleiche wird vom Westgotenkönig Theoderich I. berichtet, der seinen gleichnamigen Sohn in römischem Brauch erziehen und mit Virgils Dichtungen vertraut machen ließ. (Sidon. Apoll. VII, 495 f.) Prokop († 558), der Geschichtsschreiber des gotischen Krieges, erzählt wiederholt von adeligen Goten, die in römischer Schulweisheit erzogen wurden. Dies geschah bei Theodahat, dem Sohn von Theoderichs Schwester Amalafrida (I, 3. 6; III, 8), dem späteren, nur für die Wissenschaft, nicht für das Herrschen eingenommenen König; Amalaswintha, Theoderichs Tochter, lebte ganz der Dichtkunst und Gelehrsamkeit. Die nationalen Goten waren natürlich den Neuerungen feind und sagten, die Wissenschaft vernichte die männliche Kraft. Das sehen wir deutlich an ihrem Verhalten zu Amalaswintha. Prokop berichtet in seinem „Goten-

krieg“ folgendes (I, 2):[1] „Amalaswintha wollte ihren achtjährigen Sohn Athalarich (regierte 526—534) so erziehen, daß er den römischen Fürsten gleichstand, und hielt ihn dazu an, eine richtige Schule zu besuchen. Von den greisen Goten suchte sie drei aus, die nach ihrer Ansicht die weisesten und mildesten waren, und gesellte sie ihrem Sohne zu. Das alles paßte den Goten nun durchaus nicht. Sie wollten von ihrem Könige nach Barbarenweise regiert sein, um ihrerseits die Unterworfenen drücken zu können. Einst hatte die Mutter im Frauengemach dem Knaben wegen einer Unart einen Schlag versetzt, und er war weinend in den Männersaal gelaufen. Die Goten, die gerade anwesend waren, nahmen diese Behandlung des jungen Königs gewaltig übel, schalten auf Amalaswintha und äußerten laut, sie wolle das Kind beiseite schaffen, um dann einen andern Mann zu nehmen und mit ihm über Goten und Italier zu herrschen. Die Fürsten traten vor Amalaswintha und machten ihr Vorstellungen, der König werde nicht nach altem Brauch erzogen, und das gereiche ihm und ihnen zum Schaden. Schulmeister und alte Leute taugen nicht dazu, einen Gotenprinzen zu erziehen. Wer sich vor der Rute fürchtet, wird nie ein furchtbarer Krieger. Theoderich hat ein so großes Reich erobert, und doch schätzte er die Wissenschaft nicht viel. „Gieb den Lehrern den Laufpaß, o Königin, und laß Athalarich mit den Altersgenossen aufwachsen, dann wird er ein rechter König nach unserer Art.“ Als Amalaswintha das vernahm, billigte sie es keineswegs, aber sie fürchtete den Haß der Leute und that deshalb so, als wäre ihr das Gesagte recht.

---

[1]) Prokop I, 2 (ed. Niebuhr): *Γότθοις δὲ ταῦτα οὐδαμῇ ἤρεσκε — — ξυλλεγέντες τε, ὅσοι δὴ ἐν αὐτοῖς λόγιμοι ἦσαν, καὶ παρὰ τὴν Ἀμαλασοῦνθαν ἐλθόντες ᾐτιῶντο οὐκ ὀρθῶς σφίσιν οὐδὲ ᾗ ξυμφέρει τὸν βασιλέα παιδεύεσθαι. γράμματά τε γὰρ παρὰ πολὺ κεχωρίσθαι ἀνδρείας καὶ διδασκαλίας γερόντων ἀνθρώπων ἐς τὸ δειλὸν καὶ τὸ ταπεινὸν ἀποκρίνεσθαι ἐκ τοῦ ἐπὶ πλεῖστον.* — Ähnliche Beispiele aus der Zeit des beginnenden Rittertumes: Dietrich v. St. Hubert († 1087), für den Kriegsdienst bestimmt, erhält heimlich Unterricht, worüber sein Vater sehr erzürnt ist. M. G. S. S. 12, 39 (10): et cum jam vere septennis esset patre eius inscio (!), qui eum, quod ipse erat, fieri terrenum militem et rerum suarum disponebat heredem, mater — primis eum litterarum dedit imbuendum elementis. — (pater) qui filium suum a litteris abstractum domi servari jussit, interminatus uxori gravia, si posthac eum praesumeret, tradere his disciplinis (!).

Sie gab in allen Punkten nach und that den Willen der Barbaren. Die greisen Erzieher wurden sofort entlassen, und dem Athalarich wurden junge Leute zugesellt, die nicht viel älter waren als er. Kaum war er mannbar geworden, so verführten sie ihn zum Trinken und zum Umgang mit Weibern. So wurde er unter ihrer Einwirkung bald ganz sittenlos und entzog sich thörichterweise dem Einfluß der Mutter gänzlich, ja er kümmerte sich gar nicht mehr um sie, obgleich die Barbaren schon offen gegen sie Front machten und laut die Forderung aussprachen, die Frau solle die Regierung niederlegen."

Der Bericht ist in seinem Kern sicher richtig, ist aber, wie alles, was Prokop geschrieben, rhetorisch und dichterisch zugeschnitten. Prokop hielt natürlich die Maßnahmen der feingebildeten Königin für einzig gut und leitet von der Nichtbefolgung das Schlimmste ab. Athalarich hat übrigens die römischen Grammatiker später sehr begünstigt und war mehr Römer als Gote. Er schrieb z. B. an den römischen Senat, der den Professoren die Gehälter nicht auszahlen wollte (Cass. Var. IX, 2): „Die Grammatik bildet die Grundlage der Wissenschaften, sie ist eine Zier des Menschengeistes und Meisterin der Rede. Bezahlen wir Schauspieler zum Vergnügen des Volkes, so müssen wir erst recht diejenigen nähren, die in unserem Palaste Feinheit der Sitten und Beredsamkeit erhalten." Prokop fügt hinzu, Athalarich habe den Taumelkelch des Lasters bis zur Hefe geleert und sei an der Auszehrung gestorben. (I, 3 f.)

6. Gelehrte im Ostgotenreiche.

Römische Gelehrte, die unter dem Schutze gotischer Könige, insbesondere Theoderichs, für Pflege der Wissenschaft sorgten und teilweise in Schulen, teils mit Bezug auf solche wirkten, waren an erster Stelle Boethius (475—525) und Kassiodorius (480—575).

Der bedeutendere war Kassiodorius Senator. Er war Konsul und königlicher Geheimschreiber, diente unter Theoderich, Athalarich, Theodahat und Witigis und zog sich dann von den Staatsgeschäften zurück, um in dem selbsterbauten Kloster Vivarium ganz der Wissenschaft und Jugendbildung zu leben.

Er war eifrig bemüht, im Sinne seines Königs Theoderich die Kluft zwischen Goten und Römern zu überbrücken, gegen-

seitige Freundschaft zu pflegen, Wissenschaft zu verbreiten. Seine Schriften umfassen den ganzen Kreis des mittelalterlichen Wissens. Nicht nur über Rechtschreibung und Kirchenrechnung (Computus) verbreitete er sich, er schrieb auch eine Weltchronik, sowie eine Geschichte der Goten, die uns teilweise durch den Auszug des Jördanis (552) gerettet ist. Er gab die Kirchengeschichte des Theodoret, Sozomenos und Sokrates heraus, schrieb einen Psalmenkommentar und hielt eine Lobrede auf den König Theodahat. Am wichtigsten aber sind seine zwölf Bücher Variarum und seine Encyklopädie.

Das erstere Werk ist eine Sammlung von Urkunden, Erlassen, Briefen u. dgl., welche unter seiner Amtsthätigkeit entstanden. In der Folgezeit ward dies Buch für den Unterricht bedeutend. Es ist eine der ersten Sammlungen dieser Musterstücke, die bei der juristischen Schulung gebraucht und verwendet wurden, das älteste Formel- und Lehrbuch der Rechte.

Das andere Werk: „Institutiones divinarum et saecularium litterarum“, zerfällt in zwei Teile. Der letzte enthält die Encyklopädie, nämlich in gedrängter Übersicht die sieben freien Künste mit allem Wissen des gelehrten Altertums; bekanntlich schöpfte man im Mittelalter seine ganze Gelehrsamkeit aus diesen Werken. Sie entsprachen etwa einem „Allgemeinen Handbuch“ unserer Tage. Im ersten Teil eröffnet er, was mit Nutz und Frommen in den Klöstern zu treiben sei. Bisher habe man sich nur mit Handarbeit abgegeben. Das solle anders werden; nur die Unfähigen mögen dabei bleiben, für die Fähigen werde das Kloster eine höhere Schule der Gottesgelahrtheit, und die Wissenschaften sollen hier ihre Heimstätte finden. Die heilige Schrift diene nicht nur zur Erbauung, sie müsse auch das Ziel gelehrter Studien sein. Es hätte sich dazu das Lesen christlicher und heidnischer Schriftsteller zu gesellen, das hätten ja schon die Kirchenväter gewollt. „Durch diese wird unser Geist für das Bibelverständnis herangebildet.“ Ein Kleriker müsse auch weltliche Kenntnisse haben und dürfe sie nicht verachten. Aber das Heidnische und Unsittliche sei aus den Schriften herauszunehmen und das Gute zu behalten, wie die Juden den Ägyptern beim Auszug die goldenen Gefäße nahmen. — Dieser Gedanke Kassiodors war ganz neu, er fand verschiedene Beurteilung und nicht überall Anklang. Die alten Anhänger der Versöhnungspartei jauchzten. Die Leute mit dem Feldgeschrei: „Hie Religion, hie Atheismus“ verdammten den

einsichtigen Gelehrten. Die Zeit hat ihm recht gegeben, er errettete die christliche Belehrung vor Erstarrung, Formelkram und Langweiligkeit und erhob Klöster und Schulen zu Pflanzstätten der Wissenschaft.

Boethius, geboren um 480, vermählt mit einer Tochter des Symmachus, Lobredner und Geheimschreiber des Theoderich, machte eine Reihe griechischer Werke, namentlich den Aristoteles, durch seine lateinischen Übersetzungen dem römischen und gotischen Volke zugänglich und gewann somit großen Einfluß auf die Geschichte der Scholastik. Andere Übersetzungen waren rhetorischen, grammatischen, philosophischen und mathematischen Inhalts. Im Gefängnis schrieb er die „Tröstung der Philosophie". Von den Zeitgenossen wegen seiner wissenschaftlichen Thätigkeit über alles gerühmt, von Theoderich hochgeehrt[1]) und schließlich doch verworfen und hingerichtet, hat Boethius im ganzen Mittelalter ein großes Ansehen genossen. Seine Schriften gelten in allen Jahrhunderten und bei allen Völkern des Mittelalters. Man schrieb ihn ab und übersetzte ihn wiederholt ins Deutsche. Notker Germanikus († 1024) hat auch ihn für die Schule deutsch nutzbar gemacht.

Merkwürdig ist, daß wir kein einziges lateinisch-gotisches Glossar, keine Schulschrift haben, wie sie so zahlreich aus der althochdeutschen Periode vorliegen. Daß es auch unter den lateinischen Grammatikern Goten gab, beweisen uns Namen wie Glengus, der Scharfsinnige (vgl. got. glaggwo = genau). Er gehört sicher wie Galbungus und Bregandus Lugenicus (Lügenhausen) zu jener Sorte von Grammatikern, die wie Virgilius mit ihrer Gelehrsamkeit und schönen Citaten für bildungslustige Germanen schrieben. („Lit. Centr." 1891, 1159.)

Ein anderer Gelehrter aus der Zeit Theoderichs, ein Lobredner seines Königs, war der Dichter und Redner Ennodius,

---

[1]) Theoderich schrieb an ihn (Cassiod. Var. I, 45) folgendermaßen: „Du lehrtest die Römer der Griechen Weisheit und hast aus der reinsten Quelle geschöpft. Der Römer liest den Pythagoras, den Meister der Harmonien mit deiner Übersetzung in der Hand, ebenso den Astronomen Ptolemäus, den Arithmetiker Nikomachus, den Geometer Euklides, den Theologen Plato, den Logiker Aristoteles. Die Sicilier empfingen von dir den Mathematiker Archimedes in römischem Kleid wieder."

Bischof von Pavia (473—521). Er war ein Schulmann und erwähnt u. a. die öffentlichen Recitationen. Er fragt, warum einer öffentlich recitiert, dem öffentliches Lob nicht gebühre, noch Vergnügen bereite (Carm. I, 9). Sehr bekannt war er mit dem oben erwähnten Virgilius, einem arianischen Priester am westgotischen Hofe von Tolosa, der 508 mit nach Spanien wandert. Dieser Virgilius war ein Deutscher, das beweist seine Spielerei mit der unsicher erlernten Sprache. Virgilius dichtete Epigramme auf Ennodius. Von Ennodius sind uns außer einer Rede auf Theoderich u. a. noch 28 Musterreden erhalten, von denen auch sieben vor den Studenten gehalten worden sind, so „Des Menelaus Jubel über Trojas Fall“, „Verzweiflung der Dido nach des Äneas Flucht“, „Die Klage der Thetis an Achills Leiche“, „Gegen den Tyrannen“. Auch seine neun Bücher Briefe scheinen als Mustersammlung dem Unterrichte gedient zu haben, und die meisten seiner Gedichte sind nichts, als der zeitgemäß poetische Teil der Schulübungen. Ein Gedicht enthält eine Beschreibung von Theoderichs Garten. Einen Neffen, den Lupicinus, und den Arator übergab er zum Unterrichte dem Deuterius, der Grammatik und Rhetorik in Mailand lehrte. Er ist's, von dem Ennodius sagt: „Jeder Zoll ein Magister“. Am Hofe des Königs lebte noch der Leibarzt und Diakon Helpidius, dessen attische Erziehung Ennodius hervorhebt.

Mit Fleiß schrieb man gelehrte Werke und Übersetzungen ab, verglich und verbesserte. Mavortius und Felix waren hierin thätig. Ennodius führt eine Menge edler Römer von rednerischer Bildung auf, darunter Symmachus, Faustus, Avienus, Probinus, Boethius, Agapitus, Parthenius, Cethegus (nicht zu verwechseln mit dem Dahnschen Helden des „Kampfes um Rom“, der später lebt und von Prokop erwähnt wird). Grammatiker waren Vergilius, Audax, Asper.

Der Redner Arator besuchte außer der Schule des Deuterius noch die zu Ravenna, woselbst auch Venantius Fortunatus studierte. Dieser stellte sich in den Dienst der Frankenkönige, jener widmete seine poetische Umarbeitung der Apostelgeschichte seinem Fürsten Athalarich. Die Kirchenschriftsteller Gregor I. (540—604) und Eugippus, der Verfasser von „Severins Leben“, gehören in eine spätere Zeit. Der Dichter und Pädagog Maximian lebte zur Zeit des Theoderich, ebenso der Geschichtschreiber

Marcellinus und der Arzt Anthimus, welcher dem Frankenkönige Theuderich eine Schrift über die Nahrungsmittel widmete. Dem Rechte dienten die 154 Artikel des Theoderich, die er 500 durch Kassiodor in Rom bekannt machen ließ.

7. Römische Gelehrte im Westgotenreiche.

Ähnlich fand die Ausbreitung römischer Bildung bei den Westgoten statt (Teuffel 495). Anfangs nahm man keine Rücksicht auf die römischen Errungenschaften der Schule, und die Hauptmasse des Volks kümmerte sich überhaupt nie darum. Der Klerus aber pflegte die Wissenschaft, und vornehme Germanen standen dem Streben der Römer nach grammatisch-rhetorischer Ausbildung nicht nach. Schulen bestanden zu Clermont, Arles, Bordeaux, Toledo, Bracara, Saragossa, Karthagena, früher auch zu Cordova. Daß das lateinische Schulwissen freilich wie die Sprache erstarrte, hängt mit der Ausbildung der einzelnen Nationen zusammen. Und da darf doch nie vergessen werden, daß diese in ihrer Weise vom alten Wissen genug auf die neue Zeit retteten. Der römische Dichterling hörte nur das barbarische: „Heil, schaff zu essen und zu trinken!“ Am Hofe zu Tolosa aber war man auf nichts eifriger bedacht, als dies urwüchsige Volkstum auszurotten und allen Grammatikern und Rhetoren glanzvolle Aufnahme zu bereiten. Außer jenen Worten eines Epigramms und ein paar Rechtsausdrücken in der Lex Wisigotorum ist uns nichts Westgotisches überliefert.

Man sprach im ganzen Reiche um 600 kaum mehr gotisch, übersetzte vielmehr wissenschaftliche griechische Werke ins Lateinische, um sie den gotischen Gelehrten zugänglich zu machen. So die heil- und naturkundlichen Schriften des Dioskorides, Hippokrates, Galenus. Orosius schreibt eine Geschichte bis auf Walia, Idacius setzt sie bis 470 fort. Der Dichter Merobaudes wirkt schon vor der Besitznahme Spaniens. Als Kirchenschriftsteller leben im Westgotenreich Leander († 596) und Apingrius unter Rekared und Theudes, Martin unter König Teudumir, Eutropius, Severus, Justinian unter Theudes. Ferrandus um 540 berührt auch unter-

richtliche Fragen. Im 7. Jahrhundert blüht die römische Literatur bei den Westgoten. Der tapfere König Sisibut (612—621) war ihr Hauptschützer. An seinem Hofe sammelten sich Dichter und Gelehrte, und diese dienten in der Regel der Schule. Sisibut hat uns selbst citatenreiche Briefe und mehrere Poeme, darunter eins über Sonnen- und Mondfinsternisse, hinterlassen. Isidor widmete ihm ein Werk über die Natur der Dinge. Von dem Dichter und Geschichtschreiber Maximus von Saragossa, † 619, scheint nichts erhalten zu sein (Teuffel 495, 4). Gedichte sind uns erhalten von Eugenius (646—657), dem Bischof von Toledo, von der Dichterin Eucheria u. s. w.; Briefsammlungen von Braulio, dogmatische, judenfeindliche Schriften von Julian, dem Bischof von Toledo (680—690). Für den Unterricht verfaßte letzterer eine ars grammatica, poetica et rhetorica, sie ist aus den bekannten Grammatikern (Donatus, Victorinus, Audax) geschöpft und hat teilweise katechetische Form. Julian ist ein echter Vertreter seiner Zeit und Wissenschaft im westgotischen Geist. Er eifert gegen die Juden und widmet das Werk dem König Erwig († 687). Er beschreibt Ereignisse aus König Wambas Leben und ergeht sich in Gedanken über das zukünftige Jahrhundert. Die priesterliche Selbstherrlichkeit und Rechtgläubigkeit trennt ihn von dem gewöhnlichen Volk, aber mit den geistigen Größen seiner Zeit ist er bekannt und befreundet (Idalius von Barcelona, Audax, Isidor) und macht den Strebenden die Wissenschaft mundgerecht. — Weit über ihm aber steht Isidor, Bischof von Sevilla (570—636). Er zeichnete sich wie alle seine Zeitgenossen nicht durch Schöpferkraft, sondern durch Fleiß und durch das Streben aus, alles Schöne und Wissenswerte der römischen Blütezeit der halbbarbarischen Gegenwart zu überliefern. Wie alle westgotischen Größen kämpfte er gegen das Judentum, die Hauptschrift „Über den katholischen Glauben" fand noch nach 200 Jahren einen deutschen Übersetzer. Viele seiner Schriften, die uns Braulio aufzählt, sind nicht erhalten. Als Dichter, Redner und Geschichtschreiber zeichnete er sich aus; nicht nur eine Weltchronik, sondern auch eine Geschichte der Goten, Wandalen und Sueven schrieb er und benutzte alle bedeutenden Schriftsteller der vorhergehenden Jahrhunderte. Die naturwissenschaftliche Schrift über die Natur der

Dinge, die dem König Sisibut gewidmet war, diente im ganzen Mittelalter als Lehrbuch. In höherem Maße noch gilt dies von seinen Etymologieen, jenem Handbuche, das ähnlich wie Kassiodors „Institutionen" aus den bekannten Schriftstellern (Sueton, Kassiodor, Boethius, Plinius) über alles Wissenswerte berichtet. In den ersten acht Büchern werden in sachlicher Anordnung die freien Künste, Heilkunde, Recht, Weltgeschichte, Altes und Neues Testament und Kirchengeschichte behandelt, die folgenden zwölf Bücher beschäftigen sich mit Sprachlichem.

III. Heruler, Wandalen, Burgunder, Langobarden.

1. Heruler.

Die wandilische Völkergruppe umschloß außer den Goten noch die Wandalen, Burgunder, Heruler, Rugier, Skiren, Gepiden und andere kleine Völker. Die Kultur derselben unterschied sich nicht von der der Goten. Es war ein allgemeiner Wettlauf, das römische Bildungsziel zu erreichen; Goten, Wandalen und Burgunder waren die Vordersten, die anderen verloren sich unter den mächtigeren Stämmen.

Einen klaren Einblick in das wandilische Völkergetriebe der Völkerwanderung gewährt uns das Leben Severins von Eugippus. Severin kam um 454 in die Gegend von Wien und baute sich in Faviana eine Klause; er war als Prediger und Missionar thätig und starb 482. Sein Schüler Eugippus wandert 488, als die Germanen immer ungestümer die römischen Grenzländer überschwemmen, mit nach Italien aus, führt die Leiche seines Lehrers mit sich nach Lucullanum und baut eine prächtige Ruhestätte für ihn. Eugipp schildert natürlich die Barbaren in ungünstigem Lichte und verleiht glänzendere Strahlen der Heiligkeit seines Meisters; aber wir gewinnen doch ein recht anschauliches Bild aus seiner Schrift.

Attila war gestorben, rechts und links der Donau wogten Germanen. Zwischen der Sau, der Donau und den Alpen saßen die Ostgoten, zwischen Donau und Theiß die Gepiden, am linken Donauufer gegenüber Noricum die Rugier, östlich davon die Heruler, westlich Thüringer und Alamannen. Am rechten Donauufer herrschte dem Namen nach Rom; auch

Severin war auf römischem Gebiet. Um die sich ausdehnenden Germanen vom Überschreiten der Donau zurückzuhalten, hatten die Römer germanische Könige mit ihren Kriegern in Sold genommen; diese mußten die Grenzwacht versorgen. Theoderich war ein solcher Grenzhüter; hier war es Odowakar. Der hatte ganze Scharen von Herulern, Rugiern und Skiren gesammelt, namentlich waren ihm, dem skirischen Fürstensohne, Heruler unterthänig. Zwischen Odowakar und Severin bestand Freundschaft, aber der Heilige hielt es auch mit der freien rugischen Königsfamilie links der Donau. König Flaccitheus und dessen Sohn Feletheus oder Feva holen Rat bei ihm. Die starrsinnigen arianischen Könige und Fevas Gemahlin Giso werden von ihm bewogen, die Katholiken nicht mit Zwang arianisch umzutaufen. Passauer Händler bitten ihn um Fürsprache bei Feva, daß sie bei den Rugiern Handel treiben dürfen. Als freilich Severin starb, erlosch die fromme Scheu; Fevas Bruder Ferderuchus plündert die Klause, wird aber von seinem Neffen Friderich erschlagen. Als 487 Krieg zwischen Odowakar und den Rugiern ausbricht, werden Feva und Giso gefangen nach Italien geschickt, Friderich wird von Odowakars Bruder Onulf zum zweitenmal geschlagen, flieht mit einer Schar Rugier nach Mösien zu Theodorich, seinem Verwandten, und bestimmt ihn zur Rache, die ja Theodorich in reichem Maße an Odowakar übte. Aber Odowakar konnte trotz seiner Siege die Grenzen nicht halten, er giebt Ufernoricum auf, verbleibt zwar im römischen Dienst, zieht aber mit den Provinzialen 488 nach Italien, um andere Wohnsitze für die Seinen zu fordern, — mit ihm Eugipp.

Odowakar war einst mit einigen Begleitern in Severins Zelle getreten. Die hohe Gestalt im gewöhnlichen Kleid, jeder Zoll den Krieger verratend, steht gebückt in der niederen Klause vor dem Heiligen. „Du wirst voll Ruhm sein," sagt der Klausner, „zieh aus nach Italien, zieh aus; jetzt in schlechte Felle gehüllt, wirst du bald vielen reiche Gaben spenden." Aus Dank schickt ihm Odowakar einen Brief und verspricht ihm darin seine Gunst. Man sieht, wie gewaltig ein Priester mit römischer Bildung einen Recken, wie den skirischen König, beeinflussen kann. Die Germanen schienen vieles zu glauben; Eugipp weiß zu berichten, daß Severin dem Odowakar auch sein Unglück in 13 oder 14 Jahren vorhersagte. Der wehrlose Priester inmitten der

gewaltigen Krieger fordert aber doch unsere Bewunderung heraus. Erst im achten Jahrhundert beginnt von Passau und Salzburg aus die christliche Mission, und hier bei Faviana predigt ein vereinzelter Sendbote schon 300 Jahre früher mit Erfolg unter Arianern und Soldaten: „Fastet, betet, thut gute Werke. Wer den Körper mästet, bereitet der Seele den Tod. Christus, der Gottgleiche, ist unser Heil.“ Es gebricht ihm auch nicht die Wunderkraft. Er heilt Gichtkranke und Halbtote, in Scharen wallfahrten Rugier und Heruler, Skiren und Römer zu ihm, der Alamannenkönig Gibut ehrt ihn hoch. Eugipp führt uns auf rugische Märkte, die von Germanen und Romanen friedlich besucht werden. Da giebt es Olivenöl, aus Italien eingeführt; Getreideschiffe fahren auf dem Inn und der Donau; Sklaven werden gekauft, verkauft und freigelassen, Nahrung wird an Arme verteilt, und Obstbäume blühen bei Faviana, das immer noch der wilde Bär heimsucht. Germanische Kunsthandwerker bieten goldene und auch minderwertige Gefäße feil.

Die Heruler und Rugier sind nach der kurzen, aber glänzenden Laufbahn ihres Königs Odowakar aus der Geschichte verschwunden. Von ihrer Kultur sind kaum ein paar Namen auf uns gekommen. Odowakar ließ eigene Münzen mit seinem Bilde schlagen, auch ist uns einer seiner Erlasse nach seinem Einzug in Italien erhalten. Einzelnen dieser verschollenen Völker begegnen wir wohl in der Geschichte, immer in römischem Dienste die freien Germanen vernichtend. So ist z. B. der Heruler Pharas der Belagerer von Geilamirs Burg. Drei Runendenkmäler des 4. oder 5. Jahrhunderts im Berliner Museum werden v. Henning als rugisch bezeichnet, ein Goldbrakteat, der auch gotisch sein kann (Waiga), ein Thonköpfchen („Fulgia“ = Folge-Genius?), ein Goldring (Alu = Heil?).

2. Wandalen.

Die Wandalen waren im zweiten Jahrhundert Nachbarn der Markomannen. Vom Riesengebirge zogen sie nach Dacien, im fünften Jahrhundert finden wir sie verbündet mit den Alanen in Spanien, 427 setzt Geisarix nach Afrika über, macht sich zum Herrn des westlichen Mittelmeeres und seiner Inseln, erobert Karthago, plündert Rom, und schon 534 wird das kaum zur Ruhe und in

geordnete Verhältnisse gekommene Volk vollständig von den Oströmern vernichtet. Alle ihre Könige, Geisarix und Hunarix, Gunthamund und Thrasamund, Hildirix und Geilamir öffneten dem Romanentum Thür und Thor. Man hatte bei allem Arianismus nur römische Schulen und Gelehrte, römische Theater und Künste. Die stolzen „Könige der Wandalen und Alanen" gefielen sich in eifriger Pflege der römischen Literatur, sie hielten lateinische Schreiber, einzelne dichteten selbst in Latiums Sprache. Von der eigenen ist uns außer wenigen Namen und Worten nichts erhalten geblieben, als das kurze „Froja armes" (d. h.: Herr, erbarme dich unser, gotisch: Frauja armais; im Text steht: Sihora armen).

Vor Geisarix zitterten die Völker. Er galt neben Theodorich als der größte Germanenfürst für lange Zeit. Er griff in die inneren Verhältnisse Roms ein, er hauptsächlich setzte den Kaiser Olybrius, den Schwager seines Sohnes Hunerich, ein. Und Zeno schloß ewigen Frieden mit ihm, falls die Wandalen auf weitere Angriffe gegen das oströmische Imperium verzichteten. Mit den Goten und Mauren lebte er in Frieden, selbst den Katholiken, die er in Spanien und anfangs auch in Karthago drückte, ward er später mild gesinnt. Man erzählt, er habe einst eine Flotte gerüstet, und als man fragte, wohin der Lauf gerichtet werden solle, habe er geantwortet: „Gebt die Segel den Winden, es geht gegen die, denen Gott zürnt." Das war noch in der Zeit der Eroberung, später hat er es nur noch auf den friedlichen Ausbau des Reiches abgesehen. Auch die Plünderung Roms 455, die den Anlaß zum Märchen vom Wandalismus gegeben hat, ist anders anzusehen. Freilich raubten die Wandalen, was nur fortzuschleppen ging, aber haben das nicht alle Feldherren des Altertums und des Mittelalters bis auf die letzten paar Jahrhunderte gethan? Und wenn nun auch einmal eine Herme zerbrach und eine Venus den Kopf verlor! Ein Eroberer kann deswegen das Kanonenfeuer nicht aufgeben, weil zufällig das Münster durch eine Bombe beschädigt oder eine alte Handschrift durchlöchert wird. Wir brauchen gar nicht an Tilly oder Soult zu denken. Und die Wandalen haben nicht Bibliotheken oder Kunstwerke geraubt, nur um sie dem Papst zu schenken. Sie haben alles so fein und zierlich in ihren volkreichen Städten aufgestellt und gepflegt, daß selbst der von klassischer Schönheit begeisterte Prokop in helle Bewunderung über die Kunst, Kunstwerke und

Kunstpflege im Reiche der Wandalen und Alanen verfällt. Nordafrika war aber auch ganz anders wie heute, da großenteils der Wüstensand bis ans Meer weht. Wir finden, inmitten der Wüste und überwuchert von Gestrüpp, im Innern Ruinen von Prachtgebäuden in solcher Ausdehnung, von Wasserleitungen und Brunnen in solchen Mengen, wie sie nur Italien aufweist. Karthago hatte eine Million Einwohner, das Land blühte und erfreute sich hoher Pflege, die 80 000 Wandalen waren um das Doppelte gewachsen und brachten über das ganze Land das Gefühl der wohlhabenden, reichen, kunstpflegenden Herren. Der Streit der Arianer, Donatisten und Katholiken wurde nur von den Bischöfen mit Erbitterung erkünstelt, das Volk betraf er nicht in dem Maße. 600 Bistümer befanden sich im Lande. Wie fruchtbar das Land war, erhellt aus der Nachricht, daß man einst dem Nero aus Karthago einen dreihundertsechzigfachen Halm geschickt haben soll, der aus einem Korn entsprossen war. Der Dichter Luxorius preist die reichen Weinberge mit doppelter Lese, die von Vogelsang durchtönten Haine und die zahlreichen Bäche des Landes. Die Schulen standen in Blüte. Karthago hatte eine der berühmtesten Universitäten. Der heilige Augustin (354—430) gedenkt der umfassenden weltlichen Ausbildung in Madaura und trat als gefeierter Lehrer der Beredsamkeit in Madaura und Karthago auf. Eine Anzahl Kirchenväter schrieben vor der wandalischen Herrschaft, so Tertullian, Cyprian. Ihr Stil, „der punische", erhielt sich mit seinem dunklen, schwülstigen, bilderreichen Gepräge fort.

Pharas hatte bei der Belagerung Pappuas zu Geilamir gesagt: „Auch ich bin ein Barbar, Schreiberei und viele Worte bin ich von Jugend auf nicht gewöhnt, noch habe ich sie später gelernt." Das klingt so, als ob Geilamir nicht römische Schulbildung besessen habe. Diese Annahme wäre falsch; Sprache und Leben des Edlen war ganz und gar lateinisch. Geilamirs Geheimschreiber Bonifatius (Pr. II, 4) gehört zum Hofstaat. Die stolzen Wandalenkönige, die allein von allen Barbaren auf den Münzen das Diadem tragen wie der oströmische Kaiser, schreiben lateinische Worte auf jene; sogar die Namen sind bis auf die von Gunthamund, Hildirix und Geilamir latinisiert. Man hat bedauert, daß das letzte Lied des kitharakundigen Wandalenkönigs nicht erhalten ist, um ein wandalisches Literaturwerk zu besitzen; das Lied ist kaum wandalisch gewesen. „Die wandalischen Schwerter erlahmen

an der Wissenschaft," sagt Prosper († 463). „Die freien Künste blühen in Karthagos Schulen, und Grammatiker, Rhetoren und Philosophen errichten ihren Lehrstuhl." (Salvian, ca. 500. — Gub. VII, 16.) „Karthago glänzte durch seine Studien und durch seine Lehrer." (Florent. Anth. lat. 376, 32.)

Einer der begabtesten und bedeutendsten karthagischen Schriftsteller und Lehrer war Drakontius; von Karthago, der zur Zeit des schwachen Gunthamund (484—496) lebte. Er hat eine Menge rhetorischer Schulübungen hinterlassen und seinem Lehrer Felician gewidmet, Musterstücke in Poesie und Prosa, nach denen die Schüler eigene Arbeiten machen mußten, um sich in der Rhetorik auszubilden; z. B.: „Die Worte des Herkules," „Die Statue des tapferen Mannes." Ähnlichen Zweck verfolgen seine kurzen Epen Hylas, Medea, Helenas Raub u. s. f.; der Schule dient auch sein christliches Lehrgedicht „Von Gott." In einer Elegie bittet er seinen König um Verzeihung, daß er statt Gunthamund dessen Feind besungen hat.

Der folgende, seinem Ahnherrn Geisarix ähnliche König Thrasamund (496—523) wird von Drakontius Felix und von Florentius angesungen; Hildirix (523—530) von dem schon erwähnten Luxorius. Andere Grammatiker und Dichter jener Zeit sind Coronatus, Calbulus, der Referendarius Petrus, Octavianus Crescentii, Cato (unter Hunarich, 477—484), der Comes Sigesteus. (Teuffel 476.)

Von 480—550 lebte der Grammatiker Fulgentius. Was er geschrieben hat, ist gedankenleer und schwülstig, er künstelt an der Sprache herum und führt eine Menge Dichterstellen an, falsch und richtig. Seine Arbeiten dienen dem Unterrichte, und es macht ganz den Eindruck, als ob er mehr für bildungheischende Germanen, die für alles Dank wissen, als für kundige Römer schreibt. Sein Physiologus, eine Zoologie voll Fabeln, ist verloren, seine Mythenerklärungen haben wir noch. Wie er darin etymologisiert, möge die Ableitung des Namens Alphäus von ἀληθείας φῶς (Licht der Wahrheit) zeigen. Außer einer Weltgeschichte für die Schule schrieb er noch Auseinandersetzungen zur Äneide und zu alten Reden.

Ein anderer Fulgentius (468—533), Bischof von Ruspe, erhielt seinen Jugendunterricht vor Eintritt in die Schule des Grammatikers von seiner Mutter Mariana, die mit ihm auch Griechisch

trieb und den Homer und Menander las. Dieser Fulgentius schrieb mehrere theologische Schriften.

Der bedeutendste Schriftsteller unter der Wandalenherrschaft lebte zur Zeit des ersten Königs Geisarix und schrieb ein oft nachgeahmtes, im ganzen Mittelalter gebrauchtes Lehrbuch, das von Notker († 1024) sogar ins Deutsche übersetzt ward. Dies ist der karthagische Sachwalter Martianus Capella aus Madaura, dessen Werk: „Über die Hochzeit Merkurs und der Philologie" vor 429 erschien. Dasselbe ist ein Handbuch der freien Künste, beruht auf dem älteren Werke Terentius Varros, entspricht den betreffenden Schriften Kassiodors und Isidors und ging diesen voraus. Der sonderliche Titel wird in den ersten wirbt zwei Büchern gerechtfertigt. Merkur geht auf die Brautschau, auf Apollos Rat um die gelahrte Jungfrau Philologia. Die holde Jungfrau sträubt sich, wird aber zur Göttin erhoben und unter Musengesang in den Himmel geholt. Zuvor muß sie ihre Gelehrsamkeit kund thun, jede in einem Buche. So entstehen im ganzen neun Bücher. Die freien Künste sind seit Varro um zwei vermindert, Medizin und Architektur ist weggefallen. Es verbleiben: Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Musik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie, die als Diener Merkurs aufgefaßt sind. — Dies Werk galt als Leitfaden alles Schulwissens, Gregor v. Tours nennt ihn, „unsern Martian."

Prokop schildert die Pracht im Wandalenreiche so lebhaft, wir glauben orientalische Märchen zu sehen, in Dolma Bagdsche oder Begler Beg zu Konstantinopel zu weilen. Vor wenigen Jahren wurde ein zierliches, 5 Pfund schweres Silberbecken mit dem wandalischen Wappen, dem Löwen am Palmbaum, gefunden; dies trägt die Inschrift: „Geilamir, rex Wandalorum und Alanorum." Ein Schimmer aus alter Zeit! Nach Belisars Zerstörungswerk schrieb Prokop: „Afrika war ausgestorben. Nach so großer Drangsal war Friede. Aber um welchen Preis! Sie alle waren Bettler."

3. Burgunder.

Wie den Greutungen (Ostgoten) die Terbunge (Westgoten), so standen den Wandalen oder Silingen die Hastinge oder Burgunder gegenüber. Um 400 wohnen diese am Rhein bei Worms, 437 wird ihr König Gunther mit vielen Edlen niedergemetzelt,

der Rest des Volkes von den Römern nach Savoyen gebracht, ihr Reich fällt 534 in die Hände der Franken. Jene Niedermetzelung, die Prosper von Aquitanien und Idatius von Galicien sich ergänzend berichten, ist die Grundlage des Nibelungenliedes.

Das Burgunderreich war von kurzer Dauer und zeichnet sich durch keine weltgeschichtlichen Thaten aus. Auch die Berichte der Zeitgenossen sind kurz, und nur Avitus von Vienne und Sidonius Apollinaris haben wertvolle Nachrichten überliefert. Avitus, seit 490 Bischof von Vienne († c. 530) schrieb auf König Gundobads († 516) Wunsch gegen die Sekten der Eutychianer und Sabellianer. Erhalten sind ferner, außer 100 für die Zeitgeschichte wichtigen Briefen, zahlreiche christliche Schulgedichte, so über die Sündflut und den Durchzug durchs Rote Meer. An Fuscina schrieb er einen Brief über den Wert der Jungfrauschaft und den Unwert der Ehe. Apollinaris Sidonius, ein Edeling aus Lyon, Schwiegersohn des Kaisers Avitus, seit 470 Bischof von Clermont, † 480, hat uns u. a. 24 Gedichte und neun Bücher Briefe hinterlassen. Er war ein eingebildeter, verächtlich blickender, gegen Große aber katzbuckelnder Römling, und erwähnt mit Herablassung die bäuerlichen Schmausgesänge der Burgunder (Carm. XII, 1). Er preist den Statthalter Sigerich = Syagrius als Vertreter römischer Wissenschaft, der sogar — ein neuer Amphion — in der Barbaren Sprache singe (V, 5). — Die burgundischen Könige pflegten die Literatur. Nach Teuffel (Röm. Lit. 453, 2) bildete der Königshof zu Vienne, wie der der Franken und Westgoten, lange den Zufluchtsort für die letzten Vertreter römischer Literatur. In Lyon, der burgundischen Hauptstadt, lehrte Viventiolus an der Rhetorenschule und las die Klassiker.

Die Burgunder hatten ihr eigenes Gesetz, in dem sich eine Menge heimischer Worte finden. Der König hieß hendinos, der Oberpriester sinistus, (s. Ammianus Marc. 28, 5), der Leibeigene wittiscalcus, der niedere Freie leudus, das Kaufgeld einer Frau wittimon, ihre Morgengabe morgangiba; screunia das unterirdische Gemach, wo sie abends mit ihren Kindern und anderen Weibern beim Rocken zusammenkam (s. Plinius, „Nat. Hist.“ 19, 8, 9. — Germ. 16). Jenes Gesetz ließ König Gundobad aus heimischen und römischen Gesetzen zusammenstellen.

Einzelne Kunstgegenstände sind erhalten geblieben: Münzen aus burgundischen Münzstätten, aber nicht mit dem Bilde ihres

Königs, sondern des oströmischen Kaisers; ferner einige Worte in Runenschrift, so ein Goldbrakteat mit der Inschrift: „Gunthious, Uithuluf hag," d. h. Gunthiuk (Kampfverknüpfer) hieb oder ritzte dem Withulf (Waldwolf) — Runen. Am wertvollsten ist die Spange von Charnay; Abbildung S. 14.

4. Langobarden.

Die Langobarden sind kein ostgermanisches Volk; sie sind die einzigen Westgermanen, die Anteil an der Völkerwanderung nahmen und — untergingen. Erst 568 hatte Alboin Besitz von Oberitalien ergriffen. Er und seine Nachfolger brachten das Land in Blüte.

Nach Niederwerfung der Goten hatte Kaiser Justinian am 13. August 554 unter anderem angeordnet, daß in ganz Italien die Bildungsanstalten für Grammatik, Rhetorik, Medizin und Jurisprudenz fortbestehen sollten. Man sieht, die Goten hatten gut gewirtschaftet. In der That war im 6. Jahrhundert Italien mit Rom und Ravenna der Mittelpunkt des geistigen Lebens. Daneben bestanden namentlich höhere Schulen für Grammatik, Dialektik und Rhetorik zu Pavia, Benevent, Salerno, Mailand. Die Lehrer gaben Anmerkungen zu den Klassikern, ließen Briefe und Reden nach Mustern und nach gegebenem Thema anfertigen und halten und ebenso Gedichte auf Zeitereignisse oder über ältere Stoffe machen. Einiges über das Leben und Treiben der Studenten wurde bei Erwähnung der Trierer Hofschule aufgeführt.

Die Langobarden haben nun mit größtem Eifer diese Schulen beschützt und besucht. Sie haben dabei völlig das vaterländische Gepräge, namentlich die Sprache, aufgegeben. Eine kurze Übersicht über die Geschichte der Langobarden wird dies zeigen.

Urwüchsige Kraftthaten unfeiner Barbaren erfüllen Alboins Leben. Man mag immer viel von den farbigen, poesievollen Erzählungen des feinsinnigen Darstellers und eifrigen Patrioten Paul Diakonus von der Sonne der Kritik bleichen lassen, er hat den Geist der Zeit Alboins meisterhaft wiederzugeben vermocht. Der Langobardenkönig tötet im Werben um den Vorrang den Gepidenfürsten Kunimund und freit seine Tochter Rosamunde, die er schon zuvor geraubt hatte. Den Ritterschlag von einem fremden Fürsten

heischend, begab er sich zu dem verbündeten Könige, dessen Sohn er im Handgemenge getötet hatte. Daß König Kunimunds Getreue bei diesem Besuche dem Langobardenprinzen nach dem Leben trachteten, kann nicht verwundern, eher die Milde, mit der der Gepidenkönig die Hadernden trennte. — Alboin ließ sich aus dem Haupte des erschlagenen Kunimund einen Pokal machen und zwang im Rausche Rosamunden, daraus zu trinken. Mit Gewalt unterwarf der Eroberer ganz Italien bis Benevent, die Bischöfe flohen vor dem eifrigen Arianer, aber denen war er gnädig, die sich mit ihm verbanden. Wie die Sage sein Leben ausschmückte, hat das Lied seinen Tod verklärt, den Rosamundens Blutrache verursachte (573). Sie hatte den Mörder durch Ehebruch gedungen. Noch 579 waren die meisten Langobarden Heiden. Gregor der Große (Dial. 3, 28) erzählt, wie sie bei Gelegenheit eines Sieges, an dem sie 400 Gefangene gemacht hatten, ein Fest feierten und dem Teufel ein Opfer darbrachten. Sie umtanzten einen Ziegenkopf und weihten ihn unter Tanz und Gesang eines „abscheulichen" Liedes dem „Teufel". — Das Christentum der Langobarden war ein äußerst gleichgültiges, es fehlen bis auf den heiligen Johannes und Michael alle Märtyrer, Heiligen, Wundergeschichten und nationalen Verquickungen. Der alte Wotanskult wurzelte zu tief; wenn man ihn auch vergaß, schämte man sich doch, etwas anderes zu glauben. (P. Diak. I, 9.) Die Könige machten sich nicht selten über die Priester lustig. Stephan III. schrieb 770 an Karl und Karlmann: „Das meineidige Volk der Langobarden ist von jeher der Feind der Kirche Gottes gewesen." Man machte eben auch mit dem Papste nicht viel Federlesens. Und doch drang der Katholizismus sehr zeitig im Reiche durch, aber weniger der Glaube, als das Gefolge der katholischen Lehre: Wissenschaft und Schule.

Nach Herzog Klef von Pavia (573—575) regierte dessen Sohn Authari (584—590) der die bayerische Königstochter Theudelinde heiratete, und diese führte den Katholizismus ein. Sie war eine gebildete Frau, die mit dem Papste Gregor (590—604) Briefwechsel führte (P. Diak. IV, 5). Diese Wissenschaft hatte sie im Hause ihres agilulfingischen Vaters gelernt. Dort suchte sie der Prinz unerkannt auf. Er streichelte ihr heimlich Stirn und Wange, und die Amme der Prinzessin sagte: „So etwas kann sich

nur ein König und Bräutigam erlauben." Und die Begleiter wußten auch bald, wer er war, denn er rief beim Abschied, indem er, sich im Sattel erhebend, die Streitaxt mächtig auf einen hohen Baum schwang: „Solche Hiebe führt König Authari!" (P. Diak. III, 30.) Theudelinde ließ ihren Palast zu Monza mit Bildern aus der langobardischen Geschichte schmücken (P. Diak. IV, 22) und freite nach Autharis Tod Agilulf von Turin, der 591—614 regierte. Authari hatte sich die ganze Halbinsel unterworfen. Er warf von Calabriens Südkap die Lanze ins Meer, wie später Otto I. auf Jütland, und rief: „Bis hierher reicht der Langobarden Macht."

Theudelinde ließ ihren Sohn Adelwald, den sie noch als Herrscher (615—625) beeinflußte, katholisch taufen. Sie begünstigte überhaupt kirchliche Bestrebungen, schmückte Monzas neugeweihten Johannesdom mit Reliquien, Zierat und Kirchengut, beschäftigte sich mit kirchlichen Fragen, verkehrte gern mit gelehrten römischen Bischöfen und förderte Kunst und Wissenschaft auf jede Weise. Unter ihrem Einflusse kam der heilige Columban aus Irland und Alamannien nach Bobbio und vertilgte, was noch gotisch oder arianisch war. — Unter Hrotharit (636—652) erhielt das Land Gesetze, ein selbständiges und glückliches Gemisch alter Gewohnheiten und römischen Rechts. Blutrache und Zweikampf werden darin sehr gemäßigt, die Bußen erhöht, das königliche Ansehen gekräftigt, unter Liutprand (713—743) und Ratchis (744—749) werden jene Vorschriften erweitert. Hrotharits machtvolle Regierung hat wohl auch Anlaß zum Volksepos vom König Rother gegeben.

In König Grimoald (662—671) tritt uns wieder ein urkräftiger Germane entgegen, der schon als Knabe im Reiten und Schwertkampf Wunderthaten vollbrachte. Die Pflege der Leibesübungen stand immer noch im Vordergrunde der langobardischen Erziehung. Die Knaben der Edlen übten sich schon in der Jugend im Kampfe mit Waffen, „wie sie ihr Alter erheischte," und tummelten sich zu Fuß und Roß (P. Diak. IV, 37). Am Hofe der Fürsten, wie z. B. des Alahis (V, 39), lernen sie Sitte und Lebensführung. Sie spielen mit Jagdsperbern und ergötzen sich am Brettspiel (Mon. Salern. 12). Sie dürfen sich — wenigstens wird dies vom Königssohn Alboin erzählt — nicht mit dem Vater zur Tafel setzen, bevor sie vom Könige eines fremden Volkes

oder von einem Edlen nicht die Schwertleite empfangen haben (P. Diak. I, 24). Diese nationale Erziehung hinderte nicht, daß so mancher König es später mit den Priestern hielt, ihnen Zugeständnisse und Geschenke machte, oder wohl gar, wie Ratchis 749, ins Kloster ging, während in der Jugend so tolles Zeug getrieben ward, wie der fromme Papst Gregor I. mit Abscheu zu berichten weiß.

König Kuninkpert (680—700) ließ den Schulwissenschaften seine Pflege angedeihen. Er sorgte für Schulung im Urkundenwesen, liebte die Poesie, forderte beispielsweise selbst zur Besingung der Synode von Pavia auf und ließ den Grammatikern hohe Ehren angedeihen. Paul Diakonus berichtet vom Neffen seines Lehrers Flavian, vom Grammatiker Felix, der König habe diesen wiederholt mit Geschenken ausgezeichnet und ihm unter anderem ein kostbares Trinkgefäß aus Silber und Gold verehrt. (VI, 8.)

In gleicher Weise wirkte König Ratchis von Pavia (744 bis 749), an dessen Hof Paul Diakonus seine Ausbildung in Beredsamkeit und Recht, in lateinischer und griechischer Sprache erhielt. Das Studium des Griechischen wurde hier von zwei Seiten her geweckt, die Iren in Bobbio waren des Griechischen kundig; auf ihre Landsleute allein ist zurückzuführen, was man im Lande der Franken und Alamannen davon kannte; bei den Langobarden wirkte nun noch der Verkehr mit dem byzantinischen Reiche.

Nach der Unterwerfung des Desiderius (757—774) durch Karl hielt Herzog Arichis von Benevent noch längere Zeit die Fahne der nationalen Sache aufrecht, sein Streben nach der Königskrone wurde nur durch plötzlichen Tod (788) gehindert. Er war am eifrigsten von allen langobardischen Fürsten auf Pflege der Wissenschaft bedacht und wurde von seiner Gemahlin Adilperga darin kräftig unterstützt. Wie Augustus, Ludwig XIV. oder einer der Mediceer umgab er sich mit Dichtern, die sein Streben feiern sollten. — Es gehörte zur Obliegenheit des Pfarrers, Schule zu halten und die Kinder in allem Wissenswerten zu unterrichten. Schon um 529 war es in ganz Italien heilsame Gewohnheit, daß die Pfarrer junge Leute im Psalmengesang, in kirchlichen Lesungen und im Gesetz des Herrn ausbildeten. Rather von Verona, Bruns Biograph, sagt, daß im 8. Jahrhundert dreierlei Schulen in Ober-

italien vorhanden gewesen seien: Kloster-, Episkopal- und Privatschulen (s. Mon. Germ. Päd. III, 2). Berühmt war die Schule des Deuterius zu Mailand. Dieser Rhetor und Grammatiker erhielt von Ennodius 2 Schüler zugewiesen, seinen Neffen Lupicius und den Arator. Als Theodulf auf Karls Geheiß das Schulwesen in seinem Bezirk ordnet, scheint er ganz nach jenen alten Vorschriften und Gewohnheiten gehandelt zu haben. Aber außer diesen niederen Schulwissenschaften pflegte man auch die höheren: Gesang, Rechtsgelehrsamkeit, Geschichtschreibung. So ließ Adilperga die römische Geschichte des Eutrop (um 364) vervollständigen. Den Auftrag erhielt — Paul Diakonus.

Paul Diakonus, des Warnefrid Sohn, um 720 geboren, hatte seine Bildung am Hofe des Königs Ratchis (744—749) erhalten. Sein Lehrer hieß Flavian. Später trat er in die Kanzlei des Königs Desiderius und erzog dessen Tochter Adilperga. Als ausgezeichneter Kenner der lateinischen und griechischen Sprache und Literatur erregte er Karls Aufmerksamkeit, der ihn 781 an seinen Hof zog. Trotz der Gunst des Frankenkönigs konnte er aber sein Vaterland nicht vergessen. Er verscherzte sich deshalb wiederholt die Gnade Karls und ist auch schließlich 797 auf dem Monte Cassino gestorben, wo er wieder seit 787 weilte. Er hing mit großer Liebe an seinem Vaterlande und hat uns mit den alten Stammessagen der Langobarden und mit ihrer Geschichte bekannt gemacht.

In den sechs Büchern Geschichte, namentlich im ersten, sind uns eine Menge Märchen aufbewahrt, die seitdem weiter ausgesponnen und wiedererzählt worden sind: die Auswanderung des Volkes aus Skandinavien (statt aus dem Bardengau links der Elbe) wegen Übervölkerung, die Wehrhaftmachung Alboins, seine Ermordung durch Helmichis, Autharis Werbung, die Erklärung des Volksnamens als die Langbärtigen (statt „Leute mit langen Schilden"), die Grundgestalt der Welfensage; die Verwechselung des blauen Flachsfelds mit einem See; die Klugheit des Boten, der den König veranlaßt, zuerst die angedeutete Unglücksbotschaft auszusprechen; die Vertreibung der Mädchenjäger durch stinkendes Hühnerfleisch, und wie dann die Römer sagten, die Langobarden verbreiteten einen schlechten Geruch.

Man erstaunt vor der reichen Phantasie des Diakonen. So nüchtern und schmucklos sonst seine Rede ist, so lebensvoll und märchenreich sind seine Erklärungen alter Sitte. Die gebildeten

Römer, mit ihren Prachtbädern und der Pflege der Sauberkeit, rochen natürlich überall das Barbarentum heraus, Paulus aber will nichts von etwaigen philosophischen oder anthropogeographischen Erklärungen wissen, ein leicht faßliches Märchen thut es besser.

Außer einer Geschichte der Metzer Bischöfe und dem Leben Gregors des Großen besitzen wir eine ganze Anzahl von Gedichten von ihm. In dem einen bekundet er, daß er hebräisch gar nicht, griechisch nur mangelhaft zu sprechen verstehe, und doch unterrichtete er die Lehrer Rotruds, der Tochter Karls und Verlobten des byzantinischen Kaisers. Drei andere: Vom Kalb und Storch, Vom Floh und Podagra, Von der Heilung des kranken Löwen, hat man lange als langobardisch-germanisches Eigentum und Anfänge der Tiersage angesehen. Letzteres sind sie wohl, aber ihr Stoff stammt aus dem klassischen Altertum, das dem Paulus Diakonus in Fleisch und Blut übergegangen war.

In seinen Werken hat er eine Menge langobardischer Worte erhalten. Worte sind das einzige, was wir von jener Sprache besitzen, auch nicht das kleinste zusammenhängende Stück ist erhalten. Einige charakteristische Benennungen aus seinen Schriften und aus den Gesetzen des Volkes sind die folgenden. Der König hieß adaling, der königliche Finanzverwalter gastald, der Hofgerichtsbote hofescario, der Stallmeister marpahis, der Speisemeister mazescario, der Freie wirdibora, der Halbfreie aldio, der Richter stôlesazo, der Krieger hariman, der Brautführer trocting; âstâla, der den Mitkämpfer in der Schlacht verläßt; skuldhaizo, dem es obliegt, Verpflichtungen zu befehlen. Eine rechtliche Handlung, bei der der Speer symbolisch verwendet ward, nannte man gairethink, das Strohwischaufstecken zum Zeichen der Besitznahme unbeweglichen Gutes: wîfan. Wurde das Zeichen kriegerischen Aufgebots (hariscild) gegeben, so entfaltete man die Fahne (bandum); wer feig (arg) war, floh; der Mangel an Selbstschutz (selpmund) führte zur Zuflucht zu anderen (fraida). Für den Teich sagte man lama, für Hose hosa, snaida war ein in einen Baum geschnittenes Zeichen, renga eine Spange. Die Zahlung geschah in Vieh (metfio) oder Geld (skerf).

Die langobardischen Gelehrten besaßen wie die irischen und angelsächsischen Weltruhm; zähe Mannhaftigkeit war dem ganzen Volke eigen. Ein guter Teil des italienischen Adels hat Langobardenblut in seinen Adern bis auf den blonden, hochragenden

Volkshelden Garibaldi. Der Haß gegen Franken und Frankenkaisertum übertrug sich auf alle deutschen Kaiser. Ein Otto erlahmte an Langobardenkraft; ein Friedrich spürte Mailands Macht. Karl der Große holte seine ersten Gelehrten aus dem eroberten Lande, den Angelsachsen Alkuin, ferner Paulinus, Peter von Pisa, Paulus Diakonus; er ließ in Sachen der Wissenschaft alles nach langobardischem Schnitte einrichten. Die alten äußerlich romanisierten Besitzer Italiens diesseit und jenseit des Apennin kannten ihre geistige Übermacht sehr wohl. Heute erinnert nur noch der Name der blühenden Poebene an die ehemaligen Heldenzüge welterobernder Germanen.

IV. Die Franken vor Karl dem Großen.

1. Geschichtliches.

Die ewige Stadt schickte sich an, ihr tausendjähriges Jubiläum zu begehen. Die Senatoren lebten des schönen Glaubens, die Herren der Welt zu sein; sie sahen doch immer und immer wieder die Triumphzüge ihrer Imperatoren; wie oft hatte man Münzen auf das geknebelte Germanien geschlagen! Und in der That, just um diese Zeit verschwinden einige alte germanische Völkernamen aus den Jahrbüchern, aber nichts weiter als die Namen, es tauchen dafür andere auf, die ganze Völkergruppen umfassen. So auch der Name der Franken, der nach und nach alle Germanen umschloß, die rechtsrheinisch vom Nordende des Grenzwalls ab bis in die Marken der Sachsen und Friesen hausten.

Ihre Lebenskraft war unerschöpflich. Des seßhaften Volkes Besitztum ging in jeder Familie auf einen einzigen, meist den jüngsten Sohn über. Und die kriegerischen, erblosen Bauern- und Fürstensöhne begnügten sich in den seltensten Fällen, so überflüssig als Hagestolze auf einem Winkel des väterlichen Allods ein ruhmloses Leben dahinzuspinnen. Sie zogen lieber an die Gaugrenzen, schoben die Völker vor sich her und standen schließlich immer vor römischem Gebiet. „Gebt uns Land, wir wollen gern eure Kriege führen" war ihre einzige Kraftbitte vor den Römern seit der Zeit der Teutonen. Aber diese erblosen Söhne nahmen, bei der Unteilbarkeit germanischen Erbbesitzes kein Ende. Es war ein ewiges Schieben und Drängen gegen Rom. Massenhaft wurden die Andringenden vernichtet, viele aber reihten die römischen Feldherrn den Legionen ein. Der christliche Kaiser Konstantin, der die Franken wiederholt über den Rhein zurückwarf, ließ 306 und 313 die gefangenen Männer und Weiber scharenweise den wilden Tieren in der noch heute vorhandenen Arena der gallischen Hauptstadt Trier vorwerfen und schonte selbst ihre Könige Askarich und Gaiso nicht. „So groß war ihre Menge, daß der Bestien Blutarbeit erlahmte,"

ruhmpreist der Rhetor Eumenius vor dem Kaiser, der den Siegernamen Francicus annahm.

Die Unversiegbarkeit der Franken hatte ihren Grund in den germanischen Hinterländern; die Folge davon war, daß das Volk heil und stark aus dem Gewoge der Völkerwanderung hervorging, während weit mächtigere Stämme vom Erdboden verschwanden, weil sie sich von der heimischen Scholle zu weit versprengen ließen. Seit Konstantins Tagen herrschte ein Jahrhundert leidlicher Friede zwischen den Römern in der Provinz Gallien und den Franken, denen man allmählich auch links des Rheins Wohnsitze gegönnt hatte, die Kulturen tauschten sich aus, die Franken wurden römischer, die Römer eigneten sich viel Germanisch-Barbarisches an.

Um die Wende des Jahrhunderts aber ging an den linksrheinischen Grenzen alles durcheinander, die Römer mußten die Präfektur von Trier nach Autun und später nach Arles verlegen, die Franken überfluteten Gallien. Und wiewohl die Römer breite Landesstrecken abtraten, und die Franken als Verbündete in Reih und Glied mit den Römern 451 gegen die Hunnen kämpften, riß das übermächtige germanische Volk doch ein Stück römischer Erde nach dem anderen an sich. König Childerich (457—481) schätzt sichs zwar zu hoher Ehre, das römische Konsulat zu erlangen und hilft den katholischen Römern gegen die arianischen Germanen, wo er nur kann, aber er erweitert sein Reich unablässig auf Kosten der hohen Verbündeten, und sein Sohn Chlodowech (481—511) macht der römischen Herrschaft in Gallien durch den Sieg über Syagrius 486 bei Soissons ein Ende. Nicht Herzensbedürfnis, sondern staatsmännische Klugheit, ererbte Hinneigung zum Romanentum, alte Feindschaft gegen die arianischen Germanen, sowie die orthodoxe Umgebung seiner Gemahlin Hrothild veranlaßten ihn, in zweifelhafter Lage vor dem Siege bei Zülpich 496 zum Katholizismus überzutreten. Zweitausend aus seinem Volksheere empfingen mit ihm die Taufe zu Rheims. Nach allem, was uns Gregor von Tours (538—594), der Geschichtsschreiber der Franken, schildert, ist das Christentum weder ihm noch seinen Nachfolgern ins Herz gedrungen. Aber die Bischöfe unter seinen Nachfolgern Chlothar II. (511—561), Theudebert Chilperich I. (561—584), Chlothar II. († 628), Dagobert I. († 638) sorgten doch dafür, daß zunächst äußerlich das Christentum bei dem Volke eindrang. Die alten Rhetoren und Gram-

matiker hatten ihre einflußreiche, selbständige Stellung allmählich mit einer kirchlichen Pfründe umkleidet, und das Volk hatte Wohlgefallen an der kirchlichen Pracht und Kunst gefunden. Tiefer ging die Christianisierung der Hausmeier Pipin († 714), Karl Martell († 741), Karlmann und Pipin, der 751 unter Zustimmung des Papstes Zacharias den letzten merowingischen Schattenkönig Childerich III. vom Throne stieß.

Nach und nach waren folgende Reiche in die Gewalt der Franken gekommen: 491 Thüringen, 496 und 536 Alamannien,[1]) 511 ein großer Teil des Westgotenreiches, 534 Burgund, 536 die Provence.

In der Folgezeit hat sich der Einfluß der Franken erst moralisch, dann thatsächlich bei allen germanischen Völkern des Festlandes die Oberleitung zu verschaffen gewußt.

2. Volksbildung.

Die Bildung der Franken am Ende des von uns angedeuteten Zeitraums war aus drei Quellen gespeist worden. Dem germanischen Heidentum hatten sich im Laufe der Zeit romanische und christliche Bildungselemente zugesellt.

Unsre heidnischen Vorfahren mit allen ihren Brüderstämmen waren in den Augen der Römer sich völlig gleich, so wie dem Europäer alle Neger dasselbe Aussehen zu haben scheinen. Ammianus Marcellinus berichtet jene Thatsache, und in der That stimmen die Schilderungen aller Schriftsteller von Tacitus bis auf ihn, die über die Germanen entworfen werden, überein.

In der Familie wuchs der junge Franke auf. Von irgend wissenschaftlichen Unterricht war vorläufig keine Rede und wehe, wer sich an einem unartigen Knaben vergriff.[2]) Hatte nun der Knabe das 12. Jahr erreicht, so trat größere Verantwortlichkeit an ihn heran. Bis dahin büßte der Vater für des Kindes Thaten, jetzt war es mündig und mußte seine eigne Haut zu Markte

[1]) Als wichtigstes alamannisches Sprachdenkmal sei hier die größere Nordendorfer Spange aus dem 6. Jahrh. angeführt. Die Runen besagen: „Die Heirat hilf beim Brautlauf ersiegen, o Wodan. Weihe, Donar. Awa dem Leubwini.“ (Loga, þore Wodan, wigi þonar! Awa Leubwinie.)

[2]) Chlodowech reg. cap. a 500. L. L. II p. 3 c. 4. Si quis puerum crinitum extra consilium parentum tundere praesumpserit, malb. uidri darchi, hoc est 1800 din. qui ac sol. 45 culp. iud.

tragen. Seine Zeit füllte der Knabe nun weniger mit der Arbeit des Landmanns aus, denn dazu hatte man Knechte, als vielmehr mit Kriegsübung und Jagd.

Im Vordergrunde standen die Übungen mit Streitaxt, Lanze oder Schwert und Schild, die Reitkünste und das Laufen. So berichtet Sidonius Apollinaris (430—488) bei Erwähnung fränkischer Hochzeitsgesänge: „Zum Spiel werfen die Franken die schnellen Wurfäxte und ereilen in Sprüngen geworfene Speere, denn schon den Knabenjahren eignet frühzeitig Liebe zum Kriege. (Carm. V, 218. 246 f.)“ Frühzeitig beginnen nach Tacitus (Germ. 32) die Tenchterer ihre Reitübungen, jenes Volk, das später auch in den Franken aufgeht.

Einhart (vit. Carol. c. 22) meint, keine Nation der Erde könne sich in Bezug auf die Kunst des Jagens und Reitens mit den Franken vergleichen, die sich beständig darin zu vervollkommnen strebten; und Karl der Große läßt seine Söhne, „sobald es die Jahre erlaubten, nach Frankensitte im Reiten, Waffendienst und Jagen üben.“ Rhabanus Maurus hatte zur Belebung der sinkenden Wehrkraft ein halbverschollenes Werk des Vegetius an den Tag gezogen und erneuert darin mit einer Widmung an Lothar II. die alten kriegerischen Forderungen: Hitze und Kälte, Hunger und Durst, Arbeit und Strapazen ertragen zu lernen, außer den Waffenübungen, das Springen aufs Pferd und hinunter mit bloßem Schwert rechts und links verschiedenartig zu erlernen; in der Jugend werde der Grund zu einem Ritter gelegt, im vorgeschrittenen Alter schwerlich oder nicht. Den Worten des Vegetius fügt er Anmerkungen bei.[1])

[1]) Vgl. Rhab. Maurus, De procinctu Romanae miliciae. In Haupts Zeitschrift 15,443 f. Eigene Anmerkungen: c. 3. Cuius aetatis tyrones eligebantur. Legebantur autem et assignabantur apud antiquos milites incipiente pubertate: quod et hodie servatur, ut videlicet pueri et adholescentes in domibus principum nutriantur, quatinus dura et adversa tollerare discant, famesque et frigora caloresque solis sufferre. Nam si haec aetas absque exercitio et disciplina praeterierit, statim corpus pigrescit. Unde et vulgaricum proverbium ac nostris familiare est quod dicitur: in pube posse fieri equitem, majoris vero aetatis aut vix aut numquam. Omnis namque disciplina que ab ineunte aetate discitur fortius tenetur, quoniam quasi naturaliter cum ipsa etate crescit, simulque quod in talibus aetatibus voluptas delectationi adest. Melius quippe est ut exercitatus adolescens aetatem nondum advenisse pugnandi causetur, quam doleat preterisse. Ideoque antiqui tyrones omnimodis

Die Erziehung fand ihren Abschluß mit der Schwertleite, die oft mit dem 21. Jahre statt hatte, ohne daß eine bestimmte Zeit festgesetzt worden wäre.

Nur spärliche Kunde haben wir vom Gebrauch der Runen.[1]) Das Erlernen des Schreibens bürgerte sich erst infolge zunehmender Romanisierung bei den Edlen ein; schon in dem Gesetz der ripuarischen Franken werden bei Käufen[2]) an der Mahlstatt die Urkunden öffentlich geschrieben. (Lex Rip. 59, 13.)

Zur gewöhnlichen Bildung gehörte der Gesang. Die römischen Schriftsteller rühmen ihn freilich nicht sonderlich. Wohl findet Ausonius Gefallen an den Neckliedern der Moselschiffer, Winzer und Wanderer, Kaiser Julian (357) nennt aber die Kriegsgesänge greulich, und Fortunat (600) vergleicht die Lieder mit dem Gekreisch wilder Schwäne, das nur durch Harfenklang gemildert werde. Neben dem Kampfgeschrei, dem Barditus, den Ammianus Marcellinus (XVI, 12. 43) hervorhebt, berichtet Sidonius Apollinaris (carm. XII; V, 219 f.) von Hochzeitsgesängen, und Bonifatius verbietet den Nonnen, sich winileodes, Freundschafts- oder Minnelieder, zu senden (Stat. Bonif. 21). Die Mannigfaltigkeit des Gesangs geht aus der Menge der heimischen Ausdrücke hervor; die Glossen erwähnen außer dem oben genannten noch das Spottlied (scofleod), das Tanzlied (leich), den Trauersang (tôdleod, charasang), der Zaubersang (sisesang), das Loblied (wunnisang).

Von wem rührten diese Sänge her? — Man geht wohl nicht fehl, wenn man sie der Hauptsache nach auf die heidnischen Priester zurückführt, übrigens sorgten die heidnischen germanischen Hinterländer für das Fortleben jener ureignen Lieder. Die Aufzeichnung alter Stammessagen geschah ja schon durch Gregor von Tours und Fredegar, vieles aber lebte nur von Mund zu Mund fort (Einhart c. 29) und gelangte erst im höfischen Zeitalter aufs Pergament. Gotische Sänger wirkten im Frankenreiche. (Cassiod. Var. 2, 40. 41). So vermischten sich die verschiedenen Sagenkreise;

---

instituebantur, ut quod bene nossent magis delectarentur efficere, quam terrerentur arripere. c. 12. Tantaque cura erat ut non solum ad dexteram verum et a sinistra et a retro insilire et desilire cogerentur cum gladiis evaginatis multisque modis ipsos saltus addiscebant. Quod videlicet exercitium saliendi in Francorum populis optime viget.

[1]) Vgl. S. 15. 65. 71. 80.

[2]) Vgl. S. 8. 121.

durch römisch gebildete Germanen kam noch das antike Element hinzu, das besonders bei Ausbildung der Tiersage maßgebend war. Auf diesem heidnischen Hintergrund erschienen unter römischem und christlichem Einfluß eine Reihe überlieferter germanischer Gedichte, die zwar nicht alle fränkisch sind, die jedoch im Wirkungskreise fränkischer Herrschaft liegen. Zunächst eine Anzahl Zauberformeln, einige heidnisch, andere christlich überarbeitet. In dem ersten der Merseburger Zaubersprüche wird die helfende Kraft der Schlachtjungfrauen (idisi) geschildert, im zweiten die Hilfe von Göttern und Göttinnen bei Pferdeverrenkungen angerufen (Phol, Wotan, Balder, Sinthgunt, Sunna, Freia, Folla). Andere Segensformeln bitten um Schutz der Hunde, Rückflug der Bienen, Heilung eines hinkenden Pferdes, Befreiung vom Podagra und Knieschwamm, um Stillung des Blutes und um Reiseschutz. In einer Predigt des 7. oder 8. Jahrhunderts (Homilia de sacrilegiis. Herausgegeben von Caspari 1866 in Christiania) werden Zauberlieder erwähnt gegen Schlangenbiß, Krampf, Geschwür, Skorpionstich, Durchfall, Bienenstich, Rose, Bandwurm, Kopfweh, Hühneraugen, Viehräude, Nasenbluten.

Aus vorkarolingischer Zeit stammen ferner die ältesten Grundlagen einer Anzahl epischer Gedichte, von denen nur Bruchstücke überliefert sind, das Hildebrantslied, das Muspilli, das Wessobrunner Gebet. Haben wir in den überarbeiteten Segensformeln schon wiederholt den Endreim, so waltet in diesen Bruchstücken noch vollständig der Stabreim. Und trotzdem im Frankenreiche längst das Christentum eingeführt worden war und namentlich die Aufzeichner jener althochdeutschen Verse christliche Schulung hatten, weht uns doch aus ihnen heidnische Luft entgegen, die man kaum leugnen kann. Die Gewalt der Norne, der Mittgart-Brand, der Schall von Heimdalrs Horn, auch die Bezeichnung Gottes als des mildesten der Männer sind heidnisch-germanisch. Von einer Anzahl Gedichte wissen wir nur den Inhalt, so von jenem, das die Verdienste des Bischofs Faro von Meaux pries, der die Gesandten der Sachsen nach ihrer Niederlage durch Chlothar II. 622 schützte. Von Geschlecht zu Geschlecht lebten die heidnisch-germanischen Dichtungen fort. Und wenn überchristliche Fanatiker auch aus Mißtrauen die christlich überarbeiteten Aufzeichnungen verbrannten, so war doch dieser Sagengehalt so tief ins Gemüt gedrungen, daß er zur Zeit des Minnesangs vielseitig und gestaltheischend dichterischer Aufzeichnung harrte und genoß.

Das Volk hatte sich ein eigenes Recht erschaffen, dessen erste Niederschrift in die Mitte des 5. Jahrhunderts zurückreicht. Uns sind nur lateinische mit althochdeutschen Glossen versehene Bearbeitungen erhalten geblieben, das Salische und Ripuarische Gesetz. Wie in der Gesetzgebung schon frühzeitig Romanisierung eintrat, so war es im ganzen Kulturleben.

Man hat König Chilperichs Grab entdeckt und seine Waffen und Kostbarkeiten ans Licht gezogen, das ist alles römische Kunstarbeit, sein Siegelring trägt lateinische Inschrift. Auch die deutschen Kunsthandwerker betrachteten die römischen Erzeugnisse für die vornehmeren und machten sie nach; nur in den Bauplänen der Gehöfte hat sich das Volk ein eigenes Gepräge bewahrt. Einen hübschen Blick ins Kulturleben gewährt die Betrachtung der Namen. Man hat zum mindesten in den ältesten Zeiten Begriffe mit den Namen verbunden und in ihnen den Kindern Wunsch und Weihe fürs Leben mitgegeben.

Der Name der Franken geht auf ein altgermanisches Wort zurück, das noch im Angelsächsischen und Altnordischen erhalten ist und einen Wurfspieß bezeichnet. Von der Waffe haben ja auch die Heruler, Cherusker und Sachsen ihre Namen, und namentlich die angelsächsischen Dichter lieben es, dem eigentlichen Volksnamen einen Waffen-Namen vorzusetzen, beispielsweise Ger-Dänen und Ring-Dänen.

In den Namen aus der merowingischen Geschichte zeigt sich noch altes Heidentum, insofern als außer den Götternamen auch die den Göttern geweihten Tiere zur Bildung verwendet wurden. Beispiele sind: Odinbert = Odins Glanz, Ermenrich = Irmin-Fürst, Chlodulf = Ruhmwolf, Arnulf = Adlerwolf, Gundulf = Kampfwolf, Wulfwald = Wolf-Walter, Guntram = Kampf-Rabe, Winiram = Freundes-Rabe, Grifo = Greif, Ebroin = Eberfreund.

An Waffen gemahnen die Namen Brunhild = Brünnenkämpferin, Fredegar = Friedens-Ger, Gaiso = Ger, Askarich = Eschenspeer-König, Childebrand = Kampfesschwert, Leodegar = Volks-Ger.

Von Kampf berichten Namen wie Childerich = Kampfes-Fürst, Childebert = Kampfesglänzender, Fredegunde = Friedenskämpferin, Chadoind = Kämpfer, Gundowald = Kampfwalter, Chlothilde = Chrotechilde = Ruhmkämpferin, Grimoald = Kampfgrimm-Walter, Theudebald = der Volkskühne; von Heeresführung: Charibert =

Herbert = Heerglänzender, Chlothar = Ruhmes-Heerführer; von Männlichkeit: Karl, Karlmann; der Begriff von Sieg und Frieden liegt in Lantfrid = der dem Lande Frieden bringt, Sigebert = der Sieggländzende, dem Kosenamen Siggo = der Sieger, Raganfrid = der durch seinen weisen Rat Frieden schafft; der des Herrschens und Waltens in Theuderich = Dietrich = Volksfürst, Chilperich = Hilfe-Fürst, Hunold = Hunnenwalter, Chlowis = Louis = der ruhmvolle Lenker. Sehr häufig ist die Bezeichnung des Ruhmes und Glanzes, wie in Chlodowech = Ludwig = Ruhmgeweihter oder Ruhmkämpfer, Chlodomer = der weit und breit Berühmte, Theudebert = der Volksglänzende, Dagobert = der Tagglänzende. Außer den aufgeführten Kosenamen seien noch Odilo (der Besitzende) und Pipin erwähnt. Andere stammen aus dem romanischen Südosten des Reichs, denn auch die linksrheinischen Völkerschaften des Frankenreichs tauschten ihre Kulturen aus. Die romanische Sprache erlangte allmählich das Übergewicht. Als ältestes Zeichen fertig entwickelter Volkssprachen gelten die beiden Straßburger Eide.

Die wichtigsten jener Gedichte folgen, sie gehören ihrem Stoff nach der Zeit vor Karl an, die Aufzeichnung erfolgte zu seiner und seiner Nachfolger Zeiten. Vergleichsweise sei ein Stück Beowulf in Übersetzung mitgeteilt.

1. Wessobrunner Gebet.

Text.	Übersetzung.
Dat gafregin ih mit firahim firiuuizzo meista,	Das erfuhr ich unter den Menschen als größtes der Wunder,
Dat ero ni uuas noh ûfhimil,	Daß die Erde nicht war, noch der Himmel droben,
noh paum noh pereg ni uuas,	noch Baum, noch Berg nicht war
ni . . . nohheinîg noh sunna ni scein,	—, noch die Sonne nicht schien,
noh mâno ni liuhta, noh der mâreo sêo.	noch der Mond leuchtete, noch das herrliche Meer;
Dô dâr niuuiht ni uuas enteo ni uuenteo,	da nirgend war Ende oder Grenze,
enti dô uuas der eino almahtîco cot,	da war der eine allmächtige Gott,
manno miltisto, enti dâr uuârun auh manake mit inan	der Männer mildester, und da waren auch mit ihm viele
cootlîhhe geistâ. enti cot heilac.	gute Geister. Und der heilige Gott.

2. Das Hildebrandslied.

Text.

Ik gihôrta đat seggen
đat sih urhêttun ænôn muotin
Hiltibrant enti Hađubrant untar heriun tuêm.
sunufatarungo iro saro rihtun,
garutun sê iro gûđhamun gurtun sih iro suert ana.
helidos, ubar hringâ, dô sie tô dero hiltiu ritun.
Hiltibrant gimahalta [Heribrantes sunu]: her uuas hêrôro man,
ferahes frôtôro; her frâgên gistuont
fôhêm uuortum, hwer sîn fater wâri
fireo in folche, ...
. . . . 'eddo hwelîhhes cnuosles dû sîs,
ibu dû mî ênan sagês, ik mî dê ôdre uuêt,
chind, in chunincrîche: chûd ist mî al irmindeot.'
Hadubrant gimahalta, Hiltibrantes sunu:
'dat sagêtun mî ûsere liuti,
alte anti frôte, dea êrhina wârun,
dat Hiltibrant hætti mîn fater: ih heittu Hadubrant.
forn her ôstar giweit, flôh her Ôtachres nîd,
hina miti Theotrîhhe, enti sînero degano filu.
her furlaet in lante luttila sitten
prût in bûre, barn unwahsan,
arbeo laosa: her raet ôstar hina.
sîd Dêtrîhhe darbâ gistuontun
fateres mînes. dat uuas sô friuntlaos man:
her was Ôtachre ummett irri.
degano dechisto miti Deotrîchhe.
her was eo folches at ente: imo was eo fehta ti leop:
chûd was her chônnêm mannum.
ni wâniu ih iû lîb habbe' . . . . .
'wêttu irmingot [quad Hiltibrant], obana ab hevane
dat dû neo dana halt dinc ni gileitôs
mit sus sippan man' . . . . .
want her dô ar arme wuntane bougâ,
cheisuringu gitân, sô imo sê der chuning gap,

2. Das Hildebrandslied.

Übersetzung.

Ich hab das sagen hören,
daß sich als Kämpfer einzeln begegneten
Hiltibrant und Hadubrant zwischen zwei Heeren,
Sohn und Vater miteinander richteten ihre Rüstungen zurecht,
bereiteten ihre Kampfgewänder, gürteten sich ihre Schwerter an,
die Helden, über dem Ringpanzer, als sie zum Kampfe ritten.
Hiltibrant sprach, er war der ältere Mann,
der lebensweisere. Er begann zu fragen
mit wenigen Worten, wer sein Vater gewesen wäre
im Menschenvolke.
„Oder welches Geschlechts du seist,
wenn du mir einen sagst, weiß ich die andren.
Kind, im Königreiche ist mir das gesamte Volk bekannt.“
Hadubrant sprach, Hiltibrants Sohn:
„Das sagten mir unsre Leute,
Alte und kluge, die ehemals waren,
daß Hiltibrant hieße mein Vater, ich heiße Hadubrant.
Ehedem ging er nach Osten, er entfloh dem Zorn Odowakars,
Mit Dietrich und vielen seiner Degen.
Er ließ im Lande verlassen zurück
die Frau im Haus, ein unerwachsen Kind,
des Erbes beraubt, er ritt nach Osten hin.
Danach entstand dem Dietrich Begehr
nach meinem Vater; das war ein so freundloser Mann.
Er war dem Odowakar ohne Maßen erzürnt,
Der Degen treuster bei Dietrich.
Er war immer an des Heeres Spitze, ihm war immer das Gefecht zur Freude.
Bekannt war er unter kühnen Männern,
Ich wähne nicht, daß er noch Leben habe.“
„Das wisse der Irmin-Gott, (sprach Hiltibrant) oben am Himmel,
daß du dennoch nie eine Sache geführt
mit so nahe verwandtem Mann.“
Er wand da vom Arme gewundene Ringe
aus Kaisermünzen gemacht, wie sie ihm der König gegeben,

2. Das Hildebrandslied.

Text.

Hûneo truhtîn: ‘dat ih dir it nû bî huldî gibu.’
Hadubrant gimahalta Hiltibrantes sunu:
‘mit gêru scal man geba infâhan,
ort widar orte. dû bist dir, altêr Hûn,
ummet spâhêr . . . .
spenis mih mit dînêm wortun, wili mih dînu speru werpan
pist alsô gialtêt man, sô dû êwîn inwit fuortos.
dat sagêtun mî sêolîdante
westar ubar wentilsêo, dat inan wîc furnam:
tôt ist Hiltibrant, Heribrantes suno.’
Hiltibrant gimahalta, Heribrantes suno:
‘wela gisihu ih in dînêm hrustim . . . . .
dat dû habês hême hêrron gôten,
dat dû noh bî desemo rîche reccheo ni wurti.’

*

‘welaga nû, waltant got [quad Hiltibrant], wêwurt skihit.
ih wallôta sumaro enti wintro sehstic ur lante,
dâr man mih eo scerita in folc sceotantero,
sô man mir at burc ênîgeru banun ni gifasta:
nû scal mih suâsat chind suertu hauwan,
bretôn mit sînu billiu, eddo ih imo ti banin werdan.
doh maht dû nû aodlîhho, ibu dir dîn ellen taoc,
in sus hêremo man hrusti giwinnan,
rauba birahanen, ibu dû dâr ênîc reht habês.’

*

‘der sî doh nû argôsto [quad Hiltibrant] ôstarliuto,
der dir nû wîges warne, relû dih es sô wel lustit,
gûdea gimeinûn. niuse dê môtti,
hwerdar sih hiutu dero hregilo rûmen muotti,
erdo desero brunnôno bêdero uualtan.’
dô lêttun sê ærist asckim scrîtan,
scarpên scûrim: dat in dêm sciltim stônt.
dô stôpun tô samane staimbort chludun,
heuwun harmlîcco huîtte scilti,
unti im iro lintûn luttilo wurtun
giwigan miti wambnum . . . . .

2. Das Hildebrandslied.

Übersetzung.

der Herrscher der Hunnen: „Das gebe ich dir nun in Huld.“
Hadubrant sprach, Hiltibrants Sohn:
„Mit dem Ger soll man Gabe empfangen,
Schwertspitze wider Schwertspitze, du bist, alter Hunne,
ohne Maßen schlau.
Du lockst mich mit deinen Worten, mich mit deinem Speer zu werfen,
du bist ebenso alt geworden, als du immer Betrug verübtest.
Das haben mir Seefahrer gesagt,
die westwärts gekommen sind über dem Wendelsee, daß ihn der
tot ist Hiltibrant, Heribrants Sohn.“ [Krieg hingerafft hat,
Hiltibrant sagte, Heribrants Sohn:
„Wohl ersehe ich in deiner Rüstung,
daß du zu Hause hast einen guten Herrn,
daß du bei diesem Fürsten nicht vertrieben wurdest.“

*

„Wohlan nun, waltender Gott, (sprach Hiltibrant) Wehgeschick
vollzieht sich.
ich wallte der Sommer und der Winter sechzig außer Landes,
wohl, man hat mich immer bestimmt fürs Heer der Schützen,
aber man hat mir bei keiner Burg den Tod gegeben:
nun soll mich mein trautes Kind mit dem Schwert schlagen,
niederstrecken mit seinem Schwert, oder ich ihm Veranlassung
des Todes werden.
Doch vermagst du nun leicht, wenn dir dein Mut tüchtig ist,
von so altem Mann die Rüstung zu gewinnen.
Beute zu rauben, wenn du dazu das Kampfrecht hast.“

*

„der wäre doch nun der Feigste (sprach Hiltibrant) unter den Ostleuten,
der dich nun noch des Kampfes warnte, nach dem dich's so gelüstet
vom gemeinsamen Kampf. Tauge es, dem's bestimmt ist,
wem heute gesetzt ist, dieses Kampfgewands ledig
oder dieser Brünnen beider Herr zu werden.“ [kämpften,
Da ließen sie zuerst (die Pferde) schreiten, indem sie mit Eschenspeeren
mit scharfen Waffen, das prallte (oder saß) in den Schilden.
Da schritten sie entgegen, —
sie hieben grimmig auf die weißen Schilde,
bis ihnen ihre Schilde klein wurden,
mit Waffen gewogen.

3. Die Merseburger Zaubersprüche.

Text.

I. Eiris sâzun idisi, sâzun hera duoder,
suma hapt heptidun, suma heri lezidun,
suma clûbôdun umbi cuoniouuidi:
insprinc haptbandun, invar vîgandun!

II. Phôl ende Uuodan vuorun zi holza.
dû uuart demo Balderes volon sîn vuoz birenkit.
thû biguolen Sinthgunt, Sunna era suister;
thû biguolen Friia, Volla era suister;
thû biguolen Uuodan, sô hê uuola conda,
sôse bênrenkî, sôse bluotrenkî,
sôse lidirenkî:
bên zi bêna, bluot zi bluoda
lid zi geliden, sôse gelîmida sîn.

4. Niederdeutscher Zauberspruch gegen Verrenkung des Pferdes

Text.

Visc flôt aftar themo uuatare, verbrustun sîna vetherun:
tho gihêlida ina use druhtin.
the selve druhtin, thie thena visc gihêlda,
thie gehêle that hers theru spurihelti Amen.

5. Anfang des Heliand.

Text.

Manega (manche, viele) uuâron the sia iro môd (Sinn) gespôn (locken, antreiben)
that (daß) sia bigunnun (begannen) uuord (Wort) godes (Gottes) cuthian (verkündigen),
reckean (erzählen) that girûni (Geheimnis) that thie (der) rîceo (mächtige) Crist
undar (unter) mancunnea (Menschengeschlecht) mâritha (Ruhmthat) gifrumida (er führte aus)
mit uuordun endi mid uuercun (mit Worten und mit Werken)

3. Die Merseburger Zaubersprüche.

Übersetzung.

1. Einst setzten sich Walküren, setzten sich hierhin und dorthin.
Einige hefteten Haftfesseln (fest), andre hemmten das feindliche Heer,
andre klaubten (um sie zu befreien) an den Fesseln (der vom Feinde Gefangnen).
Entspringe den Haftbanden! Entwische den Feinden.

2. Phol und Wotan ritten (mit Gefolge) in den Wald,
da ward dem Fohlen Balders der Fuß verrenkt.
Da besprachen es Sinthgunt und ihre Schwester Sonna;
da besprachen es Freia und ihre Schwester Volla,
da besprach es Wotan, der das wohl verstand,
wie Beinverrenkung, so Blutverrenkung,
so Gliedverrenkung.
Bein zu Beine, Blut zu Blute,
Glied zu Gliedern, als ob sie geleimt seien.

4. Niederdeutscher Zauberspruch gegen Verrenkung des Pferdes

Übersetzung.

Der Fisch schwamm auf dem Wasser hin, da zerbrachen seine Flossen.
Da hat ihn unser Herrgott geheilt.
Derselbe Herr, der den Fisch heilte,
heile auch das Roß von der Verrenkung.

5. Anfang des Heliand.

Übersetzung.

Viele hat ihr Inneres angetrieben, daß sie das Wort Gottes zu verkündigen begannen; zu berichten das Geheimnis, daß Christus, der Mächtige, unter dem Menschengeschlecht Ruhmthat mit Worten und Werken zur Ausführung gebracht hat.

6. Anfang des Beowulf (wörtliche Übersetzung).

Fürwahr! Wir erfuhren der dänischen Volkskönige Ruhm der Vorzeit; wie die Edelinge Mut zeigten. Oftmals entzog Scyld Scefing den Scharen der Schädiger, manchen Völkern, den Metsitz. Schrecken hatte der Edle gehabt, seitdem er zuerst ward elend = hilflos, aufgefunden. Er erfuhr darum Trost, wuchs unter den Wolken, erlangte Würde, bis ihm jeder der Umwohnenden über das Meer = die Walfischstraße, Tribut zahlen mußte — das war ein guter König. Dem ward danach ein Sohn geboren, ein Kind in der Burg, welchen Sohn Gott sendete dem Volk zum Trost. Des Elends nahm er wahr, daß sie früher lebten herrscherlos lange fort. Ihm verlieh dafür der Lebensherr, der Walter der Herrlichkeit Weltehre. Beowulf ward berühmt, sein Ruhm reichte weit, des Sohns des Scyld im Scedeland. Es muß der junge Mann Geschenke geben, wertvolle Spenden an des Vaters Freunde; daß ihm im Alter wiederum anhangen die willigen Gefährten, wenn der Kampf kommt, dem Herrn zu helfen. Durch Lobthaten wird bei jeder Magschaft der Mann gedeihen. Es machte sich auf Scyld zur Todesstunde, gerüstet zu fahren in Gottes Schutz. Sie trugen ihn da zur Brandung der Flut, die lieben Gefährten, wie er sich's erbeten hatte, als er mit Worten noch waltete, der Herr der Scyldinge; der liebe Landesfürst, lange besaß er Gewalt. Da stand im Hafen das Schiff, glänzend und fahrtgerüstet, des Edelings Fahrzeug. Sie legten da den geliebten Fürsten, der Ringe Spender, in den Schoß des Schiffes, dem Herrlichsten, zum Mast. Da wurden ihm zugeführt von fernen Straßen her viel Kleinode und Kostbarkeiten. Nie hörte ich ein herrlicher Schiff ausrüsten mit Kampfwaffen und Kampfgewanden, mit Schwertern und Brünnen: Es lagen im Schoße viele Kleinode, die mit ihm sollten auf der Fluten Gewalt fernhin fahren. Sie statteten ihn nicht geringer aus mit Geschenken, mit Volkesschätzen, als jene, die ihn im Anfang fort sendeten, allein übers Meer, da er noch ein Kind war. Hoch übers Haupt pflanzten sie auf ein golden Banner, sie ließen das Meer ihn tragen, übergaben ihn dem Ocean. Betrübt war ihnen der Sinn, trauernd der Mut. Es wissen ja nimmer die Menschen in Wahrheit zu sagen des Geschickes Ordnung, kein Held unterm Himmel, wer die Schiffsladung empfange.

Da ward in den Städten Beowulf der Scyldinge geliebter

Volkskönig, lange Zeit beim Volke rühmt (der Vater war dahin gegangen, der Herr von seinem Gute), bis daß ihm später entsproß der hohe Healfdene. Er hielt, solange er lebte, alt und kampfwild, freundlich die Scyldinge. Ihm erwuchsen in der Welt vier Kinder nacheinander, dem Führer der Scharen: Heorogar, Hrodgar und der tapfere Halga; ich hörte, daß Elan Ongentheows Weib war, des Kampfschilfings Gattin. Da war dem Hadgar Heerglück verliehen; des Kampfes Würde, so daß ihm seine Blutsfreunde gern gehorchten, bis die junge Mannschaft heranwuchs, eine große Männerschar. Ihm kam in den Sinn, daß er befehlen wollte: Die Mannschaft sollte ein größeres Hallengebäude, einen Metsal, bauen als die Zeitalter je geschaut hätten, um darin alles zuzuteilen an jung und alt, was Gott ihm gegeben, außer Mannschaft und Leben der Männer. Ich erfuhr, weit und breit, den Befehl an manchen Stamm über diese Erde hin, den Sal zu schmücken. In kurzer Frist trug es sich zu, daß ganz fertig ward der Hallengebäude größtes. Er bestimmte ihm den Namen Hirschburg, der des Wortes Gewalt weithin besaß. Er brach seine Zusage nicht. Er teilte Ringe aus, Kleinode beim Schmaus. Es ragte der Sal hoch und breit, der feindlichen Feuerwogen wartete er, der leidigen Lohe. Nicht dauerte es lange, daß der Schwerthaß den Eidam und Schwiegervater nach tödlicher Feindschaft erwarten sollte. Grendel ertrug es mit Mute, die lange Zeit, die er im Finstern weilte, daß er an jedem der Tage den Jubel hörte laut in der Halle. Da war Harfentönen, heller Sang des Sängers. Er sagte, daß er könne den Ursprung der ältesten Menschen melden, er sprach, daß der Allmächtige die Erde erschuf, die strahlende Flur, die das Wasser umgiebt; daß er gesetzt hat sieggewaltig den Glanz von Sonne und Mond zum Lichte der Erdbewohner und daß er geschmückt hat den Schoß der Erde mit Zweigen und Blättern, Leben auch schuf er jedem der Geschlechte, derer, die als lebende wandeln. So lebten die Leute in Jubel, in Überfluß, bis einer begann Frevel zu üben, der Feind aus der Hölle, der grimme Gast war Grendel geheißen, der berüchtigte Markenbeschreiter, der die Moore besaß, Sümpfe und Klüfte. Es bewohnte der Unselige lange den Aufenthaltsort des Riesengeschlechts, seit ihn der Schöpfer verworfen hatte. In Kains Geschlecht rächte die Sünde der ewige Herr, weil jener den Abel erschlagen hatte. Nicht gereichte ihm zum Gewinn die Fehde, son-

dern der Schöpfer verdammte ihn fernhin, des Frevels wegen, von den Menschen weg. Dann entwuchsen alle bösen Geschlechter, Riesen und Elfen und Schrecken der Unterwelt, zugleich Giganten, die mit Gott lange kämpften. Er gab ihnen ihren Lohn dafür.

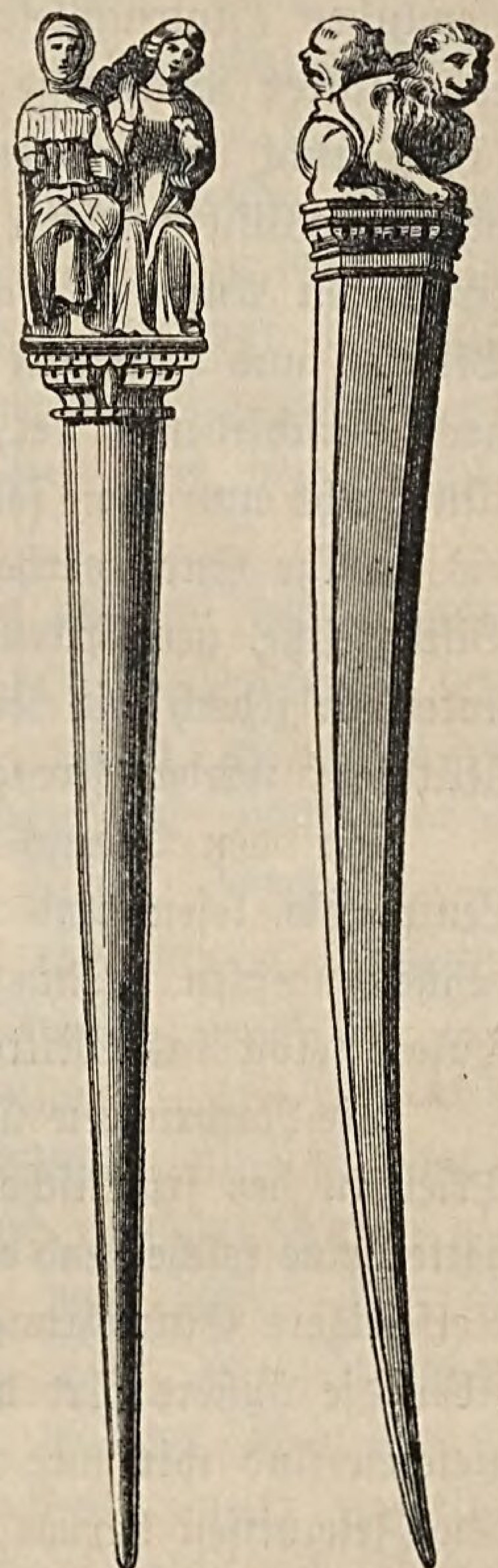
3. Einfluß römischer Schulen.

Die Pflege der Wissenschaften blühte im 4. Jahrhundert herrlicher in Gallien, als in Rom selbst; bildete ja Trier zeitweilig die Residenz der Kaiser. Ganz besonders aber fanden die Schulwissenschaften tüchtige Vertreter. Ununterbrochen bestanden die niederen Schulen, in denen die Elementarwissenschaften, namentlich Lesen und Schreiben, gelehrt wurden; eines besonderen Ansehens erfreuten sich aber die Schulen der Grammatiker und Rhetoren. In Ravenna und Byzanz bevorzugte man die gallischen Lehrer und Gelehrte, die aus gallischen Schulen hervorgegangen waren.

Der Ansturm der Franken im 5. Jahrhundert hat vieles vernichtet, die Schulen jedoch nicht, und wenn einmal eine Zeitlang besondere Nachrichten darüber fehlen, so treten doch bis Karls Regierungsantritt immer wieder Beweise für ihr Bestehen an den Tag. Freilich hörte nach Aufhebung der römischen Herrschaft die Unterhaltung durch den Staat auf. Die Unterrichtssprache war lateinisch, und es kann der allmähliche Übergang der Schriftsprache in die Volkssprache recht deutlich wahrgenommen werden. Die römische Gelehrsamkeit wird durch die Encyklopädien den Schülern übermittelt, namentlich sind eine große Reihe Fachausdrücke in das Germanische eingedrungen; viele beziehen sich auf den Hausbau und bekunden damit, wie viel die Deutschen von den Römern gelernt haben. Auf der anderen Seite sind Bezeichnungen im Recht in den lateinisch geschriebenen Gesetzbüchern deutsch geblieben oder mit deutscher Glosse versehen worden.

Eine Reihe lateinischer und lateinisch-griechischer Lehnworte jener Zeit sind: Decher, dichten, Eppich, Erbse, Fackel, Fenster, Fieber, Flaum, Frucht, Hanf, Kachel, Kohle, Kaiser, Kalk, Kammer, Karre, Keller, Kelter, Kerker, Kerze, Kissen, Kiste, kochen, Kohl, Kopf, Mücke, kurz, loben, Locke, Lorbeer, Löwe, Mauer, Meier, Meile, Meister, Mühle, Münze, Pacht, Pech, Pfad, Pfahl, Pfalz, Pfeffer, Pfeife, Pferd, Pfirsich, Pflanze, Pflaume, pflücken, Pforte, Pfoste, Pfühl, Pfund, Pfütze, Rettich, Schilf, Schindel, Schreier,

Schüssel, Senf, sicher, Söller, Speicher, Spiegel, stolz, Straße, Stube, Teller, Tiegel, Tisch, trachten, Wall, Weiher, Weiler, Winzer, Ziegel 2c. Kirchliche Lehnworte der ältesten Zeit sind: Almosen, Arche, Arzt, Becher, Becken, Bischof, Engel, Kirche, Opfer, Pfaffe, Pfingsten, Samstag, Teufel.


Mittelalterliche Schreibgriffel (14. Jahrh.).

Lebensbeschreibungen von Heiligen berichten, daß es bei den Merowingern Sitte war,[1]) die Söhne der Edlen in den Wissenschaften zu unterrichten und sie in die Schule zu schicken, und zwar in private Schulen, bevor die Knaben den Willen zum Eintritt in ein Kloster geäußert hatten. Die Namen solcher Schüler sind Walarich († 622), Chlodulf († 696), Paul von Verdun, Arnulf von Metz u. s. (Mabillon, Acta Sanctorum Bened.-Venet. 1733 II, 71. 999. 258). Ein wegen Vergehen verfolgter Priester bot sich dem Bischof Ätherius von Lisieux als Lehrer für die Knaben der Stadt an (Gregor v. Tours VI, 36). Dieser war sehr erfreut und empfahl ihn mit Erfolg. Chilperich erließ ein Schreiben an alle Städte seines Reiches, daß die Knaben in den Schulen mit einer von ihm erfundenen Neuerung vertraut gemacht werden sollten. Als die Beschäftigung mit den Dichtern mehr in den Hintergrund trat, versäumte man doch nicht die Pflege der Urkundenanfertigung und der metrischen Arbeiten. Man schrieb auf wachsüberzogene Schreibtafeln, auf Pergament und Papier, und Gelehrte ließen sich mitunter ihren Elfenbein- oder Metallgriffel mit ins Grab legen (Greg. v. Tour. VII, 30; V, 45; V, 5). Urkundenfälscher bestrafte man, indem ihnen die Daumen abgehackt wurden.

Diese römische Erbschaft der niederen und höheren Schulen hatte ein wechselndes Geschick. Im 2., 3., teilweise auch im 4. Jahrhundert standen ihnen römische heidnische Gelehrte vor, Männer der Wissenschaft, deren Namen noch heute anerkannt werden. Mit dem Einzuge des Christentums sank zumeist die Selbständigkeit der

[1]) Vgl. Specht, Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland.

Grammatiker und Rhetoren. Diese Gelehrten zogen es vor, in kirchlichen Ämtern, an Bischofshöfen und Klostersitzen ihre Thätigkeit fortzusetzen, einige wie Salvian von Trier mit starker Betonung der alten Literatur, andere wie Cassian in Marseille mit ziemlicher Hintenansetzung aller Wissenschaft.[1]) Für die Pflege elementarer Kenntnisse war die Einführung des Christentums vorläufig nicht von großem Vorteil; wenn auch die elementaren und höheren Wissenschaften zunächst von den Rhetorenschulen auf die kirchlichen Anstalten forterbten, so vernachlässigten doch bald die Bischöfe und Äbte jene gänzlich. Einzelne Anstalten behielten zwar noch verschiedenes bei, bestimmten aber ausdrücklich, daß dieser Unterricht nur von solchen besucht werden dürfe, die im Kloster bis an ihr Ende verharren wollten; andere Klöster, auch einige Bischofssitze, gewährten den Laien mehr Vorteile.[2]) Im allgemeinen unterließ jedoch die Kirche jenen Unterricht, erst Karl der Große stellte ihr wieder strengere Aufgaben.

Für den Staats- und Verwaltungsdienst brauchte man aber Leute, die lesen und schreiben konnten und die Umgangsformen besitzen mußten. Nun trat der Hof der Edlen oder der königliche Palast selbst ins Mittel.

Die Nachrichten über Hofschulen fehlen seit Erwählung der zu Trier in der fränkischen Geschichte nie, auch die sächsischen Kaiser hatten eine solche, und erst spätere Zeiten schufen neue, vollkommenere, vielseitigere Einrichtungen, die jene Hofschulen überflüssig machten. Über die äußere Art der Lehre, über die Lehrgegenstände und dergleichen sind wir nur spärlich unterrichtet. Es geht vielmehr aus den Zeugnissen hervor, daß zu verschiedenen Zeiten verschiedenes getrieben wurde, bald pflegte man die Wissenschaft aufs gründlichste, bald begnügte man sich mit einer äußerlichen höfischen Bildung und war nur auf Heranziehung tüchtiger Beamten bedacht; jedenfalls war stets der praktische Gesichtspunkt an erster Stelle maßgebend: im Urkunden- und Staatswesen gebildete Beamte zu erhalten.

Im Mittelpunkt dieser Hofschule steht der Prinzenerzieher, der in späteren Zeiten den Titel Majordomus führte. Dem Majordomus lag es ob, nicht allein die Beamten zu regieren und anzuweisen, sondern auch die Prinzen mit den Amts- und Regierungsgeschäften vertraut zu machen. Zum Unterricht und zur Belehrung

[1]) Vgl. Teuffels Gesch. der röm. Lit. 5. Aufl. § 457. 465.

[2]) Vgl. Kaufmann in Raumers Hist. Taschenbuch 1869, S. 74 f.

jener nahm er nur je nach Bedürfnis und Wunsch der königlichen Familie noch Lehrer der Grammatik an, oder bestimmte andere aus der Hofschule hervorgegangene Jünglinge dazu. Außer der höfischen Bildung war es also besonders die Kunst der Urkundenherstellung, die an der Hofschule gelehrt wurde. Man bediente sich hierzu der Formelbücher, die theoretische und praktische Anleitung hierzu gaben. (Vgl. Wattenbach im Archiv für östreichische Geschichte 1855. XIV, 31.) Ein solches Formelbuch, das im ganzen Mittelalter Ansehen genoß, ist das von Kassiodor; unter den Merowingern entstanden mehrere solche. Es war eine alte germanische Sitte, daß die Edlen ihre Söhne zu Verwandten, am liebsten aber an den Hof schickten, damit diese mit den Prinzen unterrichtet und erzogen wurden.

Alle, die nun die vollständige Schulung am Hof durchgemacht hatten, erhielten den Namen Referendare, der Majordomus war der Oberste derselben. Die Referendare hatten schließlich die höchsten Staatsämter und waren den Notaren und Schreibern in jedem Fall vorgesetzt. Einer von ihnen, Siggo (Greg. V, 4), führte beispielsweise des Königs Siegelring, ein anderer Chadoind befehligt 635 Dagoberts Heer gegen die Basken (Fredegar 78). Als Lehrer treten uns einige andere entgegen, so Ermenrich (Fredegar 90), ferner die Prinzenerzieher Chlothars und Chlodomers (Greg. VI, 24; III, 18). Als Prinzenerzieher erwähnt Gregor von Tours außerdem Gogo, dann Wandelen, nach dessen Tod die Königin selbst Childeberts Erziehung (Greg. VIII, 22) übernahm. Von Gogo (Greg. VI, 2) heißt es, daß er mehrere Pfleglinge zu gleicher Zeit hatte. Einige solcher Edelknaben (aulici palatini. Greg. Tur. X, 29; V, 46), die nach Gregors Bericht am Königshof ihre Bildung suchten,[1]) sind Aredius von Limoges, ein Hofschüler in der Burg König Theudeberts, der 596—612 regierte (Mab. a. a. O. 668. 784. 585. III, 62), außerdem Leodegar, Filibert, Faro, Landbert. Einzelne Knaben, wie Landbert, ein Zögling Gogos, ferner des Priesters Trausobod Sohn, hatten schon zuvor höfische und literarische Bildung empfangen. Ehe Arnulf von Metz sich an den Hof des Majordomus Gundulf (Vita 4) begab, hatte er schon eine wissenschaftliche Bildung erhalten, jetzt bedurfte er des Unterrichts der Hofschule, um für den Dienst König Theudeberts fähig zu werden. Die Hofschule erreichte ihre Blüte unter Karl

[1]) S. Waitz, Verfassungsgeschichte II, 183. 390. 394.

dem Großen. Vor ihm war sie nicht mehr auf der alten Höhe, die Pipiniden hatten sich mehr um die Herrschaft selbst gekümmert. Die merowingischen Könige aber förderten eifrig die Wissenschaft. Zu einer Zeit, da das Latein schon der Volkssprache zu weichen begann, preist Venantius Fortunatus König Chariberts Gewandtheit im Gebrauch der klassischen Sprache. Der griechische Arzt Anthimus widmete dem König Theuderich (511—534) eine Schrift über die Nahrungsmittel.

Das beste Beispiel merowingischer gelehrter Laienbildung liefert uns aber der König Chilperich († 584), über den Gregor von Tours († 594) ungefähr folgendes sagt: „König Chilperich meinte, niemand sei klüger, als er selbst. Er schrieb zwei Bücher, worin er sich den Sedulius zum Vorbild nahm, aber die Verse sind lahm und hinkend, denn aus Unkenntnis setzte er kurze Silben statt langer und umgekehrt. Außerdem verfaßte er noch andere Werke, geistliche Lieder und Meßgesänge, die aber durchaus nicht gebraucht werden können (VI, 46). Er schrieb ferner ein kleines Buch darüber, daß man in der heiligen Dreifaltigkeit nicht die Personen unterscheiden, sondern sie schlechthin Gott nennen müsse.“ — Gregor will nichts davon wissen und beruft sich auf Hilarius und Eusebius. Chilperich ist erzürnt, daß ihm diese Heiligen entgegen sind und verlangt, daß seine Annahme maßgebend sein soll. Als aber auch Salvius von Albi die Ketzerei des Buches gewahr wird und darüber empört ist, steht der König ab. „Er erfand auch einige neue Buchstaben, nämlich für die Laute ω Θ, ae ψ, the z, wi Δ.[1]) Und er erließ Schreiben durch alle Städte seines Reiches, daß die Knaben so unterrichtet und die alten Bücher mit Bimsstein radiert und danach umgeschrieben werden sollten (Greg. V, 44). Das unterblieb aber nicht. Das Christentum Chilperichs stellt der Bischof freilich in ein schlechtes Licht; er nennt ihn den Herodes seiner Zeit. Gregors persönliche Bitterkeit und hierarchische Unduldsamkeit malen den König schwarz. Anders der besonders vor Fürsten stets lobreiche und ihnen Glanz verleihende Venantius Fortunatus. Der singt und sagt in seinen Gedichten:

„Du Wortgewaltiger, keiner erreicht deinen Geist, die Künste fanden in deinem Herzen eine Heimstatt. Groß bist du durch deine

---

[1]) Schmid (Geschichte der Erziehung II, 1. S. 333) macht glaublich, die Stelle habe geheißen: „Er führte ein für langes o = ω, ae = η, ps = ψ, th = ϑ, z = ζ, w = φ, ch = χ.“

Tapferkeit, geehrt und beliebt infolge deines Kunstsinnes. Kriegsruhm stellt dich den Ahnen gleich, in einem aber stehst du über ihnen: das ist die Wissenschaft.“ — (Ven. Fort. IX, 1.)

4. Einfluß des Christentums.

Wesentlich neue Bildungsmittel wurden dem Volke durch das Christentum zugeführt. Das Christentum, welches durch die römischen Kaufleute und Kolonisten, Soldaten und Beamten in das innere Deutschland bis ins 5. Jahrhundert kam, scheint ruhig neben dem alten Wotandienst bestanden zu haben. Aus jener Zeit stammen die Legenden von Ursula und den 11 000 Jungfrauen zu Köln, von der heiligen Afra zu Augsburg, vom heiligen Florian (304), von den heiligen vier Gekrönten. Damals wirkte der heilige Severin in der Nähe Wiens. Aber es hatten schon die Kämpfe zwischen Arianern und Athanasianern ihren Anfang genommen, und das schwache römische Reich wurde von den Völkern der Völkerwanderuung bedrängt. Der Übertritt der germanischen Könige zum christlichen Glauben hatte allerdings auf das Volk nicht einen allzugroßen Einfluß, bedeutender waren für dieses die Missionsreisen fremder Glaubensboten; zumeist der Iroschotten. Schon 314 beteiligten sich an der Synode zu Arles die Bischöfe von York, London und Lincoln; Patrik, der in Irland das Christentum verbreitete, starb 493. Papst Gregor († 604) sandte zu Missionszwecken den Mönch Augustin zu den Angelsachsen 596. Hier kam das altbritische Christentum mit dem römischen in Streit. Die ersten Glaubensboten in Deutschland waren aus der altbritischen Schule. Columba (543—615) zog zu Ende des 6. Jahrhunderts aus dem Kloster Bangor, dessen Abt damals Comgallus war, nach Gallien. Er erfreute sich des königlichen Schutzes des Frankenkönigs Sigibert und des Burgunders Childibert, bis er schließlich doch von Theuderich aus Burgund 610 vertrieben wurde. Unter Theudeberts II. Schutz blieb er 3 Jahre in Bregenz, gründete dann das Kloster Bobbio und raste gegen die arianische Ketzerei, der Bimsstein vernichtete jedes gotische Wort, das sowieso dem Urteil verfallen war, spärliche Palimpseste sind in Italien die Ruinen gotischen Schulfleißes. Für das Reich der Franken und Burgunder hat er aber segensreich gewirkt. Er gründete die Klöster zu Angray, Luxeuil und Fontanas und schrieb seinen Mönchen

eine „Unterweisung" vor, deren drei Hauptforderungen Beten Arbeiten und Lesen war. Er selbst unterrichtete die jungen Mönche, und seine Schüler wirkten in seinem Geiste. Die Echtheit der unter seinem Namen gehenden lateinischen Gedichte und Predigten ist wohl mit Unrecht angezweifelt worden. Dreizehn dieser kurzen Ansprachen sind an Mönche, eine an Priester, eine an einen ins Kloster eben eintretenden Jüngling gerichtet. Der Inhalt ist der Bibel und den Schriften Augustins und Gregors aus zweiter Hand entlehnt. Auch sind es nicht Sonntagspredigten, sondern einfache Vorträge. Volkstümliche Redewendungen finden sich wiederholt bei ihm. Wir sollen Christum als die Quelle des Lebens suchen wie vernünftige Fische das lebendige Wasser. Versuchungen sind tote Fliegen, die gute Salben verderben und mit der Fliegenklatsche des Gebets vertrieben werden müssen. Wer hier hungert, wird im Jenseits speisen und umgekehrt. Die Erfassung der Glaubenswahrheiten, selbst das Verständnis der Schrift war nicht gründlich. Dafür war er um so thatkräftiger, handgreifliche Erfolge zu erzielen, Klöster zu gründen, Bücher abschreiben zu lassen, um Ordnung für seine Stiftungen zu schaffen und durch Lehrer für einen einflußreichen Nachwuchs zu sorgen. Mißerfolge und Mühen schrecken ihn nicht.

Einer seiner 12 Gefährten, Gallus, erbaute 613 das Kloster, das seinen Namen führt. Eustachius war in Bayern, Kilian in Thüringen thätig. Sie pflegten in hervorragendem Maße die Wissenschaft. Fränkische Missionare waren Ruppert von Worms zu Salzburg (696), Emmeram von Poitiers zu Regensburg, Corbinian von Chartres zu Freising (720), Pirmin zu Reichenhall. Wichtiger noch erscheinen die Glaubensboten der Angelsachsen: Wilibrord und Winfrid, die sich nicht nur des königlichen, sondern auch des päpstlichen Schutzes rühmen konnten.

Alle diese Missionare sind indirekt für die Bildung des Volkes von Einfluß, insofern sie durch Gründung neuer Klöster, durch Errichtung von Bibliotheken und gelehrten Schulen, durch Pflege der Wissenschaft und Abfassung neuer Lehrbücher den volksbelehrenden Klerus hoben; sie sind es direkt durch ihre Predigten und Anordnungen geworden.

Unter dem Schutze der fränkischen Könige und besonders auch der bayrischen Herzöge erscholl nun bald die deutsche Predigt.

Es dauerte indes geraume Zeit, ehe das Christentum im Herzen der Germanen Wurzel faßte. Auch Karl der Große ver-

mochte die Bekehrung nicht völlig durchzuführen. Die Missionare mußten Weissagungen und Wunder zu Hilfe nehmen. Columba zerblies mit seinem Hauche beim Wotansfest der Alemannen die 26 Eimer Met enthaltende Kufe, daß sie dröhnend zerkrachte, und die geängsteten Barbaren sich zur Taufe oder aufs neue zum Glauben wandten. Und Gregor der Große deutet dem Britenbekehrer Augustin an, mit Maß Wunder zu wirken. Die vornehmsten Arten des Götzendienstes aus der Mitte des 8. Jahrhunderts verzeichnet ein Kapitulare (M. G. L. L. I, 18).

Verzeichnis der abergläubischen und heidnischen Gebräuche.

1. Von der Gottlosigkeit an Gräbern der Toten.
2. Von der Gottlosigkeit bei Begräbnissen (Totenlieder = Dôdsisas).
5. Von Gottlosigkeit bei den Kirchen (Sang und Tanz).
7. Von Opfern auf Steinen.
9. Von Heiligenopfern.
10. Von Amuletten und Knoten.
11. Von Opferquellen.
12. Von Zaubersängen.
13. Von der Vorschau aus dem Vogelflug, Rossegewieher, Ochsenmist, Niesen.
14. Von Weissagern und dem Loswerfen.
17. Vom Notfeuer (durch Reibung des Holzes hervorgebracht).
20. Vom Donner- und Wotanstag.
26. Von gebackenen Mehlfiguren.
27. Von Bildern aus Zeugstücken.
28. Von dem Götzenbild, das man durch Felder trägt.
29. Von hölzernen Füßen oder Händen nach heidnischem Brauche.

Gegen alle diese heidnischen Handlungen erschollen nun die Predigten der Priester. So predigt ungefähr der Bischof Eligius von Noyon (vita El. II, 15):

„Der ist ein guter Christ, der nicht an die Wirksamkeit der Amulette und an Teufelswerk glaubt. Der ist ein guter Christ, der dem Gastfreunde die Füße wäscht und sie wie recht teure Verwandte liebt, der Almosen giebt und zur Kirche geht, der nicht eher von seinen Früchten kostet, bis er den Zehnten Gott geopfert hat, der nicht sein Geld auf Zins giebt, der keusch und gottesfürchtig lebt und dies seine Söhne und Nachbarn lehrt, der das

Glaubensbekenntnis und das Gebet des Herrn auswendig kann und beides seinen Söhnen und Töchtern einprägt. Wer so handelt, der ist ohne Zweifel ein wahrer Christ.

Damit ihr wahre Christen sein könnet, so bedenket stets Christi Gebote im Geiste, und erfüllet sie im Werke. Erlöst eure Seele von der Strafe, solange ihr die Mittel dagegen in eurer Gewalt habt: gebt Almosen nach eurem Vermögen, haltet Frieden und Freundschaft, bringt die Zwieträchtigen zur Eintracht, flieht Lüge, Meineid, falsches Zeugnis, Diebstahl. Bringt der Kirche Opfer und Zehnten, gebt den heiligen Orten Steuern für die Kerzen. — Ruft demütig den Schutz der Heiligen an. Feiert den Sonntag in Ehrfurcht vor Christi Auferstehung und thut keine Knechtsarbeit. Feiert die Heiligenfeste und liebt eure Nächsten wie euch selbst. Wenn ihr solches beachtet, könnt ihr am Tage des Gerichts ruhig vor des ewigen Richters Stuhl treten und sprechen: Wir haben erfüllt, was du befohlen; gieb du, was du verheißen."

Durch die Missionspredigten, die indes keineswegs allzu zahlreich waren, wurde die Bekehrung erleichtert, zumal, wenn sich die Priester in der Landessprache an das Volk wandten. Solche beredte Redner waren Gallus, der in lateinischer und oberdeutscher Sprache predigte, wie Walahfrid Strabo berichtet, Liudger, der die Bekehrung der Friesen entschied (Vita St. Liudg. M. G. S. S. 2.), Chrodegang von Metz (742—766) und Bernold von Straßburg, beide berühmt und bemüht, mit begeisterten Worten in der Volkssprache die heiligen Schriften den Leuten zur Speise zu reichen. (Paul. Diac. Gest. episc. Mettens. S. S. II, 267; Ernold. Nigell. Eleg. I, 157 f.) Auch am Gesang sollte sich das Volk beteiligen. Aber das verstand wohl seine Volksweisen, doch die „Süßigkeit der Kirchengesänge konnten sie nicht wiedergeben; denn die barbarische Wildheit der durstigen Kehle bringt, während sie sich bemüht, den wilden Sang mit Modulationen und Trillern vorzutragen, mit einem gewissen natürlichen Gestöße harte Töne hervor, wie wenn Lastwagen mit verworrenem Gepolter über Balken dahin fahren." (Vita Gregor. c. 6.) — Zahlreich sind die Bemühungen, die kirchlichen Schriften mit Glossaren zu versehen, um sie zur Volkspredigt und zur Belehrung brauchbar zu machen. Das älteste dieser Glossare (Ausgabe v. Steinmeyer und Sievers) ist das Glossarium abrogans. Ursprünglich war darin ein schwieriges lateinisches Wort durch ein anderes erklärt, z. B. abrogans

durch humilis. Diese beiden Worte wurden um 750, anfangs zwischenzeilig, durch deutsche Worte wiedergegeben: aotmôt und sanftmuoti. Von diesem Glossar giebt es mehrere Handschriften, die auf die keronische oder rhabanische Fassung zurückgehen. Der sachlich geordnete Vokabularius St. Galli (765), die St. Pauler Glossen aus dem Schwarzwälder Kloster St. Blasien und viele andere sind Zeugnis von dem Fleiß der Mönche.

Einige Proben sollen folgen. Gloss. abr.: Pariser Hs.: aegomet = ihha, ego ipse = ih selbo, ego inquid = ih hquad, ego dixi = ih quidu.

Vocabul. St. Galli p. 192 stomahus mago. umpiculo = nabulo. tronus = stool, celus = himil, sol = sunna, luna = mano, stellas = sterron.

St. Pauler Glossen: Nolite timere: ecce enim evangelizo vobis gaudium magnum, quod erit omni populo. Ni churit furahtan inu cuatspellon iu mendi michila, daz ist eochouuelichemu folche.

Zahlreich sind die Übersetzungen von Katechismusstücken, Gebeten, Bibelstellen; die rechtsrheinischen Franken sind am meisten daran beteiligt. Wichtig waren die Taufgelöbnisse. Im Sächsischen ist besonders die Absage an Wotan, Donner und Ziu-Saxnot von Interesse.[1])

Nun sollen die Hauptverdienste der Merowinger und Pipiniden um Einführung christlicher Belehrung kurz angedeutet werden.

Es wird berichtet, daß Martin von Tours, wie dies schon vorher einzelne Kirchenlehrer freiwillig thaten, um 410 achtzig Schüler (discipuli) zur Belehrung in seine Behausung aufnahm. Man

[1]) Forsachistû diobole?
ec forsacho diabole.
end allum diobolgelde?
end ec forsacho allum diobolgelde.
end allum dioboles uuercum?
end ec forsacho allum dioboles uuercum and uuordum, Thuner ende Uuôden ende Saxnôte ende allum thêm unholdum thê hira genôtas sint.
Gelôbistû in got alamehtigan fader?
ec gelôbo in got alamehtigan fader.
Gelôbistû in Crist godes suno?
ec gelôbo in Crist gotes suno.
Gelôbistû in hâlogan gâst?
ec gelôbo in hâlogan gâst.

bestreitet zwar, daß dies Schüler im heutigen Sinne gewesen seien, kann aber den Zweck nicht in Abrede stellen: Aufnahme zur Bildung von Lehrern für das Volk, oder für das Kloster, oder von Kirchendienern. Als um 529 unter dem Vorsitze des Erzbischofs Cäsarius von Arles[1]) die Synode zu Vasio abgehalten ward, schuf man jener freiwilligen Vornahme allgemeine Verbreitung und ordnete an, daß alle Pfarrer, wie dies in ganz Italien heilsame Gewohnheit sei, junge unverheiratete Lektoren zu sich ins Haus aufnehmen und sie im Psalmengesang, in den kirchlichen Lesungen und im Gesetz des Herrn unterrichten sollten. (Sirmondi Conc. Gall. I, 226. c. 1. — Specht S. 26.)

Die aus diesen Domschulen hervorgegangenen jungen Leute sollten würdige Nachfolger der Priester werden. Wollte sich einer später verheiraten, so durfte man ihm die Erlaubnis nicht vorenthalten. — In jenen Konzilbeschlüssen wird zugleich die allgemeine Einführung der Predigt und der Gemeinde-Gesang des Kyrie eleison angeordnet.

Vor Karls letzten Regierungsjahren ward dieser Stiftungsbrief der Priesterseminare, dessen letzte Fassung das Tridentiner Konzil schuf, nicht erneuert. Seine Wirkung zeigte sich aber bald mehr oder minder. Cäsarius (469—542), dem wir auch eine vielbenutzte Predigtsammlung und die älteste Nonnenregel verdanken, hatte seinen Sitz im Westgotenreiche, war aber für Gallien von größtem Einfluß. Vor ihm hatten schon Avitus von Vienne († 525) und Salvian von Trier (um 450) in ähnlichem Sinne gewirkt, gegen Ende des 5. Jahrhunderts machte man aber auch die römische Schulwissenschaft den Klöstern und Domschulen dienstbar.[2]) Die Grammatiker und Rhetoren suchten ihre Thätigkeit nun den heiligen Schriften zuzuwenden. Schon 450 schrieb der Rhetor Claudius Marius Viktor zu Marseille eine Genesiserklärung für den Unterricht, Prosper um dieselbe Zeit zu gleichem Zwecke über die Vorsehung Gottes. Aber erst als Kassiodor bei den Benediktinern die Pflege der Wissenschaft ins Kloster eingeführt hatte, wurden die vereinzelten Vornahmen allgemeiner.

---

[1]) Vgl. Cäsarius v. Arelate von Br. F. Gellert. Leipziger Realgymnasialprogramm 1892. 1893.

[2]) Rhetorenschulen und Klosterschulen oder heidnische und christliche Kultur in Gallien während des 5. und 6. Jahrhunderts von Georg Kaufmann. Raumers Historisches Taschenbuch 1869, 1—94.

Die Kloster- und Domschulen waren dem Laien keineswegs verschlossen, wenn im allgemeinen auch nur Leute Gebrauch davon machten, die Priester werden wollten. Es scheint sogar Privatschulen gegeben zu haben, die den alten Elementarschulen entsprachen, wie die zu Rennes, die 480 Melanius besuchte; einzelne Rhetoren vererbten immer noch ihre Bildung auf fernere Zeiten, indem sie an den Höfen der Edlen wirkten; die Musterschule in dieser Art war eben die Hofschule.

In Oberitalien war ja die Laienbildung allgemeiner, da mußte sich der Parochus zum Elementarunterricht verpflichten. Die merowingischen Könige übten einen solchen Einfluß nicht aus. Ihr Interesse an der Bildung der Unterthanen wird aber durch eine Reihe Beispiele kund. Bei König Gunthrams Einzug in Orleans 540 begrüßten die Schüler des dortigen Bischofs den König in lateinischen, griechischen, hebräischen und syrischen Versen. Chilperich I. wollte zu den wissenschaftlichen Größen gehören, und sein Sohn Chlothar II. ward auf entsprechende Weise unterrichtet (Fredgar c. 42); Theudebert I., ein Enkel Chlodowechs, begünstigte die weisen Rhetoren Asteriolus und Secundinus (Greg. v. Tours III 33), und Bischöfe, wie Egidius von Reims, der seine Wissenschaft zu Urkundenfälschungen benutzte (Greg. X 19), Fereolus von Uzes († 581 Greg. VI 7), Sulpicius von Bourges (VI 39) und andere stehen auf der Höhe der Wissenschaft damaliger Zeit. Das Volk freilich hatte nichts davon.

Die Literatur der Merowingerzeit ist die Herbstblüte des lateinischen Schrifttums. Außer einer Anzahl von Legenden, Heiligenleben, Weltchroniken, Verbrüderungsbüchern und Schulgedichten, erwähnen wir die Gedichte des Venantius Fortunatus, die Frankengeschichte Gregors von Tours, die historischen Schriften des Prosper von Aquitanien, des Marius von Avenches und des Fredegar (um 640), sowie die Formelbücher des Avitus von Vienne, Remigius von Reims (532) und Desiderius von Cahors († 660). Am bedeutendsten von diesen Autoren sind V e n a n t i u s F o r t u n a t u s und G r e g o r v o n T o u r s. Nach grammatisch-rhetorischer Vorbildung in Ravenna, kam F o r t u n a t u s an den Hof Sigiberts, er war ein gern gesehener, unterhaltender Höfling und verfertigte nicht wenige unterthänigste Schmeichelgedichte und Heiligenleben. Er brachte es zu hoher Stellung und starb als Bischof von Poitiers. G r e g o r v o n T o u r s, der mit ihm befreundet war, stammte aus Gallien;

er ward 540 geboren und von Avitus für den geistlichen Beruf vorbereitet. Seine Frankengeschichte zeichnet sich durch eine entschieden priesterliche Richtung aus, doch erzählte er die wenig schmeichelnswerten Vorgänge des Königshofes mit großem Freimut. Seine geringe sprachliche Bildung war von Vorteil für die geschichtliche Treue seines Werkes, das zwar tendenziös gefärbt aber nicht schemenhaft und voll banausischer Sucht ist, wie die Reden der Grammatiker von Trier.

Im Laufe der Zeit waren die fränkischen Herrscher, die wie Chlodowech II. und III., Chlotachar III., Dagobert IV., Theoderich III. viel für die Klöster thaten, zu Schattenkönigen herabgesunken. Seit 687 war Pipin, Karl Martells Vater, so gut wie Regent. Er beschenkte die von ihm erbauten Klöster zu Echternach (706) und Suesteren (714) und nahm den Missionar Willibrord († 739, zu Echternach begraben) in seinen Schutz. Kraftvoll waltete Karl Martell nach innen und außen. Er drängte den Islam zurück, bewahrte sich in Kirchenangelegenheiten ein eigenes freies Urteil und setzte Äbte ein und ab. Auf Gelehrsamkeit gab er dabei nichts. So heißt es von dem unter ihm lebenden Raginfrid, Abt zu St. Vaast: „Er war ungebildet in der Wissenschaft, gleich seinen Vorgängern Wido und Grimo.“ — Karl Martell war kriegerisch wie seine Vorgänger. Für die Volksbekehrung that er viel. Winfrid, der wegen seiner römischen Wirksamkeit besser den lateinischen Namen Bonifatius führt, rühmt dem Karl Martell nach, daß ihm die Schöpfung einer deutschen Kirche und die Bekehrung einer Drittelmillion Getaufter zu danken sei. (Bonif. epist. Nr. 38. Dahn, Urgeschichte III, 817.) Und als 739 Karl den Herzog Odilo von Bayern bestätigte, konnte dort Winfrid sein Werk ungehindert betreiben. Nachdem Winfrid 722 zu Amöneburg in Hessen eine Kapelle gebaut und c. 733 das Kloster Fritzlar errichtet hatte, das 786 Sitz des Bistums an Stelle von Büraburg (740) ward, organisierte er auch die bayrische Kirche und gründete die Bistümer Salzburg, Freising, Regensburg, Passau. 739 setzte er in Thüringen die Bekehrung fort. Der Papst wandte sich in seiner Bedrängnis an Karl und versprach ihm, der doch ganz eigenmächtig Bischöfe absetzte und Laien zu geistlichen Würden berief, gegen Hilfe wider die Langobarden, die Verleihung des römischen Konsulats.

Unter Karl begegnet uns auch zuerst sein vertrauter Referendar, der nachmals berühmte Chrodegang von Metz, bei Ausfertigung einer Schenkungsurkunde Karls für die Kirche zu St. Denis. 741 starb der Held. Es folgten die Hausmeier Karlmann und Pipin (741—747), dann Pipin allein und 751—768 als König. Pipin ist im Kloster St. Denis erzogen und war verwandt mit Remigius von Rouen, der 763 zu Attigny eifrig für Einführung der römischen Gesänge in den gallischen Kirchen thätig war. Pipin war sehr kirchlich gesinnt. Immer beschenkte er Kirchen und Klöster und betete stets früh in der Kapelle, ehe er zur Jagd ging. Fulrad von St. Denis ward zum Kapellan, zum Vorstand der Hofgeistlichkeit erhoben, und Chrodegang nahm die Stelle eines vertrauten Ratgebers ein. (Dahn III, 833 ff.)

Dieser spätere Bischof von Metz konnte wie Winfrid, der 751 Pipin salbte, sein bedeutungsvolles Werk der Reformation nur unter der Beihilfe des Königs ausführen. Pipin selbst war wissenschaftlichen Bestrebungen nicht abgeneigt. Er würdigte die gelehrten Arbeiten, er verkehrte mit dem gebildeten Schotten Virgilius, Bischof von Salzburg. Er erbat sich vom Papst Paul griechische Bücher über Grammatik und Geometrie; für Kirchenbau und Kirchenschmuck war er eingenommen und unterstützte mit Schenkungen, wo er konnte. Er führte unter Mitwirkung Chrodegangs den römischen Kirchengesang ein, er erhielt die erste Orgel vom Kaiser Konstantin (Einh. Ann.: 757) und brachte die Reformideen Chrodegangs in das ganze Reich. Schon am 21. April 742 hatte Karlmann zur Verbesserung des heruntergekommenen geistlichen Lebens in Gemeinschaft mit Bonifatius und anderen Bischöfen festgesetzt, daß Mönche und Nonnen nach Benedikts Regel leben und sich eines ordentlichen Lebens befleißigen möchten (Mon. Germ. Capit. I, 26 C. 7).[1]

Ein Jahr später wiederholt er die Anordnung und dehnt sie auf die Äbte aus, zugleich will er mit allen Mitteln das üppig wuchernde Heidentum ausrotten (Cap. 743, 15. März, p. 28. c. 1. 4.). Eifriger noch wirkte Pipin. Am 11. Juli 755 veröffentlichte er die Vernensischen Konzilbeschlüsse, die große Bedeutung für Hebung der Kirchenzucht haben (C. 33 f. c. 3. 5).[2] Mönchs-

---

[1]) Ut monachi et ancillae dei monasteriales iuxta regulam St. Benedicti ordinare et vivere, vitam propriam gubernare studeant.

[2]) Ut monasteria tam virorum quam puellarum secundum ordinem

und Nonnenklöster sollen regelrecht nach ihrer Ordnung leben, und dem Bischof gebührt es, Abhilfe zu schaffen, wenn jemand in seiner Parochie zu trotzen wagt. Ist er's nicht imstande, so soll der Metropolitan und dann die Synode Wege finden. Frommt auch dies nicht, so soll der Missethäter ehrlos erklärt und exkommuniziert werden. Die Bischöfe erhalten die Macht, dahin zu wirken, daß der Kloster- und Weltklerus ein Gott wohlgefälliges Leben führen möge. Pipin wiederholt die Forderung 768 zu Aachen. Er stellte zugleich dem Priester anheim, das Volk zu einem rechten Leben anzuleiten und sorgte auf alle Art und Weise dafür, daß das christliche Leben gehoben wurde. Die strenge Durchführung der Benediktinerregel ging von Bonifatius aus. Schon in alter Zeit nun hatte man dieselbe, unter Beachtung der Vorschrift, auch Knaben ins Kloster aufzunehmen, für die Erziehung ausgelegt, jetzt geschah dies mit allem Nachdrucke.

Bonifatius, der selbst eine Grammatik, eine Metrik und mehrere gekünstelte Schulgedichte verfaßte, rief nach dem Muster Bedas und seines Lehrers eine Anzahl Schulen ins Leben, so zu Fritzlar, Fulda und Bischofsheim.

Wie Bonifatius für die Klosterreform thätig war, indem er die alten volkstümlichen Kircheneinrichtungen der Iroschotten zu Gunsten der päpstlichen ausrottet, so Chrodegang für die der Kathedralkirche. Er ordnete auf Grund der Benediktinerregel das Leben der Domherren und verwandelte die Wohnung des Bischofs in ein Kloster. Auch kleine Knaben fanden am Domstifte Aufnahme, Erziehung und Unterricht, natürlich an erster Stelle auch nur, um dereinst als Chorherren tüchtig zu sein. Chrodegang stellte besondere Lehrer für die Wissenschaften an und förderte die Pflege und Einführung des römischen Kirchengesanges. Bald besorgten die Klöster weit und breit die Bildung des Priesters. Und als Ausfluß der Bestrebungen Pipins, Winfrids und Chrodegangs kann es wohl gelten, wenn in Bayern, dessen Herzog Tassilo eifrig für die Hebung des sittlichen und wissenschaftlichen Lebens thätig war, eine Pastoralinstruktion 774 fordert, daß künftig die Priester nicht unwissend sein durften, sondern die heiligen Schriften zu lesen und zu erfassen imstande sein müßten. Ein jeder Bischof solle an seinem Sitze eine Schule errichten und einen weisen Lehrer

---

regulariter vivant, et si hoc facere contempserint episcopus in cuius parrochia esse videntur hoc emendasse debeat.

bestellen, der nach der Überlieferung der Römer zu unterrichten und Schule zu halten verstehe (M. G. L. L. III, 451 f.). In den Frauenklöstern aber wurde ebenso der Wissenschaft gepflegt, nur war der Kreis beschränkter. Man lernte die Psalmen, las die Bibel und Kirchenschriftsteller und schrieb Bücher ab. Radegundis, die Äbtissin von Poitiers, las den Gregor von Nazianz, den Basilius, Athanasius, Orosius Hilarius, Sedulius und Ambrosius; zugleich erklärte sie den Nonnen schwierige Stellen. Eine Äbtissin von Arles, Rusticula († 632), soll die ganze Bibel auswendig gekonnt haben und ebenso die Äbtissin Gertrud von Nivelles († 658), eine Tochter Pipins. (Vgl. Denk 263 ff.) Den Unterricht leitete eine bewährte ältere Nonne, sowohl bei den Novizen als bei den zur Erziehung anwesenden Mädchen. Jede Schülerin mußte den Psalter lernen, außerdem Gebete, auf Lesen, Schreiben, Singen. Von der biblischen Lektüre war das Hohelied ausgeschlossen. Die Handarbeiten wurden bald eingeführt. Manche Mädchen drangen tiefer in die Wissenschaften ein, so Wilitrut, Dagulfs Gemahlin, „von Geburt eine Barbarin," das anzugeben unterläßt Venantius Fortunatus nicht. Andere gelehrte Mädchen waren Harlinde und Reginlinde († 745), Töchter des Grafen Adalard. Sie stifteten das Kloster Eick und unterrichteten daselbst, sie konnten spinnen, nähen, weben, sticken, schreiben, malen und zogen neue Lehrerinnen heran. Auch Knaben werden in Nonnenklöstern unterrichtet, was jedoch später Karl verbot (C. C. I, 119).

Chrodegang war 753 in Pipins Auftrag nach Rom gereist, der Papst gab ihm Sänger zur Belebung des Kirchengesangs mit. Nach seiner Rückkehr entwarf er in 34 Kapiteln seine Regel für den Metzer Klerus, die später zu 86 erweitert wurde und in ganz Franken Geltung erlangte. Der Jugendunterricht wird dabei sorgfältig und streng gehandhabt, „das Schlechte im Menschen gilt es auszurotten." Die Lehrer sollten mit gutem Beispiel vorangehn, die Geistlichen Demut üben und Volksbelehrung nicht versäumen.

Man erkennt unschwer, daß die Bestrebungen der Pipiniden und ihrer Ratgeber weniger auf die Laienbildung, als vielmehr auf Übung des sittlichen und kirchlichen Lebens und Heranbildung eines tüchtigen Priesterstandes gerichtet waren. Aber diese Grundlage mußte nach den neuen Verhältnissen geschaffen werden, um eine allgemeine Volksbildung anzubahnen. Wir finden schon die Anfänge der Kloster- und Domschulen. Wir wissen,

daß unter Pipin die Hofschule bestand (Léon Maitre, les écoles épiscopales p. 34—37). Wir sehen, daß die geringen Bestrebungen der Merowinger (Cap. I, 1—11), die Priester zur Kulturarbeit heranzuziehen, schon einen ziemlichen Umfang unter Pipin erhalten hatten. Es bedurfte nur eines wackeren Arbeiters, um die grünende Saat zur Blüte und Reife gedeihen zu lassen. Keineswegs kann man aber die alten Phrasen gelten lassen, daß in jener Zeit die geistige Kraft der Menschheit im Greisenalter stand (Fredegar. — Mamert. Claudian. epist. — cf. Specht p. 5), oder daß man sich mit den Wissenschaften gar nicht abgegeben habe (Annal. Laur. a. 78 f.).

Letztere Meinung mag für den einige Berechtigung haben, der die Blüte der Literatur unter Karl dem Großen sah; die erstere Ansicht aber ist haltlos, auch wenn sie Fredegar selbst gehabt hat und man noch heute das schlechte Latein Gregors von Tours als Beweis heranzieht. Gerade Gregor von Tours ist einer von denen, die einen neuen Zeitraum der sich ewig neu gebärenden Zeit ankündigen. Seine Sprache ist verdorbenes Latein, d. h. vom Volke weiter entwickeltes, aus dem eine neue Sprache hervorging, die nun auch das ganze reiche Leben ihrer Mutter mit den Bergen und Thälern der Literatur durchmessen hat. — Und noch in einem anderen Sinne ist der Ausdruck „Greisenalter" verfehlt. Was haben denn all die Rhetoren und Grammatiker, selbst die Bischöfe und Klöster für das Volk gethan? War nicht alle Kunst und Literatur, Bildung und Schule bis jetzt eigentlich nur für die wenigen Edelinge und Prälaten dagewesen, die diesen Besitz noch 600 Jahre lang allein festzuhalten suchten? Das war zur Zeit der Merowinger so selbstverständlich, daß es gar nicht ausgesprochen wurde. Da tritt nun Gregor auf mit der frohen Botschaft, die eine neue Ära der Volksbildung einleitet: „Dem ungelehrten Volke widme ich meine Schriften, der ich ein Laie der Zunftgelehrsamkeit bin. Was ein Gelehrter für unwürdig seines Standes hält, will ich thun. Denn einen Schriftsteller von gelehrter Bildung verstehen nur wenige, des schlichten Mannes Rede aber viele."

V. Der Handel der alten Germanen.

1. Zeit der Römerherrschaft.

Fünf Jahrhunderte vor und nach Christi Geburt besuchten römische, zuweilen auch griechische und gallische Händler die Gebiete der Germanen. Nicht immer freute man sich ihrer, das urwüchsige Volk war den Schacherkünsten abgeneigt. Der Handel war fast nur Passivhandel. Die Händler brachten mit ihren Waren römisches Wesen mit und machten die Germanen erst empfänglich für römischen Luxus. Zu des Pytheas Zeit holte man von der Ostseeküste Bernstein. Nach dem Baltischen Meere führen überhaupt die ältesten germanischen Handelsstraßen, die eine von Indiens Gestaden über die Kaspisenke durch Rußland, die andere von Marseille über die Champagne, die dritte über Carnuntum, das heutige Petronell an der Donau, in Wiens Nähe, an der Oder und Weichsel entlang. Das sind die ältesten Kulturstraßen, die fremde Kaufleute betraten.

Vor Christi Geburt waren es mehr die Thäler des Rheins, der Donau, der Mosel, die Deutschland den Römern eröffneten. Die Nähe des eroberten Galliens und der siegreiche Schritt der Legionen führte römische Kultur bei den benachbarten Völkern leicht ein, so bei den Ubiern um und in Köln. Nach den Schilderungen des Tacitus hatte sich daselbst germanisches und romanisches Wesen verbrüdert. Jenseit des Rheins war es anders. Die Sueben oder Schwaben mochten keine nähere Bekanntschaft mit den römischen Kaufleuten machen und wiesen den feilgebotenen Luxus, schöne Rosse und süßen Wein zurück. Mit Bauernstarrheit begnügten sie sich mit den kleinen nicht veredelten Pferden und ließen sich von den Römern ihren Met verlachen, jene „weinartig zusammengebraute Flüssigkeit“ des Tacitus. Der ältere Gewährs-

mann, Cäsar, schreibt römischen Kaufleuten nur insofern Erfolg zu, als die Sueben ihre Kriegsbeute an sie verhandelt hätten. Was ist darunter zu verstehen? Einzig Vieh und Sklaven, keineswegs Waffen. Wenn Dr. Peters von den Eingebornen Ostafrikas berichtet, daß einzelne Stämme das Schießgewehr erlegter Feinde zerbrochen neben die Leiche legen, um der Civilisationswaffe ihre ganze Verachtung zu zeigen und die Unbrauchbarkeit derselben an den Tag zu legen, so gleichen jenen unsere Voreltern nicht. Was man an Waffen von den Römern erwerben konnte, nahm man. Das Schwert war Legionarschwert oder wurde ihm nachgebildet, Helm und Panzer, die vereinzelte Krieger trugen, waren Beutestücke. Eisen war selten und wurde so hoch geschätzt, daß noch in der Lex Salica hohe Strafe auf den Diebstahl einer Eisenwalze gesetzt wurde. Als die Franken die gallische Residenz Trier plünderten, rissen sie allmählich auch die Eisenklammern aus den Mauern der kaiserlichen Pfalz.

Ein Volk soll zur Zeit Ammians (um 400) ganz in der Römer Weise Handel getrieben haben, die Hermunduren. Wir begegnen hermundurischen Kaufleuten in Augsburg, jener glänzenden Kolonie, die wie Köln und Mainz an der Urwaldsgrenze als ein kleines Rom erstand. Viele Grabsteine zeugen von der gehobenen Bildung der dortigen bürgerlichen Bevölkerung, es blühte das Kunsthandwerk, man pflegte die Musik und hielt sich Bibliotheken und Lehrer. In merowingischer Zeit (630) finden wir fränkische Händler mitten in Böhmen bei den Slaven. Der Kaufleute wegen entsteht hier ein Streit zwischen dem Franken Dagobert und dem Franken Samo, der leitende Stellung im Wendenlande eingenommen hatte. Die Merowinger hatten bald überall gebietende Macht erlangt und forderten Abgaben von sächsischen und anderen Händlern. Die Könige und Bischöfe des Frankenreiches bevorzugten bei der Lieferung nicht selten Juden, die allerhand Schmuck und Kostbarkeiten, immer Neues und Seltenes anzubieten wußten und nach einer ganzen Anzahl Stellen Gregors von Tours sich ihre Ware nicht schlecht bezahlen ließen.

Zu Strabos Zeit waren die Handelswege zwischen Rhein und Elbe sehr unvollkommen, auch später gab es nur wenige bessere Pfade. Die „granitnen Römerstraßen" gehörten bis auf wenige in das Reich der Fabel. Man ist immer geneigt, zu viele und zu gute Straßen anzunehmen, die meisten waren wie

die Karawanenstraßen schmale Pfade, die der Pflege entbehrten. Als Cäsar beim Ausbruch des Bürgerkrieges Italien betritt, verirrt sich das Heer; des öfteren wird von Unglücksfällen auf solchen Kriegsstraßen berichtet, welch erstere lediglich von der Unwegbarkeit der letzteren herrührten. Die Flußläufe begünstigten das Entstehen der Straßen. Und wie sehr waren diese von den Strömen und vom Regen und Wetter abhängig! Man kannte ja noch keine Uferregulierung, und für die verschiedenen Sorten Sumpf giebt es im Althochdeutschen ein Dutzend Bezeichnungen.

Wer es haben konnte, zog das Reiten vor. Einige alte Handels- und Heerstraßen waren die folgenden: In Südbayern: Lindau-Memmingen, Lindau-Kempten-Wertach- oder Lechthal über Augsburg an die Donau; Inn-Isar (München), Rezatquelle-Altmühlmündung. Vom Gebiet der Thüringer führte bis in die Gegend von Mainz der Rennsteig (Grenzweg), von Händlern und Kriegern viel beschritten; eine andere Hauptstraße zog sich von Augsburg über Regensburg nach der Elbmündung zu. Als nach der Völkerwanderung die Lage ruhiger ward, gab man besondere Gesetze über die Straßen. So durfte nach bayerischem Gesetz niemand die Heerstraßen bei zwölf Solidi Strafe sperren, und Sonntags mußte der Fahrverkehr ganz ruhen.

Älteste Handelsprodukte waren der Bernstein, d. h. Brennstein, das Elektron der Griechen, das Glesum der Deutschen. Herodot, der wie auch Homer das Elektron erwähnt, versteht aber darunter eine Mischung von Silber und Gold. Die Kulturvölker schätzten ihn höher als Gold, und unsere Ahnen sollen sich nach Art der Naturvölker über die hohen Preise gewundert haben, die sie dafür empfingen. Plinius bezeugt unter anderem, daß die Römer Bettfedern von Gänsen und ein Gartenerzeugnis, eine Art Spargel, aus Deutschland bezogen, der Kaiser Tiberius ließ sich alljährlich Mohrrüben daher kommen. Durch Zwischenhandel zwischen Rom und dem Norden kamen seltene Tierfelle und Pelze nach Germanien und dem Süden. Pelzverbrämung bei den Kleidern ist nach alter Schriftsteller Gewähr bei vielen Germanen der einzige Schmuck gewesen. Dabei ward auf Verschiedenheit und Seltenheit der Felle gesehen. Eigentümlich ist, daß das Wort Pelz erst später aus dem Lateinischen zu uns gekommen ist. Die Viehzucht beeinflußte den Handel nicht merklich, die Pferdezucht der Deutschen stand zurück, die Schweinezucht,

die sicherlich sehr verbreitet war, wie wir aus dem Salischen Gesetz schließen können, wird von älteren Schriftstellern gar nicht erwähnt. Bedeutender war der Sklavenmarkt. Das Vaterlandsgefühl war nicht entwickelt, und so verkaufte nach den gewinnbringenden Kriegen immer ein Stamm an den anderen oder an die Kulturvölker die erbeuteten Sklaven; die Alamannen sollen eine Ausnahme gemacht haben, das heißt nur insofern, als die eigenen alamannischen Sklaven nicht außerhalb des Stammes verhandelt wurden. Bald erzählten die römischen und griechischen Historiker von den blondlockigen, blauäugigen, hochgewachsenen germanischen Knechten in Spanien, Italien, Kleinasien und Nord-Afrika. Die übersättigte Gesellschaft des Römerreiches begehrte nach germanischen Sklavinnen. Ausonius erhielt, wie schon erwähnt, von einem Beutezug ein suebisches Mädchen als Anteil, dessen Schönheit er wiederholt besingt, bis er ihm die Freiheit gab.

Einer der ältesten Handelsartikel scheint Salz gewesen zu sein; der Name Hall, der dies Mineral bedeutet, ist keltischen Ursprungs.

2. Zeit der Völkerwanderung.

Ausgebreiteter ward der Handel zur Zeit der Völkerwanderung. Im dritten und vierten Jahrhundert befuhren gotische Flotten das Schwarze und Ägäische Meer, und als die Völker im sechsten Jahrhundert zur Ruhe kamen, begünstigten ihre Herrscher den friedlichen Handelsverkehr, so gut sie konnten. Die wandalischen und westgotischen Könige verbesserten die Straßen und sorgten wie auch Theoderich für Straßenpolizei, für den Schutz von Messen und Märkten, für die Sicherheit der Posten und den friedlichen Verkehr mit griechischen Handelsstätten. Felix Dahn führt im einzelnen folgende Handelsartikel auf, die syrische, jüdische, griechische und römische Kaufleute in den Jahrhunderten der Völkerwanderung zu den Goten und Wandalen brachten: Seide, Purpur, byzantinische Kleider, Gold- und Silbergerät, Elfenbein, Gewürz, Kamelhaar. Sie tauschten dies ein gegen: Sklaven, Getreide, Metalle, Salz, Marmor, Holz, Essig, Honig, Wachs, Öl, sogar Wein. Aus einer zweihundert Jahre späteren Zeit ist uns eine Zollschenkung Chilperichs II. vom Jahre 716

an das Kloster Corvey erhalten. Sie beträgt: 1000 Pfund Öl, dreißig Maß Garum (?), 30 Pfund Pfeffer, 150 Pfund Kümmel, 2 Pfund Nelken, 1 Pfund Zimt, 2 Pfund Lavendel, 30 Pfund Kostwurz, 50 Pfund Datteln, 100 Pfund Feigen, 100 Pfund Mandeln, 30 Pfund Pistaziennüsse, 100 Pfund Oliven, 150 Pfund Kichererbsen, 20 Pfund Reis, 10 Pfund Malergelb, 10 mit Talg zubereitete Felle, 10 Stück Korduanleder, 50 Buch Papier (Mon. Dipl. I, 76).

Die Art des Handels ist einfach. Kannte man ja die Zinsgeschäfte zu des Tacitus Zeit noch gar nicht; einfacher Tausch, wie er in unseren heutigen Kolonien noch meist statt hat, vermittelte den Handelsverkehr. Die germanischen Völker, die wegen der Nähe mit den Römern am meisten zu thun hatten, nahmen zuerst Münzen und beharrten lange Zeit bei einigen leicht erkennbaren Silberstücken mit dem Viergespann, wie die nordafrikanischen Völker bei dem Theresienthaler.

Allmählich wurde die Kuh als Münzeinheit angesehen. Wie im alten Rom pecunia, so heißt bei Wulfila faihu (Vieh) Geld. Eine normale Kuh galt einen Solidus. Seit Konstantin wog ein solcher Goldsolidus 4,55 Gramm, entsprach also dem heutigen Wert von elf Mark; seit 584 prägte man Soldi von 3,88 Gramm Gewicht, anfangs galt einer zwölf, später vierzig Silberdenare, das Denarzeichen ist bis heute als Pfennigzeichen geblieben (₰). Nach dem Gesetz der Rheinfranken betrug der Wert eines Stiers zwei Solidi, der einer Stute drei, eines Hengstes sechs. Das Wergeld eines gemeinfreien Franken war 200 Solidi. (Vgl. S. 8, Anm.) Bis ins sechste Jahrhundert begnügte man sich mit römischen Münzen. Die Franken prägten solche selbst, wie die anderen germanischen Völker auch; Bild und Gepräge blieb das des Kaisers. Die Merowinger bevorzugten das Goldgeld. So ließ 585 der Bischof Marowech in Kriegszeit einen goldenen Kelch zerbrechen und ausmünzen. Bis zum Jahre 536 war alles Geld kaiserlich. Eine ostgotische Münze aus Theoderichs Zeit hat auf der Vorderseite des oströmischen Kaisers Justinianus Bild mit der Umschrift: D(ominus) N(oster) Justinianus, die Rückseite füllt Theoderichs Monogramm aus. Die Nachfolger Theoderichs setzten seit 536 ihr eigenes Bild auf den Schilling, aber bis zum Ende der Gotenherrschaft begegnen uns auch solche mit des Kaisers Kopf. Der Frankenkönig Theodebert ließ seit 539 eigene Münzen

schlagen, die völlig unabhängig vom Kaiser waren, ebenso hatten die Burgunder, Langobarden und Wandalen eigene Münzen. Die Inschriften derselben haben uns manchen Namen erhalten, der durch die Geschichtsbücher nur verderbt wiedergegeben ward. So hieß der letzte Wandalenkönig Geilamir, der Beiname des Totila war Badwila, der des Teia Tilarix. Teias Münzen führen auf der Vorderseite des Kaisers, auf der Rückseite des Volkskönigs Namen mit der Bezeichnung Dominus noster. — Außer dem Monogramme finden sich gewöhnlich auf der Rückseite die Namen der Prägestätte, wie Rom, Mailand.

Dies sind die schwachen Anfänge des germanischen Handels, der unter den Karolingern sich weiter entfaltet, aber erst im zwölften und dreizehnten Jahrhundert eine solche Kulturbedeutung erlangt, daß das Volksleben durch ihn wesentlich beeinflußt und auf eine höhere Stufe der Gesittung gehoben ward.

3. Zeit der Karolinger.

In den Tagen der Völkerwanderung ließen sich die Germanen ihre Felder durch Knechte bestellen und rodeten nicht viel mehr Ackerland, als zu ihren eigenen Bedürfnissen gehörte. Ein eigner Handelsstand hatte sich nicht ausgebildet, auch nicht unter den ersten deutschen Kaisern.

In Magdeburg wurden noch im 10. Jahrhundert die Kaufleute kurz „Juden", von Freidank im 13. Jahrhundert „Wucherer" genannt. Reiche Klöster wie St. Gallen schickten zur Zeit der sächsischen Kaiser eigens ausgewählte Mönche auf die Meßplätze, um Einkäufe zu versorgen. So finden wir den reiselustigen und weltkundigen Tutilo wiederholt weit von seiner Heimat entfernt, einmal weilt er in Mainz, um serische und turonische Gewänder zu kaufen.

Zur Zeit Karls des Großen (768—814) ging neben dem Aufblühen des geistigen und wirtschaftlichen Lebens eine rege Handelsthätigkeit her, über die wir durch die Kapitularien und Klosterjahrbücher einigermaßen unterrichtet sind. Im Frankenreiche weilten als Händler neben den Juden und den einheimischen Kaufleuten: Engländer und Friesen, sogar Araber. An den kaiserlichen Pfalzen und bei den Reichen, sowie in den alt=

berühmten römisch-germanischen Handelsstätten Köln, Mainz, Augsburg, Regensburg machen sie ihre Geschäfte.

Die Pfalzen verkauften die Wirtschaftsüberschüsse an die umherziehenden Händler. Wir sehen dies aus einer Verordnung Karls vom Jahre 812, die den Bewohnern der Pfalz auferlegt, die Vorräte aufzuspeichern, ein Verzeichnis der Markterträge durch die Kaufleute besorgen zu lassen und erst nach ergangenem Befehl die gesammelten Wirtschaftserzeugnisse feil zu geben. Wenn Markt ist, soll sich das Gesinde aber nicht von der Arbeit entfernen und auf den Plätzen herumtreiben. Diese Aufforderung zeigt ganz deutlich, wie damals der Markt so recht eine öffentliche Feier bot. Denn mit den Käufern und Verkäufern kamen in jener Schauläden baren Zeit hundert seltene und sonderbare Sachen, die für gewöhnlich schwer zu erlangen waren. Es stellten sich allerlei fahrende Gesellen mit Gesang und Musik ein, auch Gaukler mit wilden Tieren. Die Neuigkeiten der verschiedenen Gegenden wurden ausgetauscht und alte Bekanntschaften erneuert. — Wenn es nun scheint, als ob die Messen die eigentlichen Handelsplätze waren, so darf doch nicht verschwiegen werden, daß auch zahlreiche Händler vereinzelt die Weiler aufsuchten und daß man schon damals eingesessene Kleinkrämer antreffen konnte, die Wein, Salz u. a. verkauften. — Der Handel zu Schiff gewann unter Karl an Ausdehnung, da ja der Kaiser sehr darauf sah, daß die Unterthanen seines Reiches gehoben und einander näher gebracht wurden. In den Urkunden des Klosters Prüm im Moselgebiet ist einmal von Schiffern die Rede, die im Dienste ihres Klosters bis Metz und Remagen fahren. Für die Fahrt bis Metz erhält der Steuermann fünf Brote und drei Portionen Fleisch und Bier, die Fahrleute vier Brote und zwei Portionen, für die Strecke nach Cochem oder Remagen die letzteren: drei Brote und eine Portion, für den Weg ins Kloster: zwei Brote. Nur selten ist die Rede von der Seefahrt, sie hat sich gewiß wenig über die Küsten hinaus erstreckt. Anders war dies bei den verwandten Völkern Altenglands. Findet sich auch noch nicht bei ihnen der Gedanke, daß „England für immer Herr der Meere“ sein soll, wie es im Liede heißt, so durchweht doch die angelsächsischen Stabreime der gleiche Geist, der sich nur frei und heiter im unbegrenzten Meere fühlt. So singt der Sänger des „Seefahrers“: „Und ist auch auf Erden kein Mann

so voll Übermut, daß er nicht mit Bangen gedächte der Meerfahrt, so regt sich doch immer in ihm aufs neue der Drang zum Wandern. Er will über die Oceane, zu schauen fernes Land. Was gilt ihm da das Spiel der Harfen, Ringspende des Königs und Wonne am Weib. Es minnt sein Meinen das Meer das ew'ge, dem Wogengewühle weiht er sein Sehnen. Und nahet der Lenz, erneut sich die Flur, und blühen die Bäume und grünen die Wiesen, da schweift sein Sinn über die schwanke See, über des Walfisches Heimat zum Ende der Erde. Da leidet es ihn nicht mehr zu Hause, es lockt ihn leise und länger und lauter unwiderstehlich ruft es und zieht ihn hinaus auf den Todweg des tosenden Meers."

Handelswege zogen sich vom Frankenreiche bis in die Märkte der Slaven und Avaren. Karl bestimmte, wie weit die fränkischen Händler vordringen durften und des kaiserlichen Schutzes sicher sein sollten, in Sachsen bis Bardewik, bis Schezla, Lüneburg, Magdeburg, Erfurt, Hallstadt bei Bamberg, Forchheim, Breemberg (?), Regensburg und Lorch an der Ems. Der Verkauf von Waffen und Brünnen war ihnen (805) verboten, denn einmal war das Reich selbst arm an Eisen und an geschickten Schwertfegern, zum anderen konnte man den immer aufständischen Grenzvölkern unmöglich Gelegenheit zu besserer Ausrüstung geben. Vereinzelt treffen wir fränkische Kaufleute in den Alpen und an der Nordsee, in Dänemark und Italien, auch in London, das schon damals berühmter Handelsplatz war. Die Anknüpfung zwischen Karl und Harun al Raschid (801), die Einhart erwähnt, dienten ebenfalls nur zur Beförderung des Handels. Jüdische Kaufleute des Frankenlandes wagten sich bis ins gelobte Land. Wie weit der Plan des Rhein-Donaukanals gediehen war, wissen wir nicht. Karls bekannter Biograph sagt, daß bei Karl 793 nach Vorschlag Sachverständiger die Anlegung beschlossene Sache war, und daß man schon angefangen habe zu graben. Weit ist man jedenfalls nicht gekommen, erst tausend Jahre später brachte Bayerns König den Plan zur Ausführung. Wiederholt wird Karls Sorge um Herstellung und Verbesserung von Straßen und Brücken, Schiffen und Fähren hervorgehoben, und wie er (805) und sein ihm würdiger Enkel Ludwig (873) den Kaufleuten kaiserlichen Schutz zusicherte, so verfolgte er mit unerbittlicher Strenge Schmuggler und Zollschwindler. Solche mischten sich gern unter die Pilger,

wie aus einem Briefe Alkuins vom Jahre 796 hervorgeht. Da allerhand Schwindel in nicht geringem Umfang betrieben ward, sah sich Karl genötigt, Normalscheffel, Normalseidel, Normalsextare und Normalkörbe einzuführen. Die Amtleute hatten solche in der kaiserlichen Pfalz (812), und im ganzen Handel sollten sie benutzt werden (798). Schon zuvor hatte der Kaiser zu Frankfurt 794 Normalpreise festgesetzt, die bei Überfluß und Teurung von Klerikern und Laien beibehalten werden sollen. Der neue Scheffel Hafer galt einen Denar, Gerste zwei, Roggen drei, Weizen vier Denare.

Die Handelsgegenstände waren seit der Merowinger Tagen mannigfaltiger geworden. Ermoldus Nigellus singt: „Welch reiche Gaben fahren die Kiele des Rheins zu den Franken, Sachsen und Schwaben!" Ein Hauptgegenstand des Handels waren die Sklaven. So gern man sich dieser Thatsache verschließen möchte, so sprechen doch eine Menge Zeugnisse dafür, daß der Sklavenhandel bei den christlichen Völkern im ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung in ziemlicher Ausdehnung betrieben wurde. Unsere heidnischen Vorfahren hatten ihn auf die Nachkommen vererbt. Die Kriegsgefangenen wurden zu Zeiten Armins, falls man ihrer nicht zum Opfer bedurfte, als Knechte verkauft und gelten zunächst nach altgermanischen Anschauungen nur als Sache, über die des Hauses Herr freiwillig verfügen konnte, wie über Kind und Weib, Haus und Hof. Natürlich ward der Sachcharakter der Sklaven bald durchbrochen. Verrät nicht schon das alamannische Gesetz eine mildere Auffassung, wenn es zwar nicht den Sklavenhandel aber doch die Ausfuhr der Sklaven verbietet? Auch das Freilassen derselben kam vor, wie wir aus dem Beispiel des Ausonius und der Bissula wissen. Wie ausgedehnt aber die Sklaverei zu Zeiten des ersten deutschen Kaisers war, erhellt aus dem Namen selbst, der sich in jener Zeit vom Volksnamen auf einen besonderen dienenden Zustand übertrug. Die seit der Völkerwanderung in altdeutsches Gebiet vorgedrungenen Slaven wurden unter Karl und Heinrich zurückgetrieben und zu Knechten gemacht; namentlich die Heiden machte man zu Sklaven. Wie die Juden im Mittelalter die Herren des Großhandels waren, so trieben sie insbesondere auch den Sklavenschacher, nicht nur mit heidnischen, sondern auch mit christlichen Gefangenen. Als ihnen das letztere untersagt war, verhandelten sie nur Heiden. Ibn-Korbadbeh erzählt um 850 von diesen Zuständen.

Die Juden kauften Sklaven und Sklavinnen auf und versorgten im neunten Jahrhundert die Mohammedaner von Spanien, Kleinasien und Nordafrika mit Eunuchen. Verdun wird als Ort der Zubereitung Verschnittener angeführt. Ludwig der Fromme erlaubte den Juden rückhaltlos, auswärts Sklaven zu erhandeln und in seinem Reiche zu verkaufen. Juden sind es der Hauptsache nach wieder, die um 906 in Bayern, 989 in Böhmen, 1009 an der mittleren Elbe im Grenzgebiet der Deutschen und Slaven und 1085 in Polen als Sklavenhändler erscheinen. Um 1090 halten sich solche in Speier rechtmäßig ihre heidnischen Sklaven, der Besitz christlicher und der Handel mit solchen wird ihnen zu derselben Zeit hier wie in Worms verboten. An der Koblenzer Zollgrenze entrichteten sie in jenen Tagen für je einen mitgebrachten Sklaven vier Denare. Heinrich IV. bestätigt diesen Zoll 1104 im allgemeinen. Noch 1238 sind Wiener Juden im Besitz heidnischer Sklaven; die ungarischen Juden müssen sich 1233 aufs neue einschärfen lassen, daß weder sie noch die Sarazenen christliche Sklaven verhandeln und halten dürfen. Unter Friedrich II. wird einmal als Strafe drei Pfund Silber und Rückgabe der Sklaven aufgeführt. Auch in den folgenden Jahrhunderten hörte der Sklavenhandel nicht ganz auf, wie O. Langer in seiner Arbeit „Sklaverei in Europa“ mit Sorgfalt nachweist. Man scheint freilich zunächst nichts Anstößiges in diesem Treiben der jüdischen Händler gefunden zu haben, zumal sich ihnen auch christliche beigesellten. Der gedanken- und ehrlose Menschenschacher hat aber sicher den Judenhaß nicht vermindert.

Nun zu harmloseren Handelsartikeln der karolingischen Zeit. Die Friesen lieferten die den Persern kostbaren weißen, roten, grauen und bläulichen Tuche, die noch heute nach dem ersteren Volke benannt werden. Auch handelten sie, wie der Sankt Galler Mönch berichtet, mit Röcken und Mänteln, die sie ungeachtet der Größe gleich hoch bezahlt genommen hätten. Handel mit Gewändern scheint besonders in Mainz geherrscht zu haben, wie die Reise Tutilos beweist. Ein weiterer wichtiger Handelsgegenstand war Salz. Einmal schickt zu entsprechendem Zwecke das Kloster Kempten sechs Wagen nach Reichenhall. Besonders scheint man das Vorurteil gegen Wein in den Tagen der Karolinger abgelegt zu haben. Sogar Friesen und Nordländer bezogen solchen aus dem Rheingau. Als Händler von allerhand fragwürdigen Seltenheiten und Kost-

barkeiten begegnen uns wieder die Juden, die sich gern an die Bischofshöfe drängten und dort reichen Lohn zu erwerben suchten. — Nichts beweist uns den Aufschwung des Handels zur Zeit Karls besser, als die Festsetzung der Handwerkerreihe an den königlichen Pfalzen und die genaue Anführung der zu bauenden Gemüse, Früchte und Blumen in den kaiserlichen Gärten. An Handwerkern begegnen uns in dem bekannten Capitulare von 812: Eisen- und Goldschmiede, Schuhmacher, Drechsler, Stell- und Schildmacher, Fisch- und Vogelfänger, Bierbrauer und Weinpfleger, Netzmacher, Seifensieder, Bäcker, Töpfer, Erzgießer und andere Kunsthandwerker.

Der Tauschhandel war längst geschwunden. Die Merowinger haben bereits Goldwährung, die aber unter den Karolingern der Silberwährung wich. Die Normalmünze war das Pfund Silber, daraus prägte man 240 Denare. Zwölf Denare waren ein Solidus (später: Schilling). Nur Denare und Solidi wurden geprägt, nie Pfunde. Die kaiserlichen Pfalzen hatten allein das Recht, Münzen zu prägen, 814 wurde dies den Juden ausdrücklich untersagt. Trotzdem wurden heimliche Privat-Münzstätten gegründet. Die Münzeinteilung Karls aber bestand im ganzen Mittelalter, nur sank allmählich der Wert des Geldes, während die Lebensmittel im Preise stiegen.

VI. Die deutschen Kaiser bis zum Interregnum.

1. Altgermanische Fürsten.

Die Bildung altgermanischer Fürsten übertraf immer die des gewöhnlichen Volkes, in alter Zeit bezog sich dies mehr auf die kriegerische Tüchtigkeit, später auch auf die wissenschaftliche Bethätigung.

Sagenhaft ist jener Bericht, der einmal von Gesandten der Cimbern und Teutonen nach der Schlacht bei Noreia 113, das andere Mal verändert von friesischen Fürsten späterer Zeit gemeldet wird. Man zeigte dem Teutonen auf dem Forum eine Bildsäule, die einen alten Hirten darstellte und fragte ihn, wie hoch er das Werk schätze. „Nicht lebendig möchte ich ihn geschenkt haben" war die bezeichnende Antwort. Diese steht allerdings in strengstem Gegensatze zu Alarichs Verhalten, als er die Akropolis erstürmte. Die nordischen Recken seien erstaunt vor der Pracht und Kunst der Göttertempel zurückgewichen.

Von der kriegerischen Bildung des Teutonenkönigs Teutobod meldet Florus. (S. 11.) Von ähnlicher körperlicher und kriegerischer Ausbildung berichtet Prokop und Agathias über die Könige und Feldherrn der Goten: Totila, Teia, Aligern.

Nach Tacitus wurden die Könige aus dem Adel, die Heerführer nach der Tüchtigkeit erwählt, schmachvoll aber war es für den König, an Tüchtigkeit übertroffen zu werden. Es wird lobend erwähnt, daß Teia, Attila und andere Fürsten in Entscheidungsschlachten vom Pferde springen, um ihren Kriegsvölkern ein

lobendes Vorbild von Tapferkeit zu geben. Wie weit sich diese kriegerische Voreingenommenheit steigern konnte, zeigt das Beispiel des Bataverfürsten Civilis, der seinem Knaben gefangene Römer als Wurfziel gab.

Bald gesellte sich zur kriegerischen Tüchtigkeit Beherrschung der heimischen und der römischen Sprache. Ariovist versteht Deutsch, Römisch, Keltisch, „bedingt durch den langen Umgang". Armin, Flavus, Segimund, Marbod u. a. (vgl. S. 13) beherrschen die lateinische Sprache, die Bildung der Römer hatten sie sich zum guten Teil angeeignet, nicht nur die militärische. Rednerisches Talent war ihnen allen eigen.

Ob germanische Fürsten in der Trierer Palastschule Studien trieben, ist nicht bekannt. Der Comes Arbogast, ein Freund und Pfleger der römischen Literatur und Beredsamkeit zu Trier (Sid. Ap. Ep. IV, 17. 23), stand 472 mit Sidonius Apollinaris in Briefwechsel[1]) und wird von Auspicius, Bischof von Toul, gepriesen.

Eine ziemliche Bildung besaßen aber Theoderich, Amalaswintha, Athalarich, Theodahat, die Westgotenkönige Sisibut, Theoderich I. und sein Sohn.

Die wandalischen Könige von Geisarich bis Geilamir beförderten eifrig römische Dichtkunst, und das Verlangen des belagerten Geilamir nach einer Cithara zeugt davon, wie tief diese künstlerische Bildung eingedrungen war.

Die Langobardenfürsten waren kriegerisch, wie die Fürsten der meisten Völker der Völkerwanderung, aber sie pflegten auch die Kunst, sie gaben Gesetze und ließen die alten Schulen der Römer durchaus bestehen. So Rachis, Arichis, Adilperga.

Am meisten waren die Merowinger für Kunst und Gelehrsamkeit eingenommen, so Childerich, Chlodowech, Chilperich. Die Hausmeier pflegten die kirchliche Gelehrsamkeit.

---

[1]) Apollinar. Sidon. (Paris 1652. Epist. IV, 17): sic barbarorum familiaris, quod tamen nescius barbarismorum. Par ducibus antiquis lingua manuque: sed quorum dextera solebat non stylum minus tractare, quam gladium. Quocirca sermonis pompa Romani si qua adhuc uspiam est, Belgicis olim sive Rhenanis abolita terris, in te resedit.

2. Karl der Große.

Der erste deutsche Kaiser, Karl der Große, hatte keine wissenschaftliche Bildung genossen. Wenn Pipin auch die Studien mittelbar unterstützte, so war er doch weit davon entfernt, an einen allgemeinen Unterricht des Laien zu denken. Früher war es eine Sitte der Vornehmen, die Kinder wissenschaftlich ausbilden zu lassen, und zu Kaiser Karls Tagen mußte man schon wieder bestimmen, die Adligen ja zu bewegen, daß sie ihre Kinder in die Klöster schickten. Karl selbst war zeit seines Lebens darauf bedacht, die fehlende Bildung nachzuholen. Von der einfachen Regelung des klösterlichen Lebens war er zur Schulung im Lesen, Schreiben, Singen, Latein und Katechismuslernen übergegangen. Die Kloster- und Domschulen hoben sich unbeeinflußt, als aber Karl das Werk in die Hand nahm, kam ein ganz neues Leben in die Reform. Auf die Pflege der Kunst war er wohl zunächst durch alte kirchliche Bauten und durch schöne Mönchsbücher gekommen. Den Haupteinfluß übte die Reise nach Italien 781. Da erkannte Karl mit einem Male den tiefen Spalt zwischen römischer und deutscher Bildung. Den rauhen Recken bestrickten die Kunstwerke der Griechen und Römer dermaßen, daß er Zeit seines Lebens in Rom das Land der Kultur sah. Und erst die Volksbildung! In Oberitalien mußte der Priester jedes Kind im Lesen und Schreiben unterrichten, und seit alter Zeit bestanden ununterbrochen Hochschulen, in denen alle Wissenschaft sorgfältig und gründlich getrieben ward. In den Kirchen herrschte neben der äußeren Pracht der Tempel, der Gemälde, der Gefäße, Teppiche und der Säulen, eine kunstreiche Predigt und voll Wohlklang durchrauschte der Gesang die Kirchenhallen. Dagegen im Frankenlande halbe Barbarei. Da setzte Karl alles in Bewegung, nach dem Muster Oberitaliens, sein Volk auf eine höhere Stufe der Gesittung zu bringen. Zu diesem Zwecke zog er an seinen Hof eine Menge Gelehrter, mit deren Unterstützung Karl das schwere Werk vollbrachte. Diesen Gelehrtenkreis nennt Alkuin einmal Akademici, jeder hatte seinen klassischen Beinamen. Wir haben in der That die älteste kaiserliche Gesellschaft der Wissenschaften vor uns. Die sieben freien Künste wurden eifrig gepflegt, Karl nahm selbst darin Unterricht. Aber auch im Disputieren, im Wechsel von Scherzgedichten, im Lösen von Rätselaufgaben suchte man eine heitere Stärke, und Karl

war nicht der letzte dabei. Einzelne dieser Gelehrten waren der Grammatiker Paulinus († 802), zuletzt Patriarch von Aquileia, dem Karl 776 ein Landgut schenkte. 781 lud Karl in Parma den Mann seines Herzens ein, zu ihm zu kommen: Alkuin (735—804). Der gelehrte Angelsachse war schon früher einmal bei Karl als Gesandter des Yorker Erzbischofs Aelbert gewesen. Er kam 782 aufs neue mit Wizo, Sigulf und Fridugis, der von 819—832 Kanzler Ludwig des Frommen war. Alkuin hieß bei den Engeren Flaccus. Er verpflanzte die fragende Lehrweise von seiner Heimat in sein neues Vaterland, erzog die kaiserlichen Prinzen und schrieb für einen, Pipin, ein noch erhaltenes Gesprächsbüchlein, aus dem die Art der scholastischen Grammatik jener Zeit deutlich zu Tage leuchtet. Er besang die Studien und das Leben in der kaiserlichen Pfalz, er schrieb Lehrbücher und war stark in Rätseln und Scherzen. Seine Hauptbeschäftigung, Mathematik und Astronomie, ließ ihn manchen Brief mit dem Kaiser wechseln, der sein gelehriger Schüler war. Zunächst Abt von Ferrières und Troyes, erwarb er sich als Leiter der Hofschule und dann als Abt von Tours das Verdienst des ersten Lehrers der Franken. Auch Rhabanus Maurus war sein Schüler. Der Grammatiker Petrus von Pisa und der in der griechischen und hebräischen Sprache bewanderte Langobarde Paulus Diakonus gehörten zu den Akademikern; ebenso Angilbert von Riquier, von Alkuin wegen seiner Vorliebe für Histrionen getadelt; letzterer führte den Namen Homer.

Die Kenntnis des Griechischen war unbedeutend. Wohl pflegte man in den irischen Klöstern jene Sprache und schrieb griechische Klassiker ab, wohl brachten die Iroschotten griechische Kenntnisse und Bücher mit nach St. Gallen und andern Klöstern, aber nie wird ein Deutscher genannt, der der Sprache völlig mächtig war. Die paar Citate des Bonifatius und alle die verstreuten Brocken der Glaubensboten, Klosterlehrer und Dichter scheinen Pfauenfedern zu sein. Der Hymnus auf den heiligen Comgall beginnt beispielsweise: Audite pantes ta erga, allati ad angelica athletae dei abdita.

Theodulf von Orleans, bekannt als Dichter und Wegebereiter der Kultur, hat besonders die oberitalischen Schulverhältnisse ins Frankenreich verpflanzt und den Unterricht auch auf Laien ausdehnen wollen. Der wegen seiner Kleinheit verspottete Einhart,

Geschichtsschreiber und Oberbaurat des Kaisers, genauer Kenner des Vitruvius, hieß Beseleel nach dem Erbauer der Stiftshütte. Karl, als David, beherrschte alle durch seinen Fleiß und seine Geistesgegenwart, nur Alkuin blieb ihm keine Frage schuldig. Und als der Kaiser klagte, seine Gelehrten seien doch so viel wie nichts, wenn er doch nur zwölf von der Größe eines Augustin und Hieronymus hätte, sagte der Sohn Altenglands: Der Herrgott hatte nur zwei solcher Männer, und du wagst es, zwölf haben zu wollen?

Auch gebildete Frauen des kaiserlichen Hofes, namentlich Karls Töchter, nahmen an den Sitzungen der Akademiker teil. Über die Bildung Karls unterrichtet uns am besten Einhart. Nach diesem besaß Karl eine große Redegewandtheit, er war auch des Lateinischen mächtig und bediente sich der Sprache Latiums zuweilen beim Beten, Griechisch verstand er wohl, sprach es aber nicht fließend. Er ließ sich gern beim Essen und auch sonst aus Chroniken vorlesen, und „war so witzig, daß er öfter verletzend schien.“ Auch Augustins „Gottesstaat“ machte ihm große Freude. Die sieben freien Künste pflegte er unter Peter von Pisa und Alkuin mit dem größten Eifer.

Namentlich trieb er astronomische Studien, erhob sich des Nachts vom Lager und beobachtete den Lauf der Gestirne. Karls Kalendermacher waren Godeskalk, dessen Werk noch erhalten ist, dann Alkuin. Auch besaß er wertvolle Landkarten, die in Tische eingraviert waren. Zuweilen befliß er sich des Buchstabenmalens, er hatte stets Tafeln und Blätter unter dem Kopfkissen. „Aber die Übung ward zu spät begonnen, als daß sie genügenden Fortgang gehabt hätte.“ Auf den Ausbau und Schmuck der Kirchen und des Aachener Domes verwandte er viel Sorgfalt. Theoderichs Bildsäule ließ er von Ravenna nach Aachen bringen und stellte sie vor der Pfalz auf. Er hieß allerhand Malerei anfertigen und begünstigte die Kunsthandwerker. Auch das Lesen und Singen in der Kirche mußte verbessert werden, Karl sang selbst im Chore mit, und er errichtete Singschulen zu Metz und Soissons. Die Schulmeister Petrus und Romanus schickte ihm Papst Hadrian (772—795). Ungeschriebene Rechte seiner Völker ließ er aufzeichnen, ebenso die alten heimischen Lieder, doch ist nichts davon erhalten geblieben. Von poetischen Denkmälern gehört handschriftlich höchstens das Hildebrandslied der Zeit Karls an, wenn auch

die erhaltenen poetischen Bruchstücke erheblich älter als ihre Aufzeichnung sind. Aber eine Anzahl Sprichwörter aus Notkers Kreis ist erhalten, die gewiß 200 Jahre zuvor ebenso in Gebrauch waren. Einige derselben lauten in hochdeutscher Form: „Am Riemen lernen Hunde Leder kauen; Wenn man auch alle Tiere fürchten soll, so doch keines mehr als den Menschen; Wenn es regnet, werden die Bäume naß, weht der Wind, so bewegen sie sich; Handle bös, doch erwarte nichts Besseres; Wenn das Rehböcklein flieht, blinkt ihm das Weidloch; Mit einer Tochter kannst du nicht zwei Eidame haben und mit dem Munde nicht zugleich kauen und blasen."

Außer der Grammatik seiner Muttersprache, die er begonnen haben soll, machte er sich um Festsetzung deutscher Monats- und Windnamen verdient.[1]) Einharts Berichte werden erweitert durch den „Mönch von St. Gallen". Wie in Alkuins „Gedicht über die Studien am königlichen Hofe", erscheint der Kaiser ebenso hier als der nie müde Förderer der Wissenschaft. Er hört in der Schule des Clemens zu und läßt sich Briefe und Gedichte vorzeigen, er tadelt die faulen adligen Bürschlein und lobt die tüchtigen Kinder armer Leute, einen der letzteren nimmt er in seine Kapelle auf. Zwei Geistliche läßt Karl aus Italien zur Verbesserung des Gesanges kommen. Die Priester, die nicht die Ordnung des Gesanges inne hatten; Geistliche, die nicht lesen und singen konnten; Bischöfe, die sich nicht auf die Volkspredigt ver-

---

[1]) Einhart, Vita Caroli M. 29: Item barbara et antiquissima carmina, quibus veterum regum actus et bella canebantur, scripsit memoriaeque mandavit. Inchoavit et grammaticam patrii sermonis. Mensibus etiam iuxta propriam linguam vocabula imposuit, cum ante id temporis apud Francos partim latinis partim barbaris nominibus pronunciarentur. Item ventos duodecim propriis appellationibus insignivit, cum prius non amplius quam vix quattuor ventorum vocabula possent inveniri. Et de mensibus quidem Januarium Wintarmanoth, Februarium Hornung, Martium Lentzinmanoth, Aprilem Ostarmanoth, Maium Winnemanoth, Junium Brachmanoth, Julium Hevvimanoth, Augustum Aranmanoth, Septembrem Witumanoth, Octobrem Windumemanoth, Novembrem Herbistmanoth, Decembrem Heilagmanoth appellavit. Ventis vero hoc modo nomina imposuit, ut Subsolanum vocaret Ostroniwint, Eurum Ostsundroni, Euroaustrum Sundostroni, Austrum Sundroni, Austroafricum Sundwestroni, Africum Westsundroni, Zephyrum Westroni, Chorum Westnordroni, Circium Nordwestroni, Septentrionem Nordroni, Aquilonem Nordostroni, Vulturnum Ostnordroni.

standen: durften nicht vor ihm bleiben. Christliche Lehre und Taufe nahm man gern an, „besonders wegen des schönen neuen Taufhemdes", wie der Mönch meint. Denn ein vornehmer Normanne sagte einst bei einer Massentaufe: „Dies Hemd nehme ich nicht; so oft ich getauft ward, habe ich stets ein besseres erhalten."

Die alten Zaubersprüche wurden in christliche Segenssprüche verwandelt, z. B. der Hunde- und der Bienensegen, die Segensformeln gegen Verrenkung und gegen die Würmer. Die letzte lautet: Gang ût, nesso (geh aus, Wurm), mit nigum (9) nessiklînon (junge Würmer) ût fana themo marge (Mark) an that bên (Bein, Knochen), fan themo bêne an that flêsg (Fleisch), ût fan themo flêsgke au thia hûd (Haut), ût fan thera hûd an thesa strâla, drohtin (Herr) werthe (es geschehe) sô!

In seinen Kapitularien, in denen er sich oft auf seine Vorgänger beruft, fordert er zunächst die Mönche und Domherren zu einem gottwohlgefälligen Leben auf, er verlangt 769,[1]) daß die Priester nicht mehr das Volk in Dummheit halten sollten, sondern daß sie an die Vorschrift Christi, an das „plebes docere"

---

[1]) LL. Sect. II.

Caroli M. Cap. primum 769. p. 44 f. c. 1: Karolus, gratia Dei rex regnique Francorum rector et devotus sanctae ecclesiae defensor atque adiutor in omnibus.

c. 7. Statuimus, ut singulis annis unusquisque episcopus parrochiam suam sollicite circumeat, et populum confirmare et plebes docere et investigare, et prohibere paganas observationes divinosque vel sortilegos aut auguria, phylacteria, incantationes vel omnes spurcitias gentilium studeat.

c. 3. Omnibus servis Dei venationes et silvaticas vagationes cum canibus, et ut accipitres et falcones non habeant, interdicimus. (Ebenso Karlmann cap. 742, c. 2. p. 25; Karl 802, c. 18. 19. p. 95.)

c. 5. (Des Priestertums werden beraubt: die Priester mit mehreren Weibern, ferner die, die Christen- oder Heidenblut vergossen) aut canonibus obviaverint.

c. 15. Sacerdotes, qui rite non sapiunt ad implere ministerium suum nec discere iuxta praeceptum episcoporum suorum pro viribus satagunt vel contemptores canonum existunt, ab officio proprio sunt submovendi, quo usque haec pleniter emendata habeant.

c. 16. Quicunque autem a suo episcopo frequenter admonitus de sua scientia, ut discere curet, facere neglexerit, procul dubio et ab officio removeatur et ecclesiam quam tenet amittat, quia ignorantes legem Dei eam aliis annuntiare et praedicare non possunt.

denken möchten. 779[1]) befiehlt er, daß in allen Klöstern die Regel Benedikts, an allen Stiften die Chrodegangs befolgt werden soll, später mußte jeder seine Regel auswendig wissen. 787 fordert er im Rundschreiben an Baugulf zur Pflege der Wissenschaften im Dienste der Kirche auf (sapientia ecclesiastica) und verlangt die Pflege eines fehlerlosen Lateins,[2]) denn die Zuschriften der Mönche wimmelten von Fehlern.[3]) Er will, daß

---

[1]) 779. März. Cap. Haristallense 47 f.

c. 3. De monasteriis, qui regulares fuerunt, ut secundum regulam vivant. cf. Cap. Vernense. 755. c. 5. 6 (p. 34), ähnl. Adm. gen. c. 73 (p. 60). Et qui ex seculari habitu in monasterio veniunt, non statim foras ad ministeria monasterii mittantur antequam intus bene erudiantur. Et ut monachi ad saecularia placita non vadant. Similiter qui ad clericatum accedunt, quod nos nominamus canonicam vitam, volumus ut illi canonice secundum suam regulam omnimodis vivant, et episcopus eorum regat vitam, sicut abbas monachorum.

Ähnlich Capitul. missorum 792, vel. 786, p. 67, c. 3.

Synodus Franconofurtensis 794 Juni.

[2]) Karoli epistola generalis (786—800) p. 80.

l. 25. Igitur quia curae nobis est, ut nostrarum ecclesiarum ad meliora semper proficiat status, oblitteratam pene maiorum nostrorum desidia reparare vigilanti studio litterarum satagimus officinam, et ad pernoscenda studia liberalium artium nostro etiam quos possumus invitamus exemplo. Inter quae iam pridem universos veteris ac novi instrumenti libros, librariorum imperitia depravatos, Deo nos in omnibus adiuvante, examussim correximus. (Alcuinus abbas Karoli regis praecepto vetus novumque testamentum se emendasse dicit in epistola quadam in Jaffaei bibl. VI, 529.)

l. 30. Accensi praeterea venerandae memoriae Pippini genitoris nostri exemplis, qui totas Galliarum ecclesias romanae traditionis suo studio cantibus decoravit (Adm. gen. c. 80), nos nihilominus solerti easdem curamus intuitu praecipuarum insignire serie lectionum.

p. 81, l. 4. Qui nostrae celsitudini devote parere desiderans, tractatus atque sermones diversorum catholicorum patrum perlegens et optima quaeque decerpens, in duobus voluminibus per totius anni circulum congruentes cuique festivitati distincte et absque vitiis nobis obtulit lectiones. Quarum omnium textum nostra sagacitate perpendentes, nostra eadem volumina auctoritate constabilimus vestraeque religioni in Christi ecclesiis tradimus ad legendum. (Homiliarii Paulini editio anni 1481.)

[3]) Karoli Epistola de litteris colendis. 780—800. LL. II, 79.

Karolus gratia Dei rex Francorum et Langobardorum ac patricius Romanorum, Baugulfo abbati et omni congregationi, tibi etiam commissis fidelibus oratoribus nostris in omnipotentis Dei nomine amabilem

die Priester den Unterricht in die Hand nehmen sollen und macht Anstrengungen, aus eigener Erfahrung die Befähigung zu wichtigen Kirchenämtern kennen zu lernen. Ihren Hauptausdruck fanden Karls Kulturbestrebungen in der „Allgemeinen Ermahnung", die

direximus salutem. — Notum igitur sit Deo placitae devotioni vestrae, quia nos una cum fidelibus nostris consideravimus utile esse, ut episcopia et monasteria nobis Christo propitio ad gubernandum commissa praeter regularis vitae ordinem atque sanctae religionis conversationem etiam in litterarum meditationibus eis qui donante Domino discere possunt secundum uniuscuiusque capacitatem docendi studium debeant impendere, qualiter, sicut regularis norma honestatem morum, ita quoque docendi et discendi instantia ordinet et ornet seriem verborum, ut, qui Deo placere appetunt recte vivendo, ei etiam placere non negligant recte loquendo. Scriptum est enim: „Aut ex verbis tuis iustificaberis, aut ex verbis tuis condemnaberis" (Matth. 12, 67). Quamvis enim melius sit bene facere quam nosse, prius tamen est nosse quam facere. Debet ergo quisque discere quod optat implere, ut tanto uberius quid agere debeat intelligat anima, quanto in omnipotentis Dei laudibus sine mendaciorum offendiculis cucurrerit lingua. Nam cum omnibus hominibus vitanda sint mendacia quanto magis illi secundum possibilitatem declinare debent, qui ad hoc solummodo probantur electi, ut servire specialiter debeant veritati. Nam cum nobis in his annis a nonnullis monasteriis saepius scripta dirigerentur, in quibus, quod pro nobis fratres ibidem commorantes in sacris et piis orationibus decertarent, significaretur, cognovimus in plerisque praefatis conscriptionibus eorundem et sensus rectos et sermones incultos; quia, quod pia devotio interius fideliter dictabat, hoc exterius propter negligentiam discendi lingua inerudita exprimere sine reprehensione non valebat. Unde factum est, ut timere inciperemus, ne forte, sicut minor erat in scribendo prudentia, ita quoque et multo minor esset quam recte esse debuisset in sanctarum scripturarum ad intelligendum sapientia. Et bene novimus omnes, quia, quamvis periculosi sint errores verborum, multo periculosiores sunt errores sensuum. Quamobrem hortamur vos litterarum studia non solum non negligere, verum etiam humillima et Deo placita intentione ad hoc certatim discere, ut facilius et rectius divinarum scripturarum mysteria valeatis penetrare. Cum autem in sacris paginis schemata, tropi et caetera his similia inserta inveniantur, nulli dubium est, quod ea unusquisque legens tanto citius spiritualiter intelligit, quanto prius in litterarum magisterio plenius instructus fuerit. Tales vero ad hoc opus viri eligantur, qui et voluntatem et possibilitatem discendi et desiderium habeant alios instruendi. Et hoc tantum ea intentione agatur, qua devotione a nobis praecipitur. Optamus enim vos, sicut decet ecclesiae milites, et interius devotos et exterius doctos castosque bene vivendo et scholasticos bene loquendo, ut, quicunque vos propter nomen Domini et sanctae conversationis nobilitatem ad

789 von der Aachener Synode ausging.[1]) Ihr wichtigster Satz heißt: „In jedem Kloster und Domstifte sollen Schulen sein, in welchen den Knaben zur Erlernung der Psalmen, der Schriftzeichen, des Gesanges, der Kirchenfestberechnung und der Grammatik Gelegenheit geboten werden soll.“ Eifrig wurden diese Vorschriften Karls erfüllt, namentlich machte sich Simpertus in Augsburg verdient. Es ist nun die Frage, ob Karl hiermit auf

---

videndum expetierit, sicut de aspectu vestro aedificatur visus, ita quoque de sapientia vestra, quam in legendo seu cantando perceperit, instructus omnipotenti Domino gratias agendo gaudens redeat. Huius itaque epistolae exemplaria ad omnes suffragantes tuosque coepiscopos et per universa monasteria dirigi non negligas, si gratiam nostram habere vis. [Et nullus monachus foris monasterio iudiciaria teneat, nec per mallos et publica placita pergat. Legens valeat.]

[1]) Admonitio generalis. 789. 23. März. p. 53 ff.

c. 32. Omnibus. In concilio Cartaginiense: primo omnium ut fides sanctae trinitatis et incarnationis Christi, passionis et resurrectionis et ascensionis in celos diligenter omnibus predicetur. (cf. Ansegisi capit. lib. I. 32. p. 397 f.)

c. 55. Episcopis, sacerdotibus. Item eiusdem, ut nulli sacerdotum liceat ignorare sanctorum canonum instituta. (cf. Anseg. c. l. I, 53.)

c. 61. Omnibus. Primo omnium, ut fides catholica ab episcopis et presbyteris diligenter legatur et omni populo praedicetur. (cf. Ansegisi cap. lib. I, 58. K. Ep. ad Ghaerbaldum 803—811.)

c. 70. Sacerdotibus. Ut episcopi diligenter discutiant per suas parrochias presbyteros, eorum fidem, baptisma et missarum celebrationes, ut et fidem rectam teneant et baptisma catholicum observent et missarum preces bene intellegant, et ut psalmi digne secundum divisiones versuum modulentur et dominicam orationem ipsi intellegant et omnibus praedicent intellegendam, ut quisque sciat quid petat a Deo; et ut „Gloria Patri“ cum omni honore apud omnes cantetur; et ipse sacerdos cum sanctis angelis et populo Dei communi voce „Sanctus, S, S“ decantet. (cf. Ansegisi cap. l. I, 66.)

c. 72. — ut eorum bona conversatione multi protrahantur ad servitium Dei, et non solum servilis conditionis infantes, sed etiam ingenuorum filios adgregent sibique socient. Et ut scolae legentium puerorum fiant. Psalmos, notas, cantus, compotum, grammaticam per singula monasteria vel episcopia et libros catholicos bene emendate, quia saepe, dum bene aliqui Deum rogare cupiunt, sed per inemendatos libros male rogant. Et pueros vestros non sinite eos vel legendo vel scribendo corrumpere; et si opus est evangelium, psalterium et missale scribere, perfectae aetatis homines scribant cum omni diligentia. (Ansegisi c. l. I, 68.)

die Volksbildung überhaupt oder nur auf die Kloster- und Gelehrtenbildung Rücksicht nehmen wollte. Und wenn auch letzteres der Fall wäre, so treten doch bald Einrichtungen zu Tage, die beweisen, daß es Karl auch um die erstere zu thun war. Seit 789 wird verschiedentlich wiederholt, daß alle seine Unterthanen den Glauben und das Vaterunser lernen müßten, bald sollen die Eltern, bald Paten und Priester verantwortlich gemacht werden, und sogar die Kenntnis der lateinischen Form ward bei harter Strafe verlangt.[1]) Bischöfe und Sendboten achteten auf Erfüllung des kaiserlichen Willens. Zahlreich sind die Verordnungen, welche Kenntnisse ein Priester besitzen und welchen Prüfungen er sich zu unterwerfen habe.[2]) Es ward befohlen, auch dem Volke den

---

[1]) LL. Sect. II. Frankf. 794, cap. 29.

p. 77. Ut unusquisque episcopus sibi subditos bene doceant et instruant; ita ut in domo Dei semper digni inveniantur qui canonice fieri electi.

c. 33. Ut fides catholica sanctae trinitatis et oratio dominica atque symbolum fidei omnibus praedicetur et tradatur. (cf. adm. gen. 32.)

Capitulare Missorum item Speciale 802. c. 29. 30.

p. 101 f. Ut fides catholica ab episcopis et presbyteris diligenter legatur et omni populo praedicetur. Et dominicam orationem ipsi intelligant et omnibus praedicent intelligendam, ut quisque sciat quid petat a Deo.

Ut omnis populus christianus fidem catholicam et dominicam orationem memoriter teneat. (Adm. 61. 70.)

---

[2]) Cap. de exam. eccl. 802. Oct. LL. II. p. 109 f.

Omnes ecclesiasticos de eorum eruditione et doctrina diligenter examinare, et in eadem examinatione nos quamvis imperiti simus per provinciam istam, et non solum aeclesiasticorum dogma, sed etiam laicorum investigare iussa sunt nutrimenta vel benivolentia sanctae exerende iustitiae.

1. Primo qualiter unusquisque aeclesiasticus, sive episcopus seu abbas vel presbiter omnesque canonici vel monachi, suum habeant officium praeparatum, quidque neglectum quidve emendationi condignum, ut is qui bene noverit officium suum gratias exinde habeat et in melius semper proficere suadetur; qui autem neglegens aut desidiosus inde fit, condigna satisfactione usque ad emendationem congruam constringatur.

3. Quomodo catecuminos de fide christiana instruere soleant, ac deinde quomodo missas speciales sive pro defunctis, vel etiam pro vivis sciant commutare rationabiliter sec. utrumque sexum sive in singulari numero sive in plurali.

Segen der Predigt zu erweisen und diese Predigten befassen sich wiederholt mit der Ermahnung und Anweisung zum verständnisvollen Erlernen jener Katechismusstücke. Wort für Wort mußte der lateinische Text vorgesagt, übersetzt, erläutert, eingeprägt und

---

8. Deinde praeceptum est, de fide sua pleniter unumquemque examinare, qualiter vel ipsi credant vel alios credere doceant.

9. Similiter et orationem dominicam quomodo intellegant; et ipsam orationem vel symboli sensum pleniter discant, et sibimet ipsis sciant et aliis insinuare praevaleant.

10. Ut canones et librum pastoralem necnon et homelias ad eruditionem populi diebus singulis festivitatum congruentiam discant.

11. Ut nullus tonsus sine canonica sit vita vel regulari.

12. Ut nullus ex laicis presbiterum vel diaconem seu clericum secum habere praesumat vel ad eclesias suas ordinare absque licentiam seu examinatione episcopi sui.

13. Omnibus omnino christianis iubetur simbolum et orationem dominicam discere.

14. Ut nullus infantem vel alium ex paganis de fonte sacro suscipiat, antequam simbolum et or. dominicam presbitero suo reddat.

Interrogationes examinationis. cap. 803. LL. II, 234.

In palatio regis inventum habent, ut presbyteri non ordinentur priusquam examinentur. (cf. Capitulare missorum 803, c. 2, p. 115. cap. de ex. eccl. 802 oct. p. 109 f.)

1. Interrogo vos, presbiteri, quomodo credetis ut fidem catholicam teneatis seu simbolum et or. dominicam quomodo sciatis vel intellegitis.

2. Canones vestras quomodo nostis vel intellegitis.

3. Benitentialem quomodo scitis vel intellegitis.

4. Missam vestram secundum ordinem Romanam quomodo nostis vel intellegitis.

5. Evangelium quomodo legere potestis vel alios inperitos erudire potestis.

6. Homelias orthodoxorum patrum quomodo intellegitis vel alios instruere sciatis.

7. Officium divinum secundum ritum Romanorum in statutis solemnitatibus ad tecantandum quomodo scitis.

8. Baptisterium quomodo nostis vel intellegitis.

9. Canonicos interrogo, si secundum canones vivant an non.

10. Vos autem, abbates, interrogo, si regulam scitis vel intellegitis, et qui sub regimine vestro sunt secundum regulam beatissimi Benedicti vivant an non, vel quanti illorum regulam sciant aut intellegant.

11. Laicos etiam interrogo, quomodo legem ipsorum sciant vel intellegant.

12. Ut unusquisque filium suum litteras ad discendum mittat, et ibi cum omni sollicitudine permaneat utque dum bene instructus perveniat.

---

hergesagt werden.[1]) Auf öffentliche Bildung nimmt besonders Theodulf (Sirmondi Conc. Gall. II, 215) Bezug, der seinen Priestern befiehlt, daß diese den wißbegierigen Kindern unentgeltlichen Unterricht in allen Wissenschaften erteilen möchten, ohne daß damit ein Verbleib im Kloster verbunden sei. Und in einer Verordnung vom Jahre 813 (vergl. die Anmerkung auf S. 137) wird geradezu verlangt, daß alle Eltern die Kinder

---

Quae a Presbyteris discenda sint. cap. 805. p. 235. (cf. Cap. Miss. in Theod. villa I. p. 121.)

Haec sunt quae iussa sunt discere omnes ecclesiasticos.

1. Fidem catholicam sancti Athenasii et cetera quaecumque de fide

2. Symbolum etiam apostolicum.

3. Orationem dominicam ad intellegendum pleniter cum expositione sua.

4. Librum sacramentorum pleniter tam canonem missasque speciales ad commutandum pleniter.

5. Exorcismum super caticuminum sive super demoniacos.

6. Commendationem animae.

7. Paenitentialem.

8. Compotum.

9. Cantum Romanorum in nocte (cf. adm. gen. c. 80).

10. Et ad missam similiter.

11. Evangelium intellegere, seu lectiones libri comitis.

12. Omelias dominicis diebus et solemnitatibus dierum ad praedicandum canonem; monachi regulam similiter et canonem firmiter.

13. Librum pastoralem canonice atque librum officiorum.

14. Epistulam Gelasii pastoralem.

15. Scribere cartas et epistulas.

---

[1]) Synodus Franconofurtensis. 794 Juni. p. 73 ff.

c. 29. Ut unusquisque episcopus sibi subditos bene doceant et instruant; ita ut in domo Dei semper digni inveniantur qui canonice possint fieri electi.

c. 33. Ut fides catholica sanctae trinitatis et oratio dominica atque symbolum fidei omnibus praedicetur et tradatur.

c. 45. Et parvuli non trahantur ad sacramentum, sicut Guntbadingi faciunt. (p. 241. Ut nullus de sacro fonte baptismatis aliquem suscipere praesumeret, antequam in vestra aut ministrorum vestrorum sacritudinis praesentia or. dominicam et simbolum recitaret.)

c. 52. Ut nullus credat, quod nonnisi in tribus linguis Deus orandus sit, quia in omni lingua Deus adoratur et homo exauditur, si iusta petierit.

c. 53. Ut nulli episcoporum et sacerdotum liceat sacris canonis ignorare.

in die Schule schicken sollten und zwar so lange, bis sie jene Katechismusstücke lesen, schreiben, hersagen und anderen lernen könnten — bei Strafe der Züchtigung und des Hungers. — In den Gelehrten-Schulen aber saßen innere und äußere Schüler noch zusammen bei der Lehre. Erst unter Karls Nachfolger finden wir getrennte Schulen. —

Quae a Presbyteris discenda sint. p. 235.

35. Cap. Miss. it. Spec. 802. c. 29. Ut fides catholica ab episcopis et presbyteris diligenter legatur et omni populo praedicetur. Et dominicam orationem ipsi intelligant et omnibus praedicent intelligendam, ut quisque sciat quid petat a Deo.

c. 30. Ut omnis populus christianus fidem catholicam et dominicam orationem memoriter teneat.

Capitula a Sacerdotibus proposita. 802. Oct. 106 f.

c. 6. Ut unusquisque sacerdos cunctos sibi pertinentes erudiat, ut sciant qualiter decimas totius facultatis aecclesiis divinis debite offerant.

c. 5. Ut unusquisque sacerdos orationem dominicam et symbolum populo sibi commisso curiose insinuet ac totius religionis studium et christianitas cultum eorum mentibus ostendat.

Capitulare Missorum. 802—813. p. 147.

2. Ut laici symbolum et orationem dominicam pleniter discant. (cf. Cap. a sacerd. propos. a 802. c. 5.) C. de examin. eccl. a. 802. c. 9. 13.

Capitula de Presbyteris admonendis (809). 237 f.

c. 3. Ut orationem dominicam, id est Pater noster et Credo in Deum omnibus sibi subiectis insinuent et sibi reddi faciant tam viros et feminas quamque pueros.

c. 5. Ut ipsi presbyteri tales scholarios habeant, id est ita nutritos et insinuatos, ut si forte eis contingat non posse occurrere tempore competenti ad ecclesiam suam officii gratia persolvendi, id est tertiam, sextam, nonam et vesperas, ipsi scholarii et signum in tempore suo pulsent et officium honeste Deo persolvant.

Capitula duo incerta. p. 257.

2. Symbolum et orationem dominicam vel signaculum omnes discere constringantur. Et si quis ea nunc non teneat, aut vapulet aut ieiunet de omni potu, excepto aqua, usque dum haec pleniter valeat; et qui ista consentire noluerit, ad nostram praesentiam dirigatur. Feminae vero aut flagellis aut ieiuniis constringantur. Quod missi nostri cum episcopis praevideant ut ita perviciatur; et comites similiter adiuvant episcopis, si gratiam nostram velint habere, ad hoc constringere populum ut ista discant.

Viele Gelehrte widmeten dem Kaiser ihre Werke, der an allem Interesse hatte. Er hielt auch auf sorgfältige Texte und ließ beispielsweise die Bibel von Alkuin von den Schreibfehlern reinigen, einen mustergültigen Text herstellen und befahl, alle Bücher danach zu verbessern. Auch durften nicht Knaben, sondern nur gebildete Männer die heiligen Schriften abschreiben. Über diese Bestrebungen sagt Windiharius: „König Karl, an Glanz des Herzens keinem nachstehend, duldete nie, daß die Dornsträuche der Fehler die Bücher durchwucherten und korrigierte sie wohl mit Fleiß, in allem äußerst feinsinnig.“ — Paul Diakonus mußte eine Predigtsammlung für die Geistlichen herstellen, das sind aber nicht Predigten im heutigen Sinn, sondern kurze Vorlesungen für die Vigilien. — Karl hatte sich eine derartige Bildung angeeignet, daß er bei seinen Geboten, die Wissenschaft zu pflegen, auf sein eigenes Beispiel verweisen konnte. Gab es ja sogar astronomische und physikalische Apparate an Karls Hof, und seine Tochter Gundrada liebte besonders diese Studien. Nach Alkuins Tode mußte der Kelte Dungal den Kaiser in astronomisch-mathematischen Fragen unterrichten. Als 810 von zwei vorhergesagten Sonnenfinsternissen nur eine sichtbar war, verlangte er Aufklärung, und Dungal sprach sich dahin aus, daß die andere nur auf der südlichen Halbkugel sichtbar sei. So mußte ihm schon Alkuin erklären, warum der Mars manchmal nicht sichtbar sei. Während Karl in solchen Sachen äußerst feinsinnig war, konnte er Alkuins mystisch-arithmetischen Bibelspruch-erklärungen keinen Geschmack abgewinnen. — In Karls Besitz war unter anderem ein prächtiges Evangeliarium, das Godescalc in Gold und Silber auf Pergament in Uncialschrift angefertigt hatte.

Karl setzte unter seine Urkunden sein Monogramm; die Briefe selbst, sowie die Scherzgedichte mußten die pueri palatini abfassen, Inhalt und Geist geht aber auf den Kaiser zurück. Darum nennt ihn Godescalc 781 „vorsorgend und weise, lernbegierig für die Kunst der Bücher“, und Alkuin sagt: „Eure Autorität läßt die Hofknaben unterrichten, daß sie höfisch darbieten können, was auch immer Eures Geistes glänzende Beredsamkeit diktiert haben wird, daß überall das Schriftwerk zeige den Adel des königlichen Namens und der königlichen Weisheit.“ Mit all diesen Bestrebungen des großen Karolingers hängt jene Frührenaissance zusammen. Eigil von Fulda holt z. B. zu

einem Neubau Modelle antiker Säulen, Angilbert desgleichen, ein Reichenauer Mönch zeichnet uralte römische Inschriften genau auf. Man ahmte die klassischen Schriftsteller nach, so Einhart in der Lebensbeschreibung den Sueton. In der Bauart richtet man sich nach Vitruvius. Magno von Sens widmet dem Kaiser eine Zusammenstellung von Abkürzungen in alten juristischen Schriften. — Und wie sorgte der Kaiser für seine Kinder.[1]) Knaben und Mädchen mußten gleicherweise die Wissenschaften studieren, erst dann begannen jene die Ritterübungen, diese die häuslichen Arbeiten. Noch im 15. Jahrhundert sagt eine Legende: „He was wohl gelehrt in den seven fryen Kunsten, unde ok syn Sone unde syne Dochter mosten arbeyden; wente he wolde nicht, dat se mosten leddig wesen."

Wenn man Karls Erfolge mit denen seiner Vorgänger vergleicht, begreift man wohl, daß seine Zeitgenossen sagten, mit Karl hätte eine neue Weltperiode begonnen, früher habe man in Finsternis gelebt, jetzt aber leuchte die Fackel der Wissenschaft heller als zu Rom und Athen, wo man den Glauben an den Gekreuzigten nicht kannte. — Und im Gedächtnis jener goldenen Zeit, sagt der Mönch von Reichenau, auch ein Heros im Reiche des Geistes, von dem nur wenige Jahre vorher verschiedenen Kaiser: „Er war der allereifrigste, wenn es galt, Weise zu suchen; er strebte danach, daß sie ohne Sorge und Anfechtung ihren Studien oblagen; er machte erglänzen die nebelhafte düstere Weite durch den neuen Glanz aller Wissenschaft, der den Barbaren gänzlich unbekannt war." (Walahfrid Strabo, Präf. zu Einharts Vita Caroli Magni.)

[1]) Einhardi vita Caroli M. c. 19: Liberos suos ita censuit instituendos, ut tam filii quam filiae primo liberalibus studiis, quibus et ipse operam dabat, erudientur. tum filios, cum primum aetas patiebatur, more Francorum equitare armis ac venatibus exerceri fecit. — Schannat et H. Conc. Mog. 813, c. 45. p. 412: Symbolum quod est signaculum fidei et orationem dominicam discere semper admoneat sacerdotes populum Christianum. volumusque, ut disciplinam condignam habeant, qui haec discere negligunt, sive in jejunio, sive in alia castigatione emendentur. propterea dignum est, ut filios suos donent ad scholam, sive ad monasteria, sive foras Presbyteris ut fidem catholicam recte discant et orationem dominicam ut domi alios edocere valeant. et qui aliter non potuerit, vel in sua lingua hoc discat. p. 382. Usum latinitatis potius quam rusticitatis, qui inter eos scholastici sunt, sequuntur. — Vgl. Ebert, Lit. des M. A. II, 8 f.

+ Schannat et Hartzheim: Concilia German. Köl.

3. Die Karolinger.

Ludwig der Fromme (814—840) ererbte das Reich, weil er der einzige überbliebene Sohn Karls war. Der weite Blick seines erlauchten Vaters ging ihm zwar ab, die Schulen gediehen aber unter seiner Regierung. Daß er ein Jäger und kein Kopfhänger war, vermag die Thatsachen nicht zu tilgen, daß ihm nationales Interesse abging und mönchischer Geist über die Wissenschaften kam. Thegan (c. 19) sagt ausdrücklich: „Die heidnischen Lieder, die er in der Jugend gelernt hatte, verachtete er und wollte sie weder lesen, noch hören, noch mitteilen,“ damit sind wahrscheinlich alte germanische Lieder gemeint. Dafür verstand er aber Griechisch und Lateinisch und sprach dies letztere so fließend, wie seine Muttersprache, wiewohl jener Ausruf Hûz (Hinaus = aus) beweist, daß er sonst deutsch redete. Thegan, sein Biograph, sagt: „Von allen Schriften kannte er den geistlichen und ethischen Gehalt, wie auch die Auslegung sehr genau.“ Der wissenschaftliche Geist war vom kirchlichen verdrängt worden. Früher war es eine Sitte der Edlen, ihre Söhne in Schulen zu schicken, jetzt will man von Studien nichts mehr wissen und wendet sich sicheren Pfründen zu. — Dennoch darf nicht geleugnet werden, daß auch unter Ludwig manches zur Hebung der Schulen gethan ward. An der Hofschule wirkt der Ire Clemens, darauf Alderich, Abt von Ferrières, später Erzbischof von Sens; auch ein gewisser Thomas wird als Lehrer an der Hofschule genannt. Namentlich blühte die Schule zu Utrecht, woselbst ein Nachkomme des alten Friesenfürsten Radbod († 917) seine Bildung erhielt. — Ludwigs Kanzler Fridugis (819—832), auch Nathanael genannt, der Begleiter und Schüler Alkuins, führte in der Kanzlei besseres Latein ein und rief die Sammlung jener Formeln hervor, die in tironischen Noten aufgezeichnet wurden. Solche Sammlungen praktischer Beispiele zur Ausbildung der Juristen waren im ganzen Mittelalter beliebt und finden sich schon zur Zeit des amalungischen und merowingischen Königshauses.

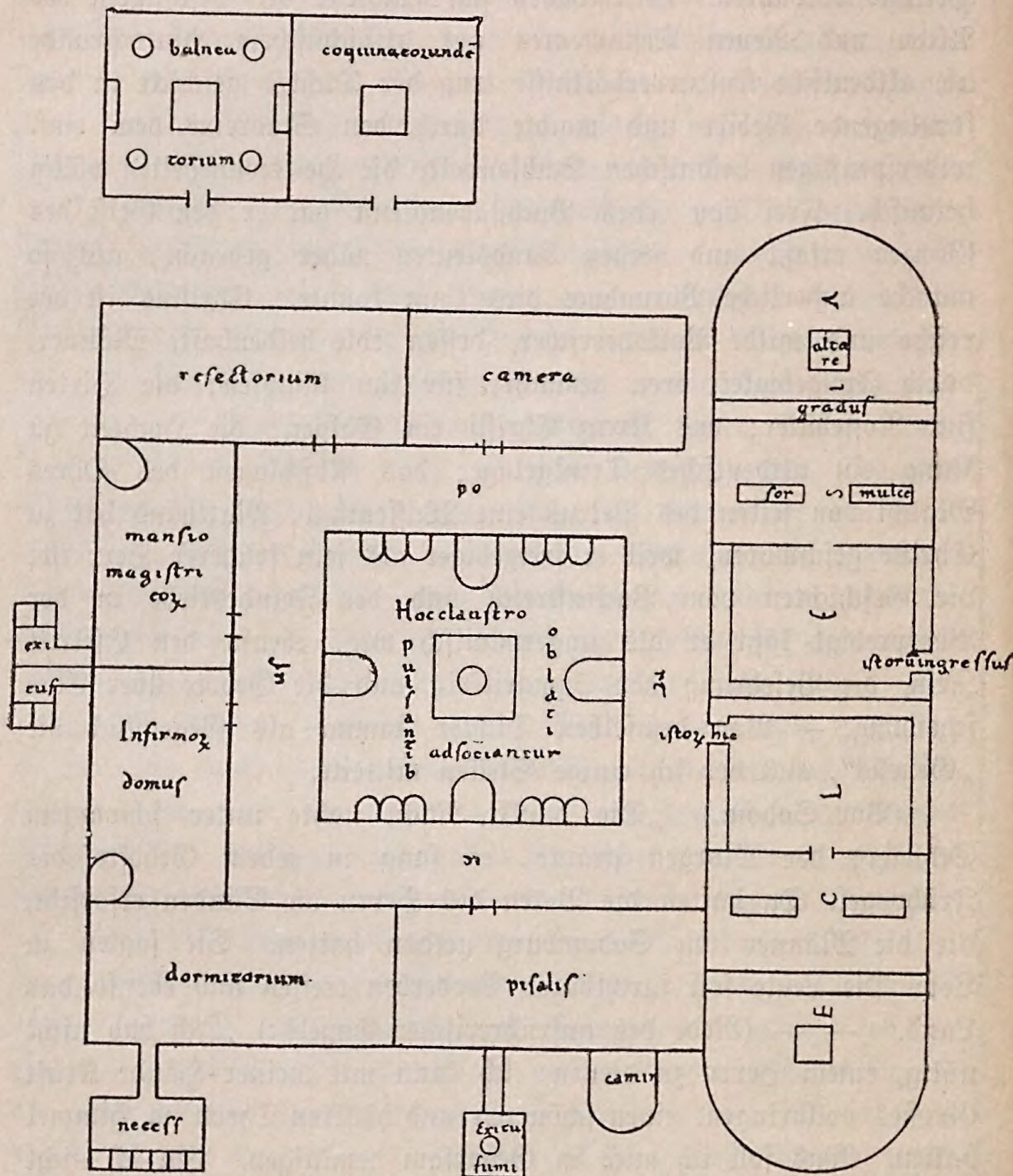
Auch die astronomischen Studien scheinen nicht vergessen worden zu sein, der Ire Dicuil überreichte ein poetisches Handbuch der Astronomie in vier Büchern. Und der „Astronom“ erzählt, daß der für solche Sachen sehr wißbegierige Kaiser

(studiosissimus) noch vor Schlafengehen zu seinem Gelehrten gegangen sei, weil plötzlich ein Komet erschienen war.

Großer Dank aber gebührt dem Kaiser für die Pflege jener eigenartigen christlichen Dichtung, der wir die Genesis und den Heliand verdanken. Hier hoben sich leuchtend die Geschichten des Alten und Neuen Testamentes auf altsächsischem Hintergrunde ab, altdeutsche Kulturverhältnisse trug der Dichter geschickt in das fernliegende Gebiet und machte durch den Stabreim dem einst widerspenstigen heidnischen Sachsenvolke die Heilswahrheiten völlig heimisch. Frei von jedem Buchstabendienst hat er den Geist des Ganzen erfaßt und seinen Landsleuten näher gebracht, als so manche äußerliche Vornahme dies thun konnte. Christus ist der reiche und milde Volksherrscher, dessen edle heldenhafte Männer, durch Freigebigkeit treu gemacht, für ihn kämpfen; die Hirten sind Rossehüter; das Kreuz Christi ein Galgen; die Hochzeit zu Kana ein altdeutsches Trinkgelage; das Abschlagen des Ohres Malchi von seiten des Petrus eine Waffenthat; Matthäus hat zu Christo geschworen, weil er freigebiger als sein früherer Herr ist; die Geschichten vom Backenstreich und der Feindesliebe in der Bergpredigt läßt er als ungermanisch weg, ebenso den Eselritt Jesu, die Belehrung der Samariterin und die Gebote über Ehescheidung. — Von demselben Dichter stammt als Gegenstück die „Genesis“, aus der ich einige Stellen mitteile.

(Vor Sodom.) „Die dunkle Nacht nahte unter schwarzem Schleier; der Morgen graute, es sang in jedem Gehöfte der Frühvogel. Da hatten die Boten des Herrn die Sünden erforscht, die die Männer um Sodomburg gethan hatten. Sie sagten zu Lot: Die Leute soll furchtbares Verderben treffen und ebenso das Land.“ — — (Rede des aufrührerischen Engels:) „Ich hab nicht nötig, einem Herrn zu dienen: ich kann mit meiner Hände Kraft Großes vollbringen, einen schöneren und höheren Thron im Himmel bauen. Was soll ich mich in Gehorsam demütigen. Bin ich nicht Gott so gut wie er. Edelinge, folgt mir, hartgemute Helden, verlaßt mich nicht im Streit. Meine Freunde sind standhaft, ich will ihr Herr sein und nimmer der Unterthan Gottes, dem ich schmeicheln soll eines Vorteils willen.“ — — (Zerstörung Sodoms.) „Es graute der Morgen, da erhob sich Getöse und drang zum Himmel. Es brach und krachte, die Burgen standen in Rauch, vom Himmel fiel unaufhörlich Feuer. Das Jammern der Tod-

geweihten, der schlechten Menschen, ertönte. Die Flamme erfaßt die breiten Burgsitze; Erde und Stein, und viele streitbare Männer gingen zu Grunde. Schwefel drang in die Wohnstätten, die Verbrecher empfingen der Sünde Sold. Das Land sank in den

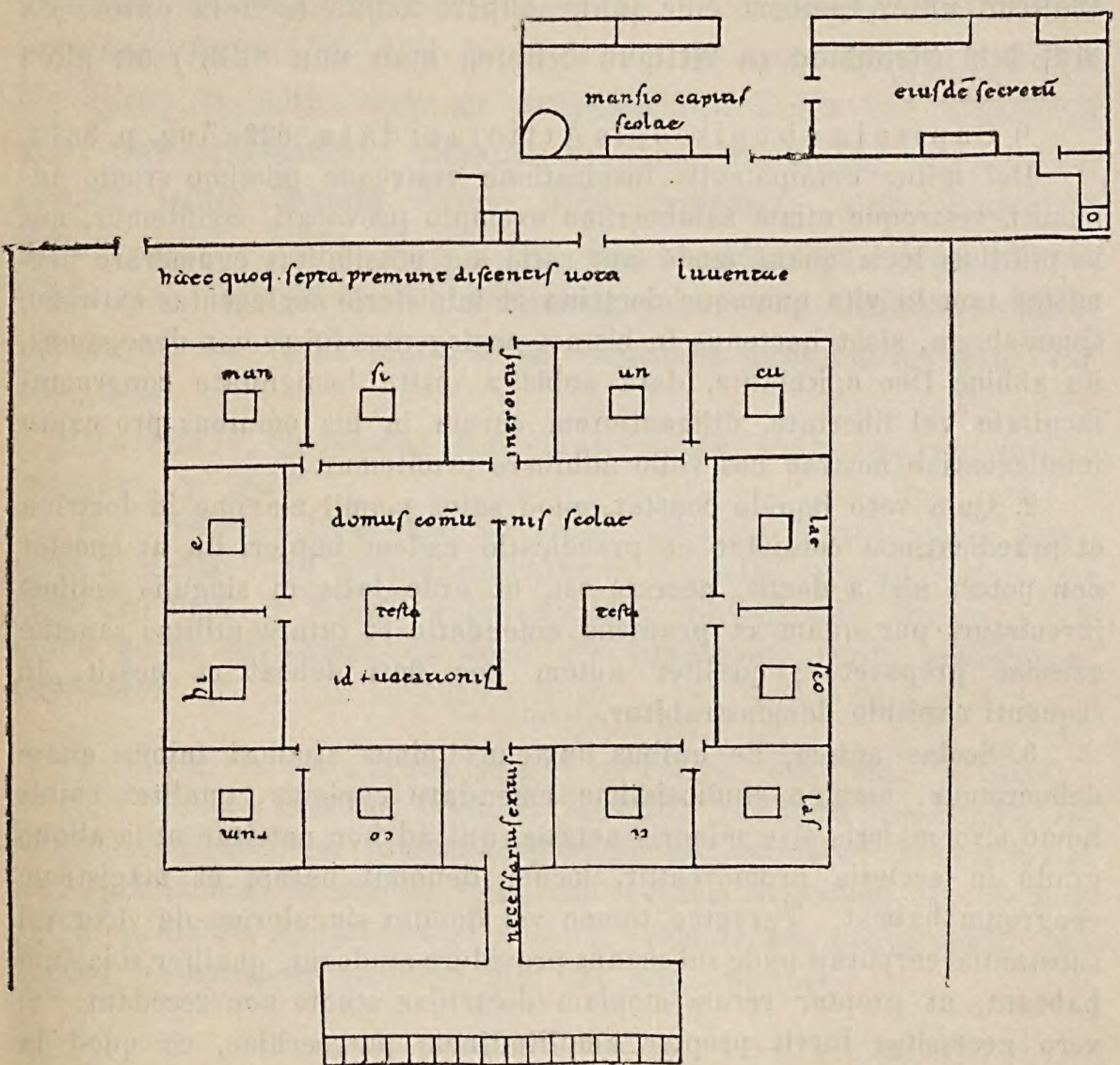


Grundriß der inneren Schule zu St. Gallen 820.

Abgrund, Sodomreich ward zerstört. Nichts blieb übrig, und das tote Meer, wie man's noch sieht, ward mit Flut erfüllt. Die Sodomleute entgalten schwer ihren Frevel, nur einer nicht, den der Herr in seiner Gnade hinausgeführt hatte. Dazu seine drei Frauen mit dem Helden. Als sie den gewaltsamen Tod der

Leute vernahmen und den Brand der Stadt, schaute Lots Frau, das edelgeborene Weib, rückwärts, sie — wollte nicht der Engel Lehre folgen. Da ward sie zu Stein. Dort soll sie stehen in Ewigkeit, allen auf dem Erdenkreis ein warnend Bild."

Zur Hebung der Klosterzucht erging 817 durch den Reichstag zu Aachen die Anordnung, in die Schulen nur spätere Mönche und Kanoniker (pueri oblati, scholares canonici) aufzunehmen.



Grundriß der äußeren Schule zu St. Gallen 820.

Aber das war nicht zum Segen des Reiches. Wahr ist es, daß durch die adligen Knaben, die nur Studierens halber im Kloster waren, die Zucht nicht gehoben ward. Hatten ja sogar ältere Klosterregeln die Vorschrift aufgenommen, Kinder überhaupt nicht, am allerwenigsten solche zuzulassen, die ins Weltleben zurückkehren wollten. Aber dieser allgemeine kaiserliche Beschluß machte der außerkirchlichen Pflege der Wissenschaft ja ein völliges Ende. Und Servatus Lupus von Ferrières schrieb mit

Recht an Einhart: „Nun sind die selten, die Freude an der Wissenschaft um ihrer selbst willen finden, und die sind zur Last, die sich bemühen, etwas zu lernen.“ In maßgebenden Kreisen sah man dies selbst ein. Es bestanden gewiß schon früher vereinzelte Doppelschulen an Klöstern, die zweite war für die Leutpriester, für Gelehrte, Staatsmänner, junge Adlige, kurz für solche, die später ins öffentliche Leben traten. 820 zeigt der Bauplan St. Gallens unter Gozbert eine solche äußere Schule (schola exterior). Auf dem Reichstag zu Attigny beschloß man nun 822,[1]) an allen

[1]) Capitula ab episcopis Attiniaci data. 822. Aug. p. 357 f. Dei igitur omnipotentis inspiratione vestroque piissimo studio admoniti, vestroque etiam saluberrimo exemplo provocati, confitemur, nos in pluribus locis quam modo aut ratio aut possibilitas enumerare permittat tam in vita quamque doctrina et ministerio neglegentes extitisse. Quamobrem, sicut hactenus in his nos neglegentes fuisse non denegamus, ita abhinc Deo opitulante, data nobis a vestra benignitate congruenti facultate vel libertate, diligentiorem curam in his omnibus pro captu intellegentiae nostrae nos velle adhibere profitemur.

2. Quia vero liquido constat, quod salus populi maxime in doctrina et praedicatione consistat ut praedicatio eadem impleri ita ut oportet non potest nisi a doctis, necesse est, ut ordo talis in singulis sedibus inveniatur, per quam et praesens emendatio et futura utilitas sanctae eclesiae preparetur; qualiter autem hoc fieri debeat et possit, in sequenti capitulo demonstrabitur.

3. Scolas autem, de quibus hactenus minus studiosi fuimus quam debueramus, omnino studiosissime emendare cupimus, qualiter omnis homo sive maioris sive minoris aetatis, qui ad hoc nutritur ut in aliquo gradu in ecclesia promoveatur, locum denomit natum et magistrum congruum habeat. Parentes tamen vel domini singulorum de victu vel substantia corporali unde subsistant providere studeant, qualiter solacium habeant, ut propter rerum inopiam doctrinae studio non recedant. Si vero necessitas fuerit propter amplitudinem parroechiae, eo quod in uno loco colligi non possunt propter administrationem quam eis procuratores eorum providere debent, fiat locis duobus aut tribus vel etiam ut necessitas et ratio dictaverit. (817 im Juli hatte man in einem Klosterkapitular festgesetzt: Ut scola in monasterio non habeatur, nisi eorum qui oblati sunt.)

4. Sed quia omnimodis doctrina minus utiliter agitur, si qualiter his qui docere debeant discendi oportunitas non ordinatur, necesse est, ut his praesulibus, quibus omnimodis agendi facultas aut funditus aut certe magna ex parte per dioceses suas deest, a dominis rerum, qualiter id fieri congrue possit, provideatur. Hi autem, qui res ecclesiasticas aut baptismales eclesias iure suo in promptu habent, officium praedicationis implere valent.

Bischofssitzen Schulen für die aufzurichten, die Geistliche werden wollten; in größeren Bezirken sollten zwei oder drei solcher Schulen sein, die nichts anderes als scholae exteriores waren. Freilich kümmerte sich die oberste Behörde dann nicht mehr darum, viele dieser Schulen werden ein klägliches Dasein gefristet haben. So weiß man, daß Erzbischof Fulko von Reims (882—900), der Nachfolger Hinkmars (845—882), bei seinem Regierungsantritt die fast vergessene äußere Schule für die Landgeistlichen wieder hergestellt hat. Und 829 brachten die Prälaten vor den Kaiser die Bitte, er möge doch an entsprechenden Orten die Gründung von drei öffentlichen Schulen (scholae publicae) veranlassen, „damit seines Vaters Mühe nicht verderbe". Und Walahfrid Strabo (807—849), Karls des Kahlen Erzieher, sagt in der Einleitung zu Einharts Kaiserbiographie von Ludwigs Zeit: „Jetzt, da die Wissenschaften ins Gegenteil umschlagen, wird das

---

Haitonis Episcopi Basiliensi capitula ecclesiastica 807—823. p. 363 f.

c. 2. Secundo iubendum, ut oratio dominica in qua omnia necessaria humanae vitae comprehenduntur et symbolum apostolorum in quo fides catholica ex integro conprehenditur ab omnibus discatur, tam latine quam barbarice, ut quod ore profitentur corde credatur et intellegatur.

Admonitio ad omnes regni ordinis. 823—825. p. 303 f.

c. 6. Scolae sane ad filios et ministros ecclesiae instruendos vel edocendos, sicut nobis praeterito tempore ad Attiniacum promisistis et vobis iniunximus, incongruis locis, ubi necdum perfectum est, ad multorum utilitatem et profectum a vobis ordinari non neglegantur. (cf. Capitul. ab episcopis Attiniaci data 822 Aug. p. 357).

Capitul. conciliis excerpta. 827. 312 f.

c. 14. Capitula concilii Arelatensis XIX. Ut parentes filios suos et patrini eos quos de fonte lavacri suscipiunt erudire summopere studeant: illi, quia eos genuerunt et eis a Domino dati sunt; isti, quia pro eis fideiussores existunt.

Capitulare monasticum 817 Juli. p. 344 f.

1. Ut abbates, mox ut ad monasteria sua remeaverint, regulam per singula verba discutientes pleniter legant et intelligentes, Domino opitulante, efficaciter cum monachis suis implere studeant.

2. Ut monachi omnes qui possunt memoriter regulam discant.

45. Ut scola in monasterio non habeatur, nisi eorum qui oblati sunt.

Licht der Wahrheit, weil es weniger geliebt wird, bei den meisten immer seltener."

Natürlich können solche Aussprüche eines Einzelnen nicht maßgebend für das allgemeine Urteil sein, das aber war auch nicht günstiger. Wenn man am Hofe der Karolinger die Gelehrten aus England und Irland bevorzugte, so hatte dies seinen Grund in den vorzüglichen Bildungsanstalten des Inselreiches. Von der Völkerwanderung verschont, hat besonders Irland am längsten und dauerndsten die griechische und lateinische Literatur gepflegt und durch seine Missionare dem Frankenreich vermittelt. Einzelne Beispiele der hohen Bildung der Iren jener Zeit seien angeführt. Comrac, der König von Munster, kannte folgende Sprachen: Hebräisch, Griechisch, Lateinisch, Dänisch, Angelsächsisch und Keltisch. Erigena übersetzt für Karl den Kahlen die griechischen Kirchenschriftsteller und Philosophen ins Lateinische, zu einer Zeit, da fast niemand Griechisch verstand und sich nur in Irland griechische Lehrer aufhielten. Ein irischer Dichter am Hofe Karls des Großen besang dessen Sieg über Tassilo 787, Sedulus Scotus lobpreist in Gedichten Karl den Kahlen, Ludwig den Deutschen und Lothar. (Vgl. Ebert II.)

Während aber zur Zeit Karls des Kahlen im Westfrankenreiche die Wissenschaften wieder aufblühten und namentlich die Hofschule unter dem Philosophen Scotus Erigena gedieh, verfiel die letztere in Ostfranken gänzlich. Es wird wohl einmal erwähnt, daß Jünglinge am Hofe ihre Ausbildung suchten, aber die kaiserliche Pfalz war doch nicht mehr Mittelpunkt der literarischen Strebungen und Bewegungen wie zu Zeiten Karls. Einzelne Kloster- und Domschulen entfalten aber ein reiches Leben, und wißbegierige Schüler finden wir auf der Wanderschaft zu berühmten Lehrern. Ludwig der Deutsche, der kräftigste der deutschen Karolinger, hat zwar nicht geradewegs auf die Schulzustände eingewirkt, aber mittelbar um so mehr. Er selbst besaß wissenschaftliche Bildung und scheint die Pflege der Volkssprache gefördert zu haben. Als er noch bayrischer König war (seit 828), schenkte ihm Adalram von Salzburg (821—836) ein köstliches Buch, eine Predigt Augustins enthaltend. Das verhinderte nach der gewöhnlichen Annahme den König nicht, auf den Rand der fein ausgestatteten Pergamentblätter (um 850) in ungelenken Zügen das Muspilli zu schreiben, jenes stabreimende Gedicht vom Weltbrand

und Gericht, das aus einigen Stellen ahnen läßt, wie gewaltig die Gesänge unserer Vorfahren gewesen sind. — Auch der Weißenburger Mönch Otfrid widmete um 865 dem König sein Werk und preist ihn nicht nur als den tapferen und kühnen, sondern auch als den, der voll Weisheit waltet.

Hôh sint, sô ih thir zellu, thiu sînu thing ellu
Wante er ist edil Franko, wîsero githanko,
Wîsera redinu: thaz duit er al mit ebinu. —
Cleinero githanko sô ist ther selbo Franko.

Wie gut diese letzte Bemerkung Otfrids ist, das sehen wir aus kleinen merkwürdigen Vorkommnissen. Ludwig hatte erfahrene und geistreiche Gelehrte (peritissimos lectores) an seinem Hofe. Aber auch diese konnten nicht immer seine Wissenslust befriedigen. Er legte einst dem Altfrid von Hildesheim und dem Hinkmar von Reims um 865 die Frage vor, warum denn manche Tiere nicht gegessen werden dürften und wie der 17. Vers des 104. Psalmes (Vulgata: 103) auszulegen sei, da er noch nie Reiher auf Tannen habe nisten sehen. Hinkmar sendet bald darauf seine gelehrte Auslegung an den König. Von Begünstigung der Gelehrsamkeit zeugt ferner der freundliche Verkehr mit Rhabanus Maurus (776—856), der auch wieder hergestellt ward, nachdem der Fuldenser Gelehrte sattsam seine Anhänglichkeit zu Ludwigs Feind und Bruder gezeigt hatte. Rhabanus war der Verfasser vieler hochberühmter Werke. Er schrieb beispielsweise einen Matthäuskommentar, ein Buch von der Kirchenfestberechnung, ein anderes „von der Unterweisung junger Geistlicher", zum guten Teil dem Augustin entlehnt. Des Vegetius Werk gab er gekürzt und überarbeitet heraus und widmete es Lothar II., um die sinkende Heereskraft der Franken aufzufrischen. („Über das Wehrhaftmachen des römischen Militärs.") Dem Ludwig widmete er seine große Encyklopädie „De universo", eine Art mittelalterliches Universal-Lexikon, das zum guten Teil nach Anlage und Inhalt an Isidors Werk erinnert. Schon 832 hatte Rhaban dem Könige ein exegetisches Werk zu den Büchern der Könige gewidmet und in der poetischen Einleitung viel zum Lobe des Fürsten gesagt. Ein anderer Gelehrter, Abt Gozbald von Niederaltaich, war lange Ludwigs Kanzler. — Auch Karl der Dicke (876—887) hatte wissenschaftliche Bildung und war ein Freund derselben. Er besuchte 883 das Kloster zu St. Gallen und ließ

sich von einem Mönche, der als Schulmeister der Grammatik mit seiner alten Methode nicht viel taugte, Geschichten und Waffenthaten aus den Zeiten des großen Karl aufzeichnen, und so entstand das schöne Anekdotenbuch des „St. Galler Mönchs". Karl blieb vom 4. bis zum 6. Dezember im Kloster und wurde hochgeehrt. In eigener Person machte er den Speisevorleger und Schenken. Mit Erzeugnissen des Dorfes Stammheim, namentlich mit Geflügel, wartete er den Mönchen auf. Er besah sich die Bibliothek und lieh sich daraus Bücher. Und als er die Reckengestalt Tutilos erblickte, jener echten Künstlernatur des Mittelalters, des Mönchs, der als Kaufmann die Welt durchzog und Räuber erschlug, der nicht nur in Elfenbeinschnitzerei und Flötenspiel, im Dichten und Dolmetschen Meister war, sondern auch der Leidenschaft des Jagens und frohen Zechens ergeben sein konnte, da rief der Kaiser aus: „Dem kann nimmer vergeben werden, der einen solchen Menschen zum Mönche gemacht hat."

Arnulf stieß Karl den Dicken vom Throne und beachtete nicht die Worte des Fulko von Mainz, Arnulf möge ja nicht wie Ermanrich handeln, der auch gegen sein eigenes Geschlecht gewütet habe. Mit Mühe erhielt der kraftvolle, aber von allen Seiten bedrängte Kaiser den Thron. An die Pflege der Wissenschaft konnte er gar nicht denken, doch die Emmeramer Schule ragte in jener Zeit sehr hervor, und das St. Galler Kloster beschenkte er durch Salomo. Der Subdiakon Anamod sammelte die juristischen Urkunden des Klosters und widmete sie mit prosaischer und poetischer Einleitung Arnulfs Kanzler Asbert (891 bis 893). Man ersieht aus dem Werke die vorzügliche Pflege der Sprache, der Verskunst, der Rhetorik. — Arnulf begünstigte Regensburg und Emmeram. Er baute ein prachtvolles Schloß zu Regensburg, verlieh Geschenke dem Kloster St. Gallen und schenkte dem Kloster Emmeram das goldgeschriebene schöne Evangelienbuch Karls des Kahlen, sowie einen goldenen Feldaltar; im übrigen soll er aber die Klöster durchaus nicht bereichert haben. „Er raubte ihnen, was die Ungarn übrig gelassen hatten." Sein Sohn, Ludwig das Kind (899—911), war der letzte Karolinger. Ludwig hatte die Schulen zu Freising und Augsburg besucht, aber während seiner Regierung tummelten sich fremde Kriegsvölker in Deutschland, sogar die Reichsannalen hören auf. Nur in ver-

einzelten Klöstern, wie St. Gallen und Freising, blühte licht die Blume der Wissenschaft. Und in Frankreich und Italien entstanden, entsprechend den Zeitverhältnissen, eigene Schulen zur Erlernung des Geschäftsstiles und der juristischen Formeln. Auch die Schulen der Rhetoren und Grammatiker führten ihr stilles Dasein fort, teilweise sich mit den letzteren Anstalten verbindend. Da suchten immer noch die Edlen ihre Bildung. Und unabhängig von der Kirche ward die Wissenschaft gepflegt, so daß selbst die trüben Ereignisse der folgenden Jahrhunderte den alten Geist nicht ersterben lassen konnten, bis das mündig werdende Bürgertum erblüht und im 14. Jahrhundert die Wissenschaften sich schöner erneuten.

Unter den Karolingern erlosch die alte stabreimende Poesie und der von Otfried eingeführte Endreim trug den Sieg davon. Der Strom der Poesie wurde ein immer reicherer und breiterer. Der Einfluß Otfrieds und der geistlichen Dichtung wurde für diese wie die Volksbildung bedeutend. Hier seien nur einige jener kleinen Lieder, die volkstümliches Gepräge tragen, angeführt. Die Straßburger Eide sind als altes Denkmal origineller Prosa und als Zeugnisse der Sprachscheidung wichtig.

1. Leis.

Christe ginâdo! Kyrie eleison.
Helfên uns alle heiligon! Kyrie eleison.

2. Spottvers.

Liubene ersazta (mischte oder: gab zum besten) sîne grûz (Bier) = Leuwin richtete Hochzeit aus
unde kab (gab) sîne tohter ûz.
to (da) cham (kam) aber Starzfidere,
prâhta (brachte) imo (ihm) sîna tohter widere (wieder).

3. Verse der St. Galler Rhetorik.

Text:	Übersetzung:
a. Sôse snél snéllemo pegágenet ándermo, sô uuírdet slîemo firsníten sciltrîemo.	a. Wenn ein Tapferer dem andern begegnet, Wird gar bald der Schildriemen zerhauen.

b. Der heber gât in lîtun trégit spér in sîtun.	b. Der Eber geht am Bergabhang, trägt den Speer in der Seite.
sîn báld éllin ne lâzet ín véllin.	Sein kühner Mut läßt ihn nicht wanken.
Imo sínt fûoze fûodermâze,	Er besitzt große Füße,
ímo sínt búrste ébenhô fórste,	baumhohe Borsten,
únde zéne sîne zuuélifél-nîge.	und seine Zähne sind zwölf Ellen lang.

4. Petruslied.

Text:	Übersetzung:
Unsar trohtîn hât farsalt sancte Petre giuualt,	Unser Herr hat übergeben St. Peter die Gewalt,
daz er mac ginerian ze imo dingenten man.	Daß er den gläubigen Mann zu retten vermag.
Kirie eleyson, Christe eleyson.	Kyrie eleison, Christe eleison.
Er hapêt ouh mit uuortun himilrîches portûn:	Er besitzt auch in Wahrheit des Himmelreichs Pforten,
dâr in mach er skerian den er uuili nerian.	Darein kann er scharen, wen er retten will.
Kirie eleison, Christe eleyson.	Kyrie eleison, Christe eleison.
Pittêmês den gotes trût alla samant uparlût,	Laßt uns den Vertrauten Gottes laut bitten,
daz er uns firtânên giuuerdô ginâdên.	Daß er uns Verdammten gnädig sei.
Kirie eleyson, Christe eleyson.	Kyrie eleison, Christe eleison.

5. Die Straßburger Eide.

(Geschworen von Ludwigs des Frommen Söhnen.)

Text des franz. Schwurs:	Übersetzung:
Pro deo amur et pro christian poblo et nostro commun salvament, dist di in avant, in quant deus savir et podir me dunat, si salvaraieo cist meon fradre Karlo, et in adjudha et in cadhuna cosa,	Aus Liebe zu Gott und fürs christliche Volk und unser gemeinschaftliches Heil, von diesem Tage an in Zukunft, so weit mir Gott Wissen und Vermögen giebt, so will ich schützen diesen meinen Bruder Karl, durch Beistand, als auch in jeder Sache,

si cum om per dreit son fradra salvar dist, In o quid il mi altresi fazet; et ab Ludher nul plaid nunquam prindrai, qui meon vol cist meon fradre Karle in damno sit.

wie ein Mann mit Recht seinen Bruder schützen soll, in allem was er mir genau so thäte; und ich werde mit Lothar keinen Vertrag je schließen, der meines Willens diesem meinem Bruder Karl schädlich wäre.

Text des deutschen Schwurs:

In godes minna ind in thes christianes folches ind unser bedhero gealtnissi, fon thesemo dage frammordes so fram so mir got gewizci indi madh furgibit, so hald ih tesan minan bruodher, soso man mit rehtu sinan bruodher scal, in thiu thaz er mig sosama duo; indi mit Lu(d)heren in nohhein iu thing ne geganga, the minan willon imo ce scadhen werhen.

Übersetzung:

In Gottes Liebe und in des christlichen Volkes und unser beider Erhaltung, von diesem Tage an, so weit als mir Gott Wissen und Macht giebt, so halte ich diesen meinen Bruder, sowie man mit Recht seinem Bruder verpflichtet ist, damit er mir ebenso thue; und ich geh mit Lothar keine Sache ein, die meines Willens jenem zu Schaden werde.

So tüchtig Konrad I. war (911—918), so hatte er doch genug mit den Reichsfeinden zu thun, als daß er fördernd auf die Wissenschaft hätte einwirken können.

In der Altheimer Synode 916 bestätigt er die Vorschriften seiner Vorgänger, fordert die Priester zu einem frommen, züchtigen Leben auf, das dem fleißigen Studium, dem vorbildlichen Leben und namentlich der Volkspredigt gewidmet sein sollte. — Dem Kloster St. Gallen stattete er jenen denkwürdigen Besuch am 26. Dezember 911 ab. Schon zeitig hatte man die Empfangsgedichte gefertigt. Am ersten Tage fand ein feierlicher Aufzug statt, denn es war gerade der Tag der unschuldigen Kindlein, ein heiterer Spieltag der Klosterschüler von St. Gallen. Konrad ließ Äpfel auf den Boden werfen, und kein Schüler bewegte sich, so gut war die Klosterzucht. Er scherzte mit den Mönchen und wollte genau ihre Speise mit essen, und am zweiten Tage gab es doch nur Bohnen. Die Kinder mußten reihum lesen, und als der König eins aufhob und ihm ein Goldstück in den Mund steckte, schrie es und spie es aus. „Der wird, falls er das Leben behält,

einmal ein guter Mönch sein," sagte Konrad, und rühmte laut die Zucht vor dem Bischof Salomo von Konstanz, der ihn mit Heil Herro, Heil Liubo empfangen hatte. Beim Mahle erklang Saitenspiel, Tanz und Vortrag der Gaukler. Der König sprach, er habe noch nie ein fröhlicher Mahl gehalten, und er verordnete, daß die drei Tage seines Aufenthaltes jährlich als Kinderfesttage gefeiert werden sollten. (Ekkeh. Casus St. G. I, 14 f.) Er ließ sich selbst unter die auswärtigen Klosterbrüder aufnehmen.

Auf dem Totenbette ermahnt Konrad I. seinen Bruder Eberhart und die Großen des Reiches, Heinrich als würdigen Lenker ans Staatsruder zu setzen. Voll Schmerz und Wehmut geloben sie es auf des Kaisers Wunsch sogleich (Thietmar I, 5). Heinrich herrschte kraftvoll, konnte aber nicht an die Förderung der Bildung denken, solange er gegen allerhand innere und äußere Feinde zu kämpfen hatte. Alte Chroniken sagen ihm sogar nach, was man auch von Arnulf behauptete, er habe den Klöstern das Wenige noch geraubt, was die Ungarn übrig gelassen. Von seinem Kunstsinn könnte die Thatsache Zeugnis ablegen, daß er in seinem Saal zu Merseburg die Ungarnschlacht malen ließ. — Ein Koblenzer Beschluß vom Jahre 922[1]) klärt uns über manche Zustände jener Zeit auf. Danach soll — wie dies schon die alten Väter festgesetzt hätten — keiner sein eigenes Kind aus der Taufe heben, keiner sein Kind oder seine Stiefmutter heiraten oder ein Weib, deren Kind er aus der Taufe gehoben. Derartige Ehen seien sofort zu trennen. Übrigens dürfe der Täufling nur einen Paten haben, und die Geistlichen sollen sich — die alte Klage — eines würdigen Lebens befleißigen.

4. Die Ottonen.

Otto I. (936—973) steht in demselben Verhältnis zu Heinrich I., wie Karl zu Pipin. Die Erfolge der beiden großen

---

[1]) Heinr. I. et Karoli conv. Confluent. 922. p. 17.

2. Item placuit, ut sicut praecedentium sententiis patrum firmatur, nullus proprium filium vel filiam a fonte baptismatis suscipiat, nec filiolam nec commatrem ducat uxorem, nec illam cuius filium aut filiam ad confirmationem duxerit. Ubi autem factum fuerit, separentur.

3. De eo, ut non plures ad suscipiendum de baptismo infantem accedant, quam unus sive vir sive mulier. In confirmationibus quoque id ipsum fiat.

Kaiser hingen von den allseitigen grundlegenden Arbeiten ihrer Väter ab. Thietmar von Merseburg sagt über den großen Sachsenkaiser: „Seit Karls Tod ist ihm kein Herrscher vergleichbar, und nie wieder erscheint ein solcher Hirt dem Volke. Zu seinen Zeiten brach das goldne Jahrhundert an.“

Otto hatte, wie Karl, keine gelehrte Bildung empfangen und war wie er sein Leben lang bemüht, das Fehlende nachzuholen. Man thut ihm aber unrecht, wenn gesagt wird, daß er für die Volksbildung gar nichts gethan hätte, im Gegensatz zu Karl. Gerade unter und durch ihn nahm die Volkspredigt einen ziemlichen Aufschwung, und dies ist im Mittelalter neben dem Wirken der Fahrenden die hauptsächlichste Bildungsquelle des Volkes gewesen. Den Priestern schrieb er ein gottwohlgefälliges Leben vor und untersagte ihnen 952, Jagdhunde und Falken zu halten. Der von ihm 970 eingesetzte Abt Boso von Merseburg wirkte unter den Slaven und hatte in ihrer Sprache eine christliche Anweisung geschrieben. Als sie das Kyrie eleison singen sollten, sangen sie böswillig Ukrivolso = die Eller steht im Busche. Dann sagten sie: das hat uns Boso gelehrt.

Durch seine gelehrte Gemahlin Edid († 946) lernt er notdürftig lateinische Bücher lesen und verstehen (pleniter libros legere); sie selbst war sehr gebildet (literatissima erat) und war oft ins Lesen vertieft. Latein sprechen konnte er nicht. Nach Flodoard wurde 948 auf der Synode zu Ingelheim das päpstliche Schreiben erst lateinisch und dann des Königs wegen deutsch vorgelesen. Ekkehart erwähnt, daß Otto I. ein andermal seinem Sohne Otto II. ein lateinisches Schreiben zum Verdeutschen vorlegt, und nach der Kaiserkrönung 963 heißt es über ihn: „Der Kaiser befahl, weil die Römer seine Rede in der Muttersprache, nämlich im Sächsischen, nicht verstehen konnten, daß der Bischof Liudprand von Cremona dieselbe allen anwesendem Römern lateinisch wiederhole.“ Otto I. unterstützte die Klöster, so Wessobrunn, Benediktbeuren, Emmeram, woselbst die theologischen Studien blühten, ferner das neugegründete zu Magdeburg. Er war immer darauf bedacht, tüchtige Lehrer für die Bildungsanstalten an Klöstern und Domen zu gewinnen. Er unterhandelte mit dem italienischen Grammatiker Gunzo von Novara, der auch endlich nach dem Besuche des Kaisers in Italien, nach langen Unterhandlungen, mit seinen Bücherschätzen

nach Deutschland kam. Und wiewohl damals eine streng kirchliche Richtung alle Wissenschaften zu verbannen suchte, so sonnten sich doch die nicht immer kirchlich gesinnten Gelehrten in der Gunst des großen Kaisers. Ekkehart II. und Liudprand von Cremona, Stephan und Gunzo von Novara, Wolfgang von Reichenau und Recemund von Elvira, Gerbert (791) und Folkold von Meißen treffen wir kürzere oder längere Zeit an seinem Hofe, namentlich zu Würzburg.

In den meisten Klöstern gedieh die Wissenschaft. Besonders zeigten auch die Frauen rege Teilnahme. Ottos Nichte Gerberga unterrichtete zu Gandersheim die Nonnen im Verständnisse des Terenz; die Nonne Hrotswith zeichnete sich durch ihre Dramen, Legenden und Kaisergedichte so sehr aus, daß sie noch spät als die süßtönende Stimme von Gandersheim, als die germanische Muse des dunklen Jahrhunderts gerühmt wird. Und Hadwig, eine andere Nichte Ottos, las römische Klassiker und verstand sogar Griechisch.

Das Hauptverdienst aber gebührt Ottos Bruder, Brun (925—965), dem Erzbischof von Köln und Kanzler des Reiches. Er scheint besonders besorgt gewesen zu sein, daß ein Kreis von Gelehrten den Hof zierten. Er unterrichtete zuweilen selbst, und wenn er uns auch nichts Schriftliches hinterlassen hat, so sind doch seine sorgsamen Bestrebungen allseitig anerkannt. Es scheint, als wenn wieder eine Art Hofschule bestand (Ratger. Vita Br. c. 5—7); doch diese hatte keineswegs die große Bedeutung der karolingischen; denn zahlreicher waren ja die Bildungsanstalten, und das juristische Studium, auf welches es hauptsächlich ankam, stand weit und breit in Blüte. Die Geschichtsschreiber beginnen wieder ihre Thätigkeit, und Brun konnte seinem kaiserlichen Bruder zurufen: „Das Studium der Alten war beinahe gewichen, und die Fürsorge der Väter dafür. Dunkle Jahrhunderte, stumpfe Barbarei drückte, unthätiger Irrtum, thörichtes Falschwissen. Sobald aber deine Rechte das Scepter ergriff, erfreut sich der Staat der Sicherheit. Das Studium schärft die Griffel und trägt, was es schafft, zum Thron.“

Otto II. war sehr sorgfältig erzogen. Seine Mutter Adelheid, Ekkehart II. (? Cas. St. G. XI, 98), Brun, Folkold von Meißen (Thietm. IV, 5), Willigis leiten seinen Unterricht, der völlig der eines Gelehrten war. Brun versäumte nicht, den

hohen Zögling zu züchtigen, wie jeden anderen Schüler (Ann. Saxo 983), Otto mußte beim Disputieren nicht nur nach den Regeln der Kunst Fragen aufwerfen, sondern sie auch schulgerecht beantworten (Rich. hist. III, 67). Mit seinem Vater besuchte er 972 auch das Kloster St. Gallen. Es galt eine Prüfung der Zucht. Nachdem Otto I. die üblichen Lobgesänge entgegengenommen hatte, geht er mit Bruno, Otto II. mit seiner Mutter herein zu den Mönchen. Er läßt einen Stock fallen, keiner der vorüberziehenden Mönche sieht danach, worüber sich der Kaiser sehr freut. Nun will er den berühmten Lehrer Notker Pfefferkorn, den Arzt und Maler, sehen. Der lebensmüde Greis wird ihm gezeigt. Er ist blind und sitzt auf seinem Stuhle. Otto II. muß ihn herbeiführen und Otto I. küßt ihn und tröstet ihn. In den inneren Räumen nimmt er neben ihm Platz, und Notker ruft gerührt: „O ich glücklicher Blinder, der ich heute so hohe Führer habe, wie sie keiner jemals verdient hat.“ — Otto II. verlangte nun vom Abte, daß er ihm die Bibliothek zeige. Mit der lachenden Bemerkung thut er's: nicht auszuplündern. Aber Otto nimmt doch einige Bücher mit, die er später auf Ekkeharts II. Bitte zurückgiebt. — Otto II. stellte 973 die herabgekommene Abtei Tegernsee in seinen Schutz und erfreute sich an den Bestrebungen der Gelehrten. So mußte Wolfgang, Bischof von Regensburg (972—994) in seinen jungen Jahren einmal vor ihm einen Ketzer nach allen Regeln der Disputierkunst überwinden, und in der gelehrten Streitsache zwischen Gerbert und Otrich verschmähte er nicht, als Schiedsrichter zwischen den hadernden Gelehrten aufzutreten. Ekbert von Trier († 993) preist Otto in Versen und bittet ihn, Schüler an die berühmte Trierer Hochschule zu senden, Hrotswith feiert ihn als zweiten Salomo. Auch wissenschaftliche Arbeiten ließ der Kaiser fertigen, so ein Leben des heiligen Wenzeslaus durch Gumpold von Mantua. Noch in seiner Todesstunde legte er die Beichte lateinisch ab.

Vor Theophanos Tode (989) war eine Sonnenfinsternis, zu der Thietmar von Merseburg bemerkt, daß sie nicht durch Zaubersprüche böser Weiber entstanden wäre oder weil der Mond die Sonne verschluckt habe, sondern so, wie es Makrobius lehre. Derselbe Schriftsteller berichtet oft über die treffliche Erziehung in der Ottonenzeit. So sagt er vom Grafen Ansfrid v. Löwen, er habe vorzügliche Naturanlage gehabt und habe den Unterricht

seines Oheims, des Bischofs Radbert von Trier, genossen. Der erzog ihn in weltlicher und geistlicher Wissenschaft vortrefflich, bis der Kölner Erzbischof Brun, sein Onkel, die ritterliche Erziehung übernahm. Da machte er täglich Fortschritte, bis ihn Kaiser Otto I. auf seinem Römerzug in seine Dienste nahm. Er mußte ihm das Schwert tragen und im Zelte ihm gegenüber wohnen. Der Kaiser fand ihn für den Hofdienst fähig, und Ansfrid übernahm ihn gern, „weil er den Kaiser auf seinen Pfaden die lieblichsten Lieder singen hörte.“

Brun, ein Sohn des Grafen Brun von Querfurt, wurde von seiner Mutter Ida in die Schule des Philosophen Geddo geschickt. Vor der Schule ging er immer zur Kirche und betete, während die Mitschüler spielten. Erst trat er in Ottos III. Dienste, dann wurde er Einsiedler, später Bischof und 1009 wurde er als Glaubensbote mit 18 Gefährten von den Preußen enthauptet.

An Otto III. wird uns der ganze Unsegen der einseitig klassischen, dem Vaterlande abgewandten Bildung insofern noch weit klarer als an Otto II., da der junge Kaiser völlig der Kraft entbehrte, die in so trüber Zeit dem Reichsoberhaupte nötig war. Seine Mutter, die gelehrte Griechin Theophano, und der Kalabrese Johannes erzogen ihn völlig griechisch. Und als er, der kaiserliche Knabe, die Regierung übernahm, war seine eifrige Bemühung, als römischer Kaiser, als alter weltbeherrschender Augustus, zu erscheinen. Doch die Italiener haßten den Fremden. Und abgestoßen von den politischen Wirren, suchte er in der Wissenschaft Befriedigung. Zunächst ward er von Thankmars Schüler, Bernward von Hildesheim († 1022), weiter ausgebildet. Mit väterlicher Liebe unterwies dieser den Zögling in allen mechanischen und graphischen Fertigkeiten. Keine Kunst blieb von Otto unversucht (Thankm. Vit. Bernw. 6). Auch später verstand er als Leiter des siebenjährigen Kaisers, sich allseitiges Vertrauen zu erwerben. Während die Mutter, „um nicht in Ungnade zu fallen“, dem Kinde oft zu sehr seinen Willen gelassen hatte, vermochte Bernward durch Milde und Strenge völlig den Kaiser zu leiten, und bald ward er wegen seiner Gelehrsamkeit als Weltwunder gepriesen. Noch ist das Buch erhalten, nach welchem ihm Bernward mathematischen Unterricht erteilte, die glossierte Arithmetik des Boëthius. Nicht den wissenschaftlichen,

sondern den religiösen Übungen diente das Evangeliarium, das ihm Liuthar widmete. — In späterer Zeit stand Otto ganz unter dem Einflusse Gerberts, den der Kaiser zum Papste (Sylvester II.) erhob. Richer, der Schüler Gerberts, hat uns das kaiserliche Schreiben von der Berufung des berühmten Lehrers aufbewahrt (III, 50). Darin heißt es: „Mit der Bitte, die ungenügende Unterweisung zu ergänzen, die wir bisher genossen, verbinden wir den Wunsch, gegen die Roheit unserer sächsischen Natur schonungslos zu verfahren, in uns aber zu beleben und auszubilden, was uns von griechischer Anmut und Zierlichkeit beiwohnen möchte. Erweckt in uns unter Gottes Beistand zu kräftigem Leben den Griechengeist. — Zunächst unterweist uns in der Zahlenlehre, damit wir in die Philosophie der Alten eingeführt werden.“ — Gerbert antwortete: „Wahrhaftig, es ist eine göttliche Erscheinung, wenn ein Mann, Grieche von Geburt, Römer als Erbe der Herrschaft, gleichsam wie sein Erbe die Schätze römisch-griechischer Weisheit sich aneignet. Nimmer werden wir uns eurem Dienste entziehen, denn es giebt keinen herrlicheren Anblick, als eure Herrschermacht.“

Wir sehen, wie des Kaisers Geist ganz dem Vaterlande entfremdet und eine harmonische Entwicklung überhaupt gestört ward. Am Hofe herrschte lateinische Poesie. Früher wurden wenigstens, wie im Modus Otink oder bei Hrotswith heimische Stoffe behandelt, ja das Lied zur Versöhnung Ottos I. und Heinrichs war halb deutsch und halb lateinisch. Mit der Zeit schwand dieser deutsche Sinn. Karls und Ludwig des Deutschen Bestrebungen waren ganz vergessen. Kein Dichter, wie Otfried oder der Sänger des Heliand erschienen, um ihrem Kaiser ihr deutsches Werk zu widmen.

Und als Otto in der über alles geliebten welschen Siebenhügelstadt nur durch Hinrichtungen sich Ruhe verschaffen konnte, wallfahrte er nach Gnesen und anderen heiligen Orten. In schwärmerischer Begeisterung ließ er sich das Grab des großen Karl öffnen. Und noch nach seinem Tode müssen seine Getreuen dem Leichenwagen Platz machen, daß er durch die Scharen aufrührerischer Römer nach Aachen zu Karls Gruft gelangen kann.

Kaiser Heinrich II. (1009—1024) war für den geistlichen Stand bestimmt gewesen; daher seine klerikale Erziehung, die zunächst in Hildesheim am Domstift, dann bei Bischof Wolfgang

von Regensburg (972—994) stattfand. Er war gründlich im Latein gebildet und wagte es, dem Bischof Meinwerk von Paderborn einst den Schabernack zu spielen, einen lateinischen Meßgesang zu verderben. Er strich von den Worten famulis et famulabus die Silbe fa weg, und der keineswegs gelehrte Lateiner sang ruhig den neuen Text.

„Er war gänzlich durchtränkt vom Studium der Wissenschaften," sagt Adalbert von ihm, und seine Gemahlin Kunigunde kannte die weltlichen Schriftsteller so gut, daß sie ihre Nichte darin unterrichten konnte. Einst hatte das Volk von ihm gesungen: „Herzog Heinrich wollte herrschen, unser Herrgott litt es nicht." Der Spott war nun zu schanden geworden (Thietm. V, 1).

Solange er lebte, bewahrte der Kaiser eine Vorliebe für Kirchen, Klöster und Mönchtum, weshalb er auch den Namen des Heiligen erhielt. Er bewilligte den Schulvorstehern von Fulda besondere Einkünfte, beschenkte Merseburg reichlich und beklagte aufrichtig den Tod des gelehrten Konstantin von Luxeuil. Er ließ sich durch Bebo von Bamberg Bücherabschriften besorgen und legte Gewicht auf Klosterreformen. Er war ein Freund der strengen lothringischen Zucht, die freilich der Wissenschaft gar nicht günstig gesinnt war. Bekannt ist, wie Heinrich II. zu Bamberg eine Kathedrale gründete und alle seine Gunst dahin wendete. Hier sollte Lüttichs Gelehrsamkeit und Hildesheims Strenge vereint sein. Sogar mit einer Bibliothek stattete er die neue Stiftung aus. Viele Schulen blühten unter seiner Regierung, außer den erwähnten noch Eichstädt, Bergen, Salzburg, Niederaltaich, Utrecht; besonders aber St. Gallen und Reichenau, wo Notker Labeo der Deutsche († 1024) und Hermann von Reichenau (1013—1054) lebten. Wieder begann das vaterländische Interesse zu erwachen, denn Heinrich suchte nicht seinen Thron im Süden, sondern im Vaterlande und hielt mit starker Hand seine Feinde in Schach: Lothringer, Italiener und Polen.

5. Die Salier.

Mit Konrad II. beginnt das salische Kaiserhaus. Ritterlich und erfolgreich wußte der Fürst des Reiches Ansehen zu wahren, fest und unbeugsam gegenüber dem Papste seine Rechte behauptend. Er war völlig ungelehrt, ein idiota literarum, wie ein damaliger

Geschichtschreiber sagt (Novaleser Chron. App. c. 17), und er war der Ansicht, daß ein Gelehrter nie Regent, ein Kleriker nie national sein könne. Wohl aber war seine Gemahlin Gisela, wie die meisten vornehmen Frauen jener Zeit, den Wissenschaften sehr zugethan. Sie ließ Notkers Werke abschreiben und sorgte dafür, daß Heinrich III. eine bessere Schulbildung erhielt.

Unter Heinrich III. (1039—1056) lebte noch einmal die ganze mittelalterliche Gelehrsamkeit auf. In der Hofschule vereinigen sich wieder ausgezeichnete Männer und lernbegierige Schüler, um juristische Bildung zu pflegen. Alle die früher erwähnten Schulen sind zahlreich besucht. Geistliche verfertigen in heimischer Sprache fromme kirchliche Gedichte, und die Laien sind oft im Besitze prachtvoller mit Bildern geschmückter Evangeliarien und anderer Bücher. Ja, Heinrichs Erzieher Wipo, der gelehrte Kaplan Konrads, konnte sogar den Kaiser auffordern, den Schulzwang für die Edlen einzuführen, da die italienische Bildung der deutschen doch weit überlegen sei. Er sagt:

„Laß ein Edikt durch ganz Germanien gehn,
Die Wissenschaften sollen neu erstehn.
Es wende sich der Edlen Söhne Kraft
Der Schule zu, dem Recht, der Wissenschaft.
Damit sie Zeugnis geben von dem Segen,
Wenn Könige mit ihnen Umgang pflegen.
In diesen Sitten wurde Roma groß:
Die Lehre fängt schon auf der Mutter Schoß,
Die Schule schon beim Kinderspiele an,
Die ganze Jugend muß zur Schule dann.
Tyrannen zähmte Rom durch solche Sitten traun,
Dem Deutschen einzig macht es Graun,
Der Jugend Wissen zu verschaffen,
Wer's thut, gilt gleich für einen Pfaffen."

Als Heinrichs Erzieher werden noch des alten Kaisers Bruder Bruno von Augsburg (1007—1029), dann Egilbert von Freising und Almerich von Pavia genannt. Er verkehrte mit dem gelehrten Berno von Reichenau; Ekkehart IV., der letzte Stern in St. Gallens Klostergeschichte, erlosch 1060.

In Tegernsee ließ sich der Kaiser vom Abt Seifrid (1048 bis 1068) Bücher abschreiben. An seinem Hof befanden sich Anselm von Besate, der Schweizer Dichter Amarikus, Lobredner der kaiserlichen Milde. Williram, Abt von Ebersberg, Bearbeiter

des Hohen Liedes, rühmt sich seiner Gunst, und ein dankbarer fränkischer Mönch, Arnulf, widmet ihm und der Kaiserin eine dichterische Bearbeitung der Sprüche Salomos. Wipo legte ihm eine Anzahl pädagogischer Sprichwörter vor, Rechtskunde betreffend.

Es ist bekannt, wie Heinrich III. die kaiserliche Machtvollkommenheit im Sinne des großen Karl herstellte und vor Härten nicht zurückscheute, wenn es galt, die Autorität des Kaisers zu wahren. In demselben Sinne war er auch für die Klöster thätig. In eigener Person suchte er unter den Schülern des Abtes Richard von Verdun einen Lehrer für Fulda zu gewinnen. Er war bestrebt, im Geiste Clunys zu reformieren. Die letzte Blüte der Klöster fällt in seine Regierungszeit.

Unter ihm beginnen schon die Regungen einer neuen Zeit. Durch seine Vermählung mit Agnes von Poitu 1043, zu welcher den Spielleuten Gaben verweigert wurden, ward dem französischen Wesen in Deutschland Eingang verschafft. Sigfrid von Gorze erzählt, daß Bartschnitt, Kleidung, Umgangsformen völlig französischen Charakter annahmen. An den Ritterhöfen bevorzugte man französische Erzieher. Einzelne Ritter wagen es schon, der Kirche gegenüberzutreten. Das Mündigwerden des Laienstandes beginnt. — Und doch war es Heinrich III., der zum Weihnachtsfeste 1052 zu Goslar eine Anzahl unschuldiger Menschen hängen ließ, weil sie so ketzerhaft waren, nach der Sitte der Manichäer kein Fleisch zu essen. Alle stimmten zu, damit dieser ketzerische Aussatz sich nicht weiter verbreite.

Heinrich IV. (1056—1106) hatte wissenschaftliche Bildung empfangen, er verstand sehr gut Latein und konnte eingegangene Briefe selbst lesen. „Er war wohl unterrichtet und durchaus gelehrt“ sagt Wilhelm von Malmesbury.

Sein Psalter soll von vielem Gebrauch ganz abgenutzt gewesen sein. Ekkehart sagt von ihm: „Nach der Sitte seines Vaters wollte er Kleriker und am liebsten Gelehrte um sich haben und beschäftigte sie bei sich unter ehrenvoller Behandlung jetzt mit den Psalmen, dann mit Sammeln oder Vergleichen oder mit Erforschung der Schrift und mit den freien Künsten. „Hatte zuvor Agnes vortrefflich des Knaben Erziehung geleitet, so kam er bald in den verderblichen Besitz der einseitigen Erzbischöfe und Erzieher Hanno von Köln und Adalbert von Bremen. Der treffliche

Geschichtschreiber jener Tage, der Benediktinermönch Lampert von Hersfeld, zeichnet, wie schroff sein thatkräftiger Charakter durch diese beiden ward. Das trübe Bild, wie der Kaiser des heiligen römischen Reichs im Büßerhemd den Papst, sei es auch aus staatsmännischer Klugheit, um Einlaß bittet, ruht auf dem düsteren Grunde der Volkszersplitterung, Fürstenwillkür und Treulosigkeit selbstsüchtiger Adliger. Der Kampf zwischen Papst und Kaiser verhinderte das Gedeihen wissenschaftlicher Bildung und Bildungsanstalten. Kurz vor Beginn der Regierung Heinrichs IV. heißt es: „Durch völlige Übereinstimmung und Fleiß waren viele in dieser Zeit mächtig in der Kunst, im Bauwesen, in den Klassikern und in jeder Art Wissenschaft.“ (Augsb. Ann. 1041.) Ja, Mailänder Kleriker holten wohl gar ihre Bildung in Deutschland. Zur Zeit Heinrichs IV. und V. war daran nicht mehr zu denken. Wir wissen zwar, daß meist die Feinde des Kaisers die Geschichtschreiber waren, aber der verderbliche Kampf zwischen Klerus und Laien, oder vielmehr zwischen der kluniacensischen Reformpartei und der alten wissenschaftlich-kaiserlichen Richtung endigte zu Ungunsten letzterer. Heinrich V. war wohl selbst gebildet, er hielt sich seinen eigenen Geschichtschreiber und nahm Ekkehart von St. Gallen mit auf den Römerzug. Das Volk kümmerte sich aber nicht mehr um die Wissenschaft. Williram erwartet von Frankreich her einen neuen Aufschwung der Wissenschaften. Und in der That herrschte dort ein freierer, volkstümlicherer Geist, der bald auch in Deutschland sichtbar ward. Schon entstanden deutsche Gedichte, wie Ezzos Lied, der Merigarto, Genesis und Exodus, das Annolied, das Leben Jesu. Otloh schrieb ein deutsches Gebet, und die Fahrenden verkünden uralte Sagen und neue Mären; Bischöfe, wie Gunther von Bamberg, finden Wohlgefallen an alten einheimischen Heldengeschichten und unternehmen abenteuerliche Ritterfahrten ins heilige Land.

Ein praktischer Geist durchweht auf einmal alles Leben. Man wendet sein ganzes Sinnen und Trachten der Staatswissenschaft zu. Die kaiserlichen Kanzleien gewähren vorzügliche juristische Ausbildung. Man weiß ganz genau die Form, „wie man an den Papst vorsichtig schreibt“. Die freien Künste führen nur noch ein scholastisches Dasein fort.

Mit Lothar (1126—1137) kommt die neue Zeitrichtung völlig zum Durchbruch. Cluny schien gesiegt zu haben, allem

äußeren Anscheine nach war die alte Richtung verdrängt, aber der Schein trog. Im Grunde genommen war die freie Richtung nur von den Klerikern zu den besseren Laienständen übergegangen und äußerte sich bald in einem sehr freudigen geistigen Leben, das allmählich dem klösterlichen überlegen ward. Rittertum und Minnesang waren die äußerlichen Zeichen der neuen Zeit, die höfischen Feinheiten wurden von Frankreich her langsam aber sicher dem deutschen Wesen eingeflößt. 1127 fand das erste Turnier zu Würzburg statt, 1175 wird schon in der Nähe des slavischen Ostens in der Lausitz ein solches abgehalten. Man legt auf die Kenntnis der Volkssprachen hohen Wert. Von Konrad (1138 bis 1152) rühmt die Chronik, daß er bewandert in allen Sprachen gewesen sei. Allerdings mit der lateinischen Dichtung ging's zu Ende. Um 1164 sagt Johann von Salisbury: „Dichter und Geschichtschreiber gelten für verrufen, und wenn sich jemand mit den Werken der Alten abgiebt, wird er von allen verlacht und für stumpfsinniger als ein Esel Arkadiens, für unempfänglicher als Blei oder Stein gehalten.“ So weit hatte es einerseits die kluniacensische Richtung gebracht, so weit war andrerseits schon der moderne Geist vorgeschritten, daß man statt alter römischer Gedichte lieber deutsche las. Die Fürsten unterstützten freudig die Dichter, die ihre Gesänge am Hofe vortrugen und mit der Harfe in der Hand von Land zu Land zogen, um dem Volke allerhand Merkwürdiges aus alter und neuer Zeit, aus fernen Gegenden oder im Dienste eines Fürsten vorzutragen.

Übrigens stellte sich eine ganze Anzahl Fürsten den Wissenschaften durchaus nicht so fremdartig gegenüber, als der obige Ausspruch andeuten könnte. Aber die Wissenschaft trug ganz anderes Gepräge, man übersetzte die verschiedensten fremden Werke, man wandte sich den Sprachen und Naturwissenschaften allmählich mehr zu, man gründete eigene Schulen für juristische und medizinische Ausbildung, besonders in Italien.

6. Die Staufen.

Friedrich I. (1156—1190) ließ seine Söhne wissenschaftlich erziehen und für sich Bücher zu Tegernsee abschreiben; er war gebildet und bekundete sein literarisches Interesse durch die Authentica habita, eine Verordnung, durch welche die fahrenden

Schüler vielerlei Vorteile erhielten, beim Kommen, Verweilen und bei der Rückkehr zu den hohen Schulen. 1155 ward sie für Bologna gegeben und 1158[1]) für alle Schulen erweitert. Der Grundgedanke der Verordnung ist der, daß diejenigen, welche zu einer Studienanstalt der Ausbildung wegen reisen, im kaiserlichen Schutz stehen. Wer ihnen unrecht thut, muß schwere Strafe leiden, und sie können sich, falls sie verklagt werden, vor ihrem Professor oder vor dem Bischof der Stadt verantworten. Auch sind sie von Abgaben frei. — Die nächstfolgenden Fürsten Heinrich VI. (1190—1197), Philipp (1198—1208) und Otto (1198—1218) waren in hohem Maße von den Kriegen in Anspruch genommen, aber sie begünstigten alle die Minnesänger. Friedrich I. hat selbst ein provençalisches Gedicht, Heinrich VI. zwei Minnelieder hinterlassen. Und während man am Hofe der Welfen mehr die Wissenschaft begünstigte, standen an den Höfen der Thüringer, Babenberger und staufischen Fürsten die Fahrenden in Ansehen. Jetzt ist die Blütezeit unserer mittelalterlichen Dichter: Heinrich von Veldeke, Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, Walther von der Vogelweide, Thomasin von Cirklaria; jetzt erhielten die Sagen von der Gudrun und den Nibelungen ihre letzte Gestalt. Die Blüte währt auch noch zur Zeit Friedrichs II. Für die Volksbildung geschah allerdings durch ihn gar nichts, und erst gegen Ende seiner Regierung treten die Franziskaner mit ihren bewunderten Wanderpredigten, mit ihrem gesuchten Volksunterricht auf. Auch der bessere Bürgerstand dachte — wenigstens in Deutschland — kaum daran, seinen Kindern Unterricht geben zu lassen. — Aber für eine neue wissenschaftliche Bildung trat der Kaiser mit allen Kräften ein. Er schrieb selbst ein Buch über die Reiherbeize, und später sagte man ihm nach, er habe auch das „Von den drei Erzbetrügern Moses, Christus und Mohammed"

---

[1]) LL. II. Friedr. I. 1158. p. 114.

Privilegium Scolasticum.

Habita super hoc diligenti episcoporum, abbatum, ducum, comitum, iudicum et aliorum procerum sacri nostri palacii examinatione, omnibus qui studiorum causa peregrinantur scolaribus, et maxime divinarum atque sacrarum legum professoribus, hoc nostre pietatis beneficium indulgemus, ut ad loca, in quibus litterarum exercentur studia, tam ipsi quam eorum nuncii veniant, et habitent in eis, secure.

geschrieben. Wenn dies auch nicht wahr ist, so sieht man doch den veränderten Anschauungskreis. Er liebte Naturgeschichte und Mathematik und sorgte für Sammlungen naturgeschichtlicher Art. Wie Friedrich I. ließ auch er seine Söhne sorgfältig erziehen. Er verstand Deutsch und Italienisch, Französisch und Lateinisch, Griechisch und Arabisch. Er umgab sich mit Gelehrten, wie Peter von Vinea. Schon Heinrich VI. hatte Lehrer des Briefstils mit nach Deutschland gebracht, Friedrich befahl selbst, Lehrbücher anfertigen und seine Bibliothek vergrößern zu lassen. Ludolfs Summa dictaminum entstand damals, die Übersetzungen der Schriften des Aristoteles, Galen, Gregor von Nyssa aus dem Griechischen und Arabischen verdanken wir seiner Anregung. „He was ein gud pape geleret," sagt die Magdeburger Schöppenchronik, um seine Verdienste anzudeuten. Denn Pfaff war damals jeder, der lesen, schreiben und Latein, kurz, die Schrift konnte, während sich der Laie mit Bildern begnügte und selbst Edelleute im Staatsdienste nicht Latein verstehen. — Friedrich II. legte 1237 den Grund zu den Universitäten zu Wien und besonders zu Neapel. 1224 erließ er den Stiftbrief der letzteren Universität. Er sagt darin: „Es möchten dadurch im Königreiche viele klug und weise werden und unter den Augen der Eltern studieren. Der Preis der Wohnungen soll nicht höher als zwei Goldunzen sein. In Civilsachen sollen sie vor ihren Doktoren und Magistern gerichtet werden. Der Besuch ausländischer Schulen ist verboten, bis Michaelis sollen alle auswärtigen zurückkehren." Friedrich erweiterte auch seines Großvaters Studentenschutzbrief der Juristen auf alle Fakultäten und erließ 1231 besondere Verordnungen für die Schule zu Salerno. Nur in Salerno durfte Medizin und Chirurgie vorgetragen werden. Magister darin durfte sich nur der nennen, der in Salerno geprüft war. Zur Praxis gehörte Fakultätszeugnis und Regierungserlaubnis, damit nur politisch Unverdächtige ein Amt bekämen. Auch König Konrad IV., der die Universität Neapel in Auflösung begriffen sah, wandte den Wissenschaften seine Gunst zu. Er erweiterte unter anderem die Universität zu Salerno zu einer wirklichen universitas literarum. Und während Manfred 1258 das Studium zu Neapel erneute, blühte noch unter dem Hause Anjou die Universität zu Salerno. Der Kaiser Friedrich II. bestimmte selbst Professoren oder ließ dieselben durch den Rat sachverständiger Bürger berufen.

Wir sehen, in Italien blühte die Wissenschaft unter kaiserlichem Schutze. Und wie sah es in Deutschland aus? Wohl wird einmal um 1239 von tausend Scholaren in Erfurt berichtet, aber wer weiß, welches merkwürdige Zusammentreffen dies war. Man ging im allgemeinen nach Paris oder Italien, um zu studieren. Und während heftige Wirren das Land zerrütteten, weilten die Glieder des Kaiserhauses in Palermo. Reich und kunstvoll erscholl in weicher sizilischer Sprache das Sinnen und Minnen der Edlen im Lied. Der Kaiser, Manfred und Enzio nahmen daran teil. Das verderbliche Festhalten am „römischen Weltreiche" untergrub die kaiserliche Macht. Konrad IV., der Begünstiger Rudolfs von Ems, besaß schon gar kein Ansehen mehr. Den Fehler, unter Mißkennung und Mißachtung der Nationalitäten den Ruhm der Weltherrschaft aufrecht erhalten zu wollen, mußte das edle Hohenstaufengeschlecht bitter büßen. Süß und klagreich verhallt des letzten Hohenstaufen Schwanengesang, das Minnelied Konradins. Die Blüte der Ritterschaft und des Rittertums hatte mit dem schrecklichen Ende des Erben Deutschlands ein jähes Ende genommen. Deutsche Dichter, wie der Schulmeister von Eßlingen, haben ihren Spott darüber.

Als nach der kaiserlosen Zeit Rudolf von Habsburg zum Könige gewählt ward, ein Held nüchternen Sinnes und kraftvollen Mutes, verzichtete er freiwillig auf die Rechte eines Weltherrschers in Rom. Er selbst war ganz ungelehrt, der Kölner Bischof übersetzte ihm bei der Krönung die lateinischen Reden. Auch gegen die Sänger und Ritter war er eingenommen und zog sich deshalb viel Haß zu. — Aber den neu aufblühenden Bürgerstand, der nach besserer Bildung strebte, unterstützte er. Die Ausbildung fürs praktische Leben überwog, man las auch Geschichtsbücher und lauschte den Vorträgen der Franziskaner; und bei den breiten Schichten des Volkes zog allmählich Aufklärung und Wohlstand ein.

VII. Die Predigt.

1. Schulen.

Im Verlaufe des frühen Mittelalters spaltete sich der Klerus in Mönche und Gelehrte. Mönchtum und Gelehrtentum schloß sich nie aus, gehörte aber auch nie unbedingt zusammen. Die Benediktinerregel läßt hier freien Spielraum. Schon früh, zum Teil überkommen aus dem römischen Heidentum, finden wir Anfänge einer Wissenschaft, die von der Religion und der Kirche unabhängig ist. Im 11. Jahrhundert und früher gab es Gelehrte, die dem Klerus nicht angehörten. Die Laien teilten sich, bedingt durch die freiere Lebensstellung des Adels, allmählich schroff in Ritterliche und in das gewöhnliche Volk. Aus diesem trat zu Ende des 13. Jahrhunderts der Bürgerstand, insonderheit die begüterten Kaufleute, dem Ritter fast ebenbürtig zur Seite. Die alte Teilung in Edle, Freie, Freigelassene und Sklaven hatte diese Wandlung genommen. Die Kulturgeschichte hat uns ein treues Bild gegeben von der Bildung und Erziehung des Mönchs und des Gelehrten und auch des Ritters; sie hat auch den begüterten Kaufmann nach Gründung der Stadtschulen bedacht. Der Bildung des gewöhnlichen Volkes hat man nicht die gleiche Aufmerksamkeit gewidmet. Und wenn auch die Quellen hierzu mangelhaft sind, so lohnt es sich doch, einmal der Frage näher zu treten: Welche Bildung empfingen die Kinder des Bürgers und des Bauern vor der Gründung der Stadtschulen? — Wenn auch das Volk nur bis auf einen geringen Bruchteil die neugegründeten Schulen des 13. und 14. Jahrhunderts besuchte, so beginnt doch nach dem Zwischenreich mit Rudolf von Habsburg in Sachen der Bildung die Zeit der Mündigkeit des Volks. — Wir behandeln die Jahrhunderte vor jener Zeit. Den Laien waren in der von uns umgrenzten Zeit verschiedene Schulen geöffnet.

Zunächst die äußere Schule der Dome und der Klöster. Ob schon Benediktus von Nursia, als er 529 das Kloster auf dem Monte Cassino gründete, neben der Mönchsschule auch eine fürs Volk errichtete, ist nicht zu beantworten. Der Benediktiner Günthner möchte dies mit Mabillon annehmen (Geschichte der literar. Anstalten in Bayern I, 21). Unter Karl dem Großen stand der Besuch der Klosterschule frei und war nicht an ein weiteres Verbleiben im Kloster geknüpft. Wer später dem Weltklerus angehören wollte, war nicht an die strengen klösterlichen Vorschriften gebunden. Das Maß der geforderten Kenntnisse war gering und zu manchen Zeiten gab es gar keins. An der äußeren Schule pflegte man nun eine mehr oder weniger freie Wissenschaft und huldigte wohl auch den Bestrebungen der schöngeistigen Literatur, der klassischen sowohl, als der vaterländischen. Ulrich von Zazikhoven, der Verfasser des Lanzelot, war ein Leutpriester. Die Carmina Burana reichen in ihren Anfängen auf Schüler der äußeren Schule zurück. Man sieht, dem Volke war durch diese Schulen nicht geholfen.

Eine andere Art waren die Diktatorenschulen und ihre Entsprechung an den kaiserlichen Kanzleien. (cf. Wiener Berichte XIV, 29—94.) Diktatorenschulen hatten die Aufgabe, geschickt für die Kanzlei zu machen. Es ward daselbst Anleitung zur Erlernung des Briefstils gegeben, zur Abfassung von Urkunden, zur Anfertigung metrischer und prosaischer Arbeiten — natürlich in lateinischer Sprache. Die drei Fächer des Trivium, Grammatik, Dialektik und Rhetorik spielten eine Hauptrolle; die des Quadrivium wurden mehr oder weniger vernachlässigt. Als Lehrbücher brauchte man die sogenannten Formelbücher, das waren Sammlungen von wirklichen und selbstgemachten Urkunden und Briefen, denen zuweilen theoretische Anweisung voranging. Solche Schulen bestanden immer in Italien. Schon früh finden wir Brief- und Formelsammlungen nach dem Vorbilde des Cicero, des jüngern Plinius und besonders des Kassiodor. Eine solche schola privata war die zu Trier. Ähnliche Schulen bestanden in Gallien und besonders in der Lombardei seit jenen Tagen bis ins späte Mittelalter. Ihr praktisches Ziel war die Schutzmauer vor allen Stürmen der Völkerwanderung. Nach Deutschland freilich haben sich dieselben anfangs nicht verpflanzt. Auch L. Rockinger (Über Formelbücher, S. 37) wagt nicht mehr zu behaupten, als daß durch Karl den Großen und durch Theodulf, den

Vollzieher der kaiserlichen Pläne, vielleicht die Einrichtung der schola privata im Frankenreiche heimisch wurde, wie sie in der Lombardei bestand. Am Hofe Karls vertrat die Hofschule (schola palatii, schola palatina, schola aulica) in beschränkter Weise die Diktatorenschule. Die Hofschule hatte keinen anderen Zweck, als dereinst wieder in den Hofdienst einzuführen. Es läßt sich annehmen, daß unter Leitung des Angelsachsen Alkuin alle freien Künste daselbst Pflege fanden, denn er hatte die vorzügliche Yorker Schule vor Augen. Aber die schriftlichen Arbeiten standen im Mittelpunkte. — Jene bekannte Schulvisitation Karls galt der Hofschule unter Clemens. Was ließ sich Karl zeigen? Epistolas et carmina, Briefe und metrische Arbeiten. Einer der ärmeren Schüler ist ein vorzüglicher „Diktator[1]) und Skriptor," ihn nimmt Karl alsbald in seine Kapelle und Kanzlei. Dies war der spätere Bischof von Straßburg, der Sachse Bernald († 840). Eine solche Hofschule bestand schon zur Zeit der Merowinger, und auch für Pipin hat man sie nachgewiesen. Damals verfolgte sie aber gewiß ausschließlich den Zweck, fähig für Verwaltungs- und Regierungsgeschäfte zu machen. Aus ihnen gingen die referendarii hervor, deren hauptsächlichste Aufgabe die war, Urkunden abzufassen. Dies thaten ja die pueri palatini von Karls Schule auch, aber sie mußten alle freien Künste, selbst Astronomie pflegen. Zur Zeit Ludwigs des Frommen, dann namentlich unter Karl dem Kahlen, bestand die Hofschule noch, unter Ludwig dem Deutschen scheint sie verfallen zu sein. Man hört nichts mehr davon, nur unter Otto I. ist möglicherweise eine kurze Nachblüte (Vita Brunonis, c. 5—7). Ihre Wirksamkeit erstreckte sich auf die kaiserliche Umgebung und nicht viel weiter. Die Diktatorenschulen und die Hofschule lebten nun verändert in jenen Anstalten der kaiserlichen Kanzleien fort. Formelsammlungen hatte man auch unter den Merowingern und Karolingern. „Otto I. setzte 938 fest, daß immer am Hofe des Kaisers ein juristischer Lehrstuhl sei (studium juris civilis), und daß junge Adlige verzeichnet würden, die sich der Rechtskunde widmen sollten." (Günthner I, 331.) Am bedeutendsten werden die kaiserlichen Kanzleien zur Zeit der

[1]) Man darf nicht an die gewöhnliche Bedeutung denken. Ursprünglich heißt dictare vorsagen, diktieren. Allmählich verbindet sich mit dem Worte der Begriff: überhaupt Arbeiten in ungebundener oder gebundener Rede anfertigen. cf. Dichter, dictamen.

Kämpfe zwischen Papst und Kaiser. Alberich von Monte Kassino (um 1079), Udalrich von Bamberg (1125), Wernher, Scholastikus von Tegernsee gaben Formelbücher heraus. Man befleißigte sich der größten stilistischen Feinheit. Unter den Staufen finden wir dasselbe; aber jetzt sind es wieder meist Geistliche, die in der Kanzlei sind. Für die Volksbildung kommen die Kanzleien kaum in Betracht. — Anders steht es mit den Pfarrschulen. Auf der Synode zu Vaison 529 ward festgesetzt, daß alle Priester junge Leute als Lektoren zu sich ins Haus aufnehmen und ihnen Unterricht gewähren sollten im Psalmengesang, in den kirchlichen Lesungen und in der heiligen Schrift — wie dies in ganz Italien Sitte sei. Karl erneuerte und erweiterte diese Anordnung. (M. G. LL. CC. 283 a. 809.) Aber noch mehr; wie früher die Geistlichen Kinder zum Unterrichte überhaupt bei sich haben sollten, so befahl auch Karl durch Theodulf, daß die Pfarrer in den Dörfern und auf Höfen Schule halten sollten. Kein Kind darf von der Lehre der Wissenschaft zurückgewiesen, kein Schulgeld darf verlangt werden. Ja, ein Mainzer Beschluß von 813 sagt, „daß alle ihre Kinder zur Schule schicken müßten, sei es ins Kloster, sei es zum Priester. Daselbst sollen sie den Glauben (den Athanasianischen) und das Vaterunser so lernen, daß sie zu Hause die andern diese Katechismusstücke zu lehren vermöchten. Wer es anders nicht kann, lerne es in der Muttersprache.“ Das war eine Anregung, die vereinzelt wohl im Auge behalten, aber nirgend nachweisbar durchgeführt ward. Für das eine höchstens könnte Cruels Vermutung zutreffen, daß Einrichtungen für den Kirchengesang und Kirchendienst an größeren Kirchen bestanden, an denen einzelne Gehülfen und Schüler die nötige Unterweisung erhielten; ob unter einem besonderen Magister, bleibe dahingestellt. — Die geringe Bedeutung der Verordnung für Erziehung und Bildung der Kinder aus dem Volke leuchtet ein.

Also weder die äußeren Schulen der Klöster und Dome, noch die Hofschule, noch jene der Diktatoren und die Kanzlei, selbst nicht die Pfarrschulen haben nachweisbar einigermaßen Einfluß auf die Volksbildung geübt. Es lag eben die Bildung und Erziehung immer noch allein in den Händen der Familie, des Bürgers und des Bauern selbst. Nur sehr selten mag es vorgekommen sein, daß Reiche besondere Pädagogen hielten, wie die Adeligen. Nun waren freilich in der ersten Hälfte des Mittel-

alters die Bildungsmittel in weit geringerer Anzahl vorhanden als heutzutage. Und man muß immer erst wissen, welche Bildung die Eltern selbst hatten. Aber der Bauer und Bürger tritt in jener Zeit so sehr zurück, daß es kein Schriftsteller für nötig fand, ihm Beachtung zu schenken. Nur aus vereinzelten Andeutungen läßt sich ein Bild in seinen Grundzügen entwerfen. Seine Bildung empfing das Volk von zwei Männern, von dem Fahrenden und vom Priester.

Zu den Fahrenden rechneten sich Mimen, Spielleute, wandernde Kleriker und Studenten und wer eben sonst noch „die Straßen baute.“ Gesellschaftlich waren sie einander ungleich, unähnlich war ihre Wirksamkeit, ihr Zweck war der gleiche. Sie zogen daher wie Wandervögel in der Luft, zu singen und sagen Mär und Gedicht, Wahrheit und Geschichte. Von fremden Ländern und glänzenden Höfen, die sie selbst gesehen hatten oder gesehen haben wollten, erklang ihr Lied. Was gab es da nicht alles zu berichten von den „72 Völkern“ („Weitfahrt“, „Traugemundslied“) und den „vielen Ländern“ (Walther)! Was gab es nicht von den Gaben der Ritter und Könige zu singen, die keinen so freudig bewirteten als sie! Wenn der Fahrende im Dienste einer Partei Stimmung für die Sache derselben machte und alle politischen Neuigkeiten politisch gefärbt aber im angenehmen Gewande von Ort zu Ort trug, that er bessere Arbeit für seinen Gönner als bestochene Edelleute. Die Fahrenden sorgten für Unterhaltung und Erheiterung, für Lust und Scherz, Sang und Tanz. Sie zeigten Bilder und wilde Tiere, führten Kunststücke und Seltenheiten vor. Auch brachten sie Amulette und heilkräftige Salben. Denn sie rotteten die Neigung des Volkes zum Aberglauben und Seltsamen nicht aus, pflegten sie vielmehr und verfielen wohl auch — aber nicht etwa immer — in die Rolle des Prellers und Schwindlers. — An der Aufklärung hatte der Fahrende nur geringen Anteil.

Weit bedeutender war der Einfluß der Priester. Diese boten dem Volke die einzige ernste Belehrung, wiesen auf ein Gott wohlgefälliges Leben nach Christi Vorbild hin und gaben Lebensermahnungen. Freilich hat man einen bedeutenden Nutzen oft in Abrede gestellt. Schon Karl sagte, sie mißbrauchten ihr Amt. Sie predigten oft Unduldsamkeit gegen Juden und Ketzer, waren immer auf Almosenforderungen bedacht. Und was damit zusammenhängt,

sie priesen die Werkgerechtigkeit und kamen andererseits der Forderung des Belehrens (plebes docere. Karls Kap. 769) nicht immer nach. Die Predigt war ja im ganzen Mittelalter meist in das Belieben des Pfarrers gestellt und fand nicht allsonntäglich statt, Bertholds Worte sind keineswegs dahin zu verstehen (I, 269. 275). Trotz alledem standen aber die Priester ja immer mit dem Volke im Verkehr, und der Bauer und Bürger mußte für die geringste Aufklärung dankbar sein. Von der Belehrung des Erwachsenen war nun wieder die Belehrung der Kinder abhängig. Es kam wiederholt vor, daß die Prediger das Volk geradewegs über Art und Weise, Inhalt und Ziel der Erziehung unterrichteten. Wir unterlassen es, hier den Einfluß der Priester auf die Laienbildung zu erörtern und beschränken uns auf die Bedeutung der Predigt für die Kindererziehung.

2. Die Missionspredigt.

Die Predigt gehörte vor Karl dem Großen durchaus nicht als wesentlicher Bestandteil zum Gottesdienste, wie Beichte, Abendmahl und Gesang. Auch muß von vornherein die Meinung zurückgewiesen werden, als ob je bis auf leicht erklärliche Ausnahmen eine Predigt vor dem Volke allein in lateinischer Sprache gehalten worden sei. Das widerspricht schon ganz und gar dem auch damals geltenden Gesetze der Anbequemung. Schon Gregor der Große hatte dies den Missionaren empfohlen (Beda, Hist. Eccl. I, 30), und Daniel von Winchester zeigte es dem Winfrid aufs neue. Die Missionare waren überhaupt Männer der That und des praktischen Lebens. Es lohnt sich, auf die Thätigkeit der größten kurz einzugehn, auf Gallus und Winfrid. Gallus war einer jener klostergründenden Iroschotten, die Masius in poetischer Weise schildert:

„Alle die derartigen Stifte waren übrigens von äußerster Einfachheit. Die Kirche aus bloßen Kalkstein- oder Schieferblöcken, gewöhnlich jedoch aus Holz aufgeführt und mit Rohr gedeckt, daneben ein wartenähnlicher Turm mit kleinen aus Blech geschmiedeten Glocken, ringsher endlich in gedrängter oder weiterer Gasse Zelle bei Zelle, die gleichwohl nichts weiter boten als ein Obdach. Denn die Lebensweise der Bewohner war eine völlig entsprechende. Sie folgten der Regel ihres jedesmaligen

Stammklosters, und diese Regel war streng, keine aber strenger als die von Bangor: sie strafte, um von den Fasten u. s. w. zu schweigen, selbst die geringsten Verstöße, etwa ein störendes Husten oder ein unzeitiges Wort, das Verschütten eines Trankes, mit Schlägen, die bis zu 50 und 100, selbst 200 anwachsen konnten, und doch pries sie der alte Hymnus als

Benchuiri bona regula
Recta atque divina,
Stricta, sancta, sedula,
Summa, justa ac mira.

So herrschte allerorten der Geist der Askese. Allein nichtsdestoweniger müssen unter eben diesen Männern auch die Pfleger gelehrter Studien gesucht werden, denen es zu danken ist, daß mitten unter den Verheerungen des 6., 7. und 8. Jahrhunderts das Erbe des Altertums wenigstens an einem Punkte des Abendlandes sicher geborgen blieb. Und selbstverständlich, daß bei ihnen auch mit dem Unterricht voller Ernst gemacht wurde. Mochte der Knabe nach keltischer Sitte, wie nach germanischer, in Lauf und Sprung und Schwung die Glieder üben, um etwa später als Jüngling mit den anderen seines Volkes auf den Bergen zu jagen oder im Fischerkahn mit dem Sturme zu kämpfen, so hatte dagegen der ins Kloster eintretende Schüler, selbst wenn er noch so jung war, sich alsbald jener unnachsichtigen geistlichen Zucht zu fügen, die wir vorher charakterisieren. „Wie viel Streiche und Striemen," ruft offenbar aus eigener Erinnerung Kolumban der jüngere, „wie viel Mühsal kostet die Erlernung der Musik und der Heilkunst," und dieses Wort galt ohne Zweifel mehr oder weniger von jeder Lehrstunde und jedem der zahlreichen Lehrgegenstände. Denn so streng der Unterricht war, so mannigfaltig war er auch. Mit religiösen Übungen wechselte wissenschaftliche und künstlerische Thätigkeit und vielartiges Handwerk, ganz wie unmittelbar darauf bei den Benediktinern. Insbesondere wandten die fleißigen Mönche sich auch dem Griechischen zu, das sich wohl selbst in ihre lateinischen Hymnen mischte; und wie als Sprachgelehrte und Dichter, so waren sie nicht minder berufen als Dialektiker und Sternkundige, als Sänger und Musiker, als Meister in Schönschrift und Miniatur, um weiterer Fertigkeiten nicht zu gedenken. Daher erklärt sich denn zur Genüge, daß selbst northumbrische Könige bei den Iren erzogen wurden, und daß Briten, Angeln

und Provinzialen von der Bretagne her — ja diese besonders häufig — die „Insel der Heiligen und Weisen“ aufsuchten, sei es um dort sich einem beschaulich-asketischen Leben zu widmen, sei es, um als hospites von den irischen Magistern zu lernen; denn Unterhalt und Unterricht wurden dem Fremden unentgeltlich gewährt. Aber bald zogen auch die Iren selbst oder, wie sie damals allgemein genannt wurden, die „Schotten“ (Scoti) nach dem Festlande hinüber, um dort dem Christenglauben den Weg zu bereiten. Ein nomadischer Trieb lag von Anfang an in ihrem Blut; nun ward das Pilgern zur frommen Pflicht (die peregrinatio pro deo), und war es nicht diese, so führte Überfüllung des Mutterklosters oder irgend ein Gelübde die Eifrigen übers Meer, tief in die entlegensten Gegenden, zumal aber nach dem südwestlichen Deutschland. Gewöhnlich wanderten sie ihrer zwölf unter Führung eines dreizehnten. Es waren Männer mit voll herabfallendem Haar, das am Vorderhaupt halbkreisförmig geschoren war; sie trugen hohe Stöcke und in der landesüblichen Ledertasche neben dem kleinen Reliquienschatz Gebetbuch und Schreibzeug, und einzelne erschienen auch im Zierat einer Tättowierung: echte Kelten von feuriger, kaum zu ermüdender Kraft und enthaltsam bis zur Bedürfnislosigkeit. Oft mochten die Gefahren der Wildnis sie bedrohen. Raubtiere umkreisen die kleine Schar, Nebel locken sie an die Abgründe, aber sie ziehen furchtlos weiter, bis ein Gesicht sie warnt, oder die Bäume ihre Zweige herabsenken, um ihnen das Ziel oder die Ruhestätte zu zeigen. Wo sie in einen fränkischen oder burgundischen Sprengel eintraten, erregte ihre abweichende Sitte und ihre kühne Predigt meist ebensoviel Befremden, als ihre Kunstfertigkeit Bewunderung, und später begegnete ihnen oft, statt gastlicher Aufnahme, Verdacht und Verfolgung. Warnte doch selbst Papst Gregor III. (739) die Bischöfe Bayerns vor dem Verkehr mit diesen Irrlehrern und Ketzern. Daher lebten sie denn vielfach als Einsiedler, oder sie legten unter dem Schutze eines günstig gesinnten Landesfürsten eigene Klöster an. Das sind nun die sogenannten Schottenklöster. Zu ihnen gehören, außer den Stiftungen Fridolins auf der Rheininsel Säckingen, und Kilians um Würzburg her und mehreren anderen, ganz besonders die des jüngeren Kolumban, des entschlossensten und weitwirkendsten der irischen Missionare.“

Von größerer Wirkung war aber für Deutschland sein Schüler

Gallus, der Gründer des berühmten Klosters. Als Kolumban 613 nach Bobbio zog, blieb der erkrankte Schüler im Alamannenlande zurück. Kolumban hatte ihm verboten bei seinen Lebzeiten Messe zu lesen, weil er die Erkrankung für Verstellung hielt. Von Arbon oder Bregenz zog er in die Berge, trat beim Fischfang in einen Dorn und gründete an jener Stelle 613 eine Einsiedelei. Bald zog er Schüler und Mönche herbei; und es entfaltete sich eine rege Thätigkeit, die der Mission und der Wissenschaft gewidmet war. 615 segnete er zu Konstanz den Bischof Johannes ein und hielt dabei eine lateinische Predigt, die Johannes verdeutschte. Jene lateinische Predigt ist erhalten, sie zerfällt in zwei Teile, einen historischen und moralischen. Im historischen wird die ganze biblische Geschichte durchlaufen und u. a. ausgeführt, daß die Schöpfung der Menschen wegen des Falls der Engel erfolgt sei, im moralischen, im zweiten Teil wird gefordert, daß die Christen gemäß ihren Gelübden leben, die Sünde meiden, das Gute thun und das jüngste Gericht vor Augen haben sollen. Christus wird Gott genannt. Das „allerdinge nicht schwören“ wird in „nicht allzukeck schwören“ umgedeutet, in Jerusalem verehrte man Saturn, Juno, Priapus. Die Taufe verpflichtet den Menschen, Christum nachzuahmen, Buße und Almosen befreien von Sünde. Das Reich Gottes ist die christliche Kirche. — Gallus hat weniger durch seine Predigten gewirkt, als durch Gründung jener Pflanzstätte, die nun jahrhundertelang im Mittelpunkte des geistlichen Lebens stand. In St. Gallen schrieb man lateinische und griechische Bücher ab, hier pflegte man zuerst die deutsche Schriftsprache in ausgiebiger Weise, hier zeichnete man alte deutsche Lieder auf und versah die Klassiker des Altertums mit Glossen, hier verdeutschte man zuerst lateinische Lehrbücher und sorgte für Verbreitung der Wissenschaft.

Die Iroschotten hatten in aller Stille die christlichen Spuren in Deutschland zur Grundlage ihrer Mission gemacht und hatten überall unabhängig von Rom Erfolge erzielt. Da trat 100 Jahre nach Gallus Bonifatius auf, schob geringschätzig, später eifrig und erregt, die alten Errungenschaften beiseite, um im Namen des Papstes die deutsche Kirche neu zu gründen. Er ward 680 zu Kirton in Devonshire geboren. In Exeter und Nhutscelle in der Grammatik und der Bibel vorgebildet, zog er 716 als Missionar nach Friesland, kehrte aber bald zurück und ging dann mit Genehmigung des Bischofs Daniel von Winchester nach Rom, wo

ihm der Papst 719 mit der förmlichen Ermächtigung den Segen zur Mission in Deutschland erteilte. In Deutschland legte er nun seine ganze gewaltige Persönlichkeit und Herrschernatur in die Wagschale, die iroschottischen Priester sich unterthänig zu machen und die deutsche Kirche zu organisieren. Gregor II. hatte ihm den Schutz Karl Martells ausgewirkt, und der ward ihm auch von dessen Nachfolgern reichlich zu teil. Allenthalben gründete er Klöster und Schulen, er selbst schrieb Lehrbücher über die Schulwissenschaften, dichtete, unterhielt einen ausgebreiteten Briefwechsel und erzog Schüler, die in seinem Sinne weiter wirkten. Seine Hauptstärke war die Organisation mit straffer Zucht, Prunkgerät in der Kirche und schönem Äußeren. Was er nicht begriff, war Irrlehre, die verdammt werden mußte. So verlangte er vom Papst die Verurteilung der Lehre von der Kugelgestalt der Erde als irische Ketzerei. So herrschsüchtig er gegenüber dem Volke war, so sehr war er dem Papst ergeben, den er öfter um Auskunft bittet, z. B. ob das Fleisch der Störche, Krähen, Biber und Pferde von den christianisierten Germanen noch gegessen werden dürfe, wie lange der Speck nach dem Schlachten liegen bleiben müsse, und wie oft Kreuze in der Predigt gemacht werden sollten. Es zeugt aber von seiner Tüchtigkeit, daß er den König von Mercia wegen Ehebruchs tadelt, der ein andermal Jagdvögel von ihm zum Geschenk erhält; wenn er ferner die Wotanseiche in Geismar, wenn auch unter königlichem Schutz, zu fällen wagte, wenn er 742 ein deutsches Konzil einberufen konnte, das den Papst das erste Mal in Deutschland als Oberherrn anerkannte. Voll Dank bekennt er: „Ohne den Frankenkönig hätte ich nichts vermocht." Die Volksbelehrung war ihm Nebensache, Bekenntnis und nicht anstößiges Leben genügte. Hoch ist ihm aber anzurechnen, daß er der Wissenschaft Raum gewährte. Die Predigt kannte er nicht in dem Sinne regelmäßiger Belehrung. Die Mönche aber sollten die Wissenschaft pflegen, das empfahl er noch im Alter dem Pipin. Indirekt kam dies doch dem Volke zu gute. 755 wurde er in Friesland von Räubern erschlagen.

Vom heiligen Gallus heißt es[1]) (Walahfr. Strabo. Vita St. G. I, 6): „Er hatte von Gott Gnade erhalten, daß er nicht

---

[1]) Vgl. Albert (Geschichte der Predigt I, 6—8, 59 f.), der daran festhält, daß die Predigt vor Karl im wesentlichen lateinisch war und lateinische Predigten vor dem Volk gehalten wurden.

nur in der lateinischen Sprache, sondern auch in der barbarischen bewandert war.“ Er bedurfte keines Dolmetschers, wie Kolumban (Cr. 11). Er hatte eine Schranke weniger zu überwinden, um die Alemannen zu bekehren (Raumer 251). Damit steht nicht im Widerspruch, wenn sein Schüler Johannes auf der Synode zu Konstanz, als er Bischof wird, die lateinische Rede seines Meisters verdeutscht (Cr. 7). Vom Friesenapostel Liudger heißt es gleichfalls, daß er in der Landessprache gepredigt habe (Goed. 18). Die Taufe geschah in deutscher Sprache. Das beweisen die aus frühester Zeit erhaltenen Taufgelöbnisse. Mit dem sächsischen (S. 103) vergleiche man das fränkische Taufgelöbnis:

Forsahhistû (Entsagest du) unholdûn? (Unhold, Teufel). Ih fursahu.

Forsahhistû unholdûn uuerc indi uuillon? Ih fursahhu.

Forsahhistû allêm thêm bluostrum (Opfer) indi dên gelton (Vergeltung) indi dên gotum thie im (sog.) heidene (der Heiden) man (Männer) zi bluostrum indi zi geldom enti zi gotum habênt? Ih fursahhu.

Gilaubistû (glaubst du) in got fater almahtîgan? Ih gilaubu (Ich glaube).

Gilaubistû in Christ gotes sun nerienton? (den rettenden) Ih gilaubu.

Gilaubistû einan got almahtîgan in thrînisse inti in einisse (Dreiheit und Einheit)? Ih gilaubu.

Gilaubistû heilaga gotes chirichûn (Kirche)? Ih gilaubu.

Gilaubistû thuruh taufunga sunteôno forlâznessi (Erlaß, Vergebung)? Ih gilaubu.

Gilaubistû lîb (Leben) after (nach) tôde? Ih gilaubu.

Eines der zahlreich erhaltenen Beichtformulare ist die

Fuldaer Beichte.

Ih uuirdu gote almahtigen bigihtig enti allen gotes heilagon enti thir gotes manne allero mînero suntono; unrehtero githanco, unrehtero uuorto, unrehtero uuerco; thes ih unrehtes gisâhi, unrehtes gihôrti, unrehtes gihancti odo andran gispuoni; sô uuaz sô ih uuidar gotes uuillen gitâti, meinero eido, ubilero fluocho, liogannes, stelannes, huores, manslahti, unrehtes girâtes; odo mir iz thuruh mîn kindisgi giburiti odo thuruh ubartruncani odo thuruh mîn selbes gispensti odo thuruh anderes mannes

gispensti; girida, abunstes, nîdes, bisprâchido, ubilero lusto; thaz ih ci chirichun ni quam sô ih mit rehtu scolta, mîna fastûn ni bihielt sô ih mit rehtu scolta, mîn alamuosan ni gap sô ih mit rehtu scolta, zuuêne ni gisuonta *, sunta ni furliez themo ih mit rehtu scolta, heilaga sunnuntaga inti heilaga missa inti heilagon uuizzod ni êrita sô ih mit rehtu scolta; âna urloub gap, âna urloub intphieng, uncîtin ezzenti, uncîtin trinchanti, uncîtin slâfenti, uncîtin uuachanti. Thes alles enti anderes manages, thes ih uuidar got almahtigon sculdig sî, thes ih gote almahtigen in mînero kristanheiti gihiezi enti bî mînan uuizzin forliezi, sô ih es gihuge, sô ni gihuge; sô ih iz githâhti, sô ih iz gisprâchi, sô ih iz gitâti; sô mir iz slâffenti giburiti, sô uuahhenti, sô gangenti, sô stantenti, sô sizzenti, sô liganti: sô bin ih es gote almahtigen bigihtig enti allen gotes heilagon enti thir gotes manne enti gerno buozziu frammort, sô fram sô mir got almahtigo mahti enti giuuizzi forgibit. Almahtig truhtin, forgib uns mahti inti giuuizzi, thînan uuillon zi giuuircanne inti zi gifremenne, sô iz thîn uuillo sî. Amen.

Aber nicht nur die Taufe und Beichte waren deutsch (cf. Goed. 17 — Statuta Bonif. c. 27. — Karoli enc. ad archiepisc. de doctrina 811. L. L. I, 171. — Hludov. et Hlotar. cap. 829. L. L. I, 341), zu Tours 818 und zu Mainz unter Rhaban 847 wird von den Priestern verlangt, daß sie die Predigten „in der Bauernsprache" zu halten verstehen müssen und so, „wie es das Volk begreifen kann." Die erhaltenen lateinischen Predigten sind entweder für den Klerus berechnet (sermones ad clerum) oder sie sind Concepte und Entwürfe; dies beweist auch ein Wort aus den lateinischen Sermonen des Bischofs Eligius: „Ideo rustico sermone vos alloquimur." (Hom. 6.) — Also schon vor Karl dem Großen ward die deutsche Sprache zu kirchlichem Gebrauche verlangt[1]) und ebenso in Bezug auf den Inhalt der Belehrung,

[1]) Stat. Bonifatii. c. 27. Nullus sit presbyter, qui in ipsa lingua qua nati sunt baptizandos abrenuntiationes vel confessiones aperte interrogare non studeat, ut intelligant, quibus abrenunciant vel quae confitentur. — Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß einige die Stat. Bonif. in eine etwas spätere Zeit versetzen, jedenfalls aber in die Karls. — Die Echtheit der Sermone des Bonifatius behauptet Cruel entschieden gegenüber Müllenhoff (Denkm.).

daß Kinder und Erwachsene das Vaterunser und den Glauben erlernen sollten. Dies befahlen Augustin,[1]) Isidor,[2]) Cäsar von Arles (Homil. 10.), Eligius (Aug. Opp. IX, 1143), Bonifatius[3]) (cf. Cr. 25). Bonifatius erwähnt merkwürdigerweise das Vaterunser nicht mit, wohl aber sein Schüler Burghart v. Würzburg (Homil. 18), seit 741 Bischof der dortigen neugegründeten Diözese. — Diesem verdanken wir die Zusammenstellung eines Homiliariums. Wenn auch das wenigste von ihm selbst ist, so tritt uns doch daraus ganz deutlich hervor, was noch auszurotten und was zu lehren war. In der einen Homilie werden die heidnischen Neujahressitten verdammt (Cr. 31), das Umherziehen mit Tanz und Gesang, Mummenschanz mit Tierfellen und Weiberkleidern; in der anderen (H. 19. Cr. 32) wird auf das Schändliche des Gebrauchs von Amuletten und Zaubereien bei Krankheiten hingewiesen. Wiederum verwarnt Burghart die kinderlosen Gatten, nicht gotteslästerliche Kräuter und Beschwörungen zu gebrauchen (H. 20); oder die Frucht abzutreiben und neugeborne Kinder zu töten (H. 25). Er verbietet das Lärmen und Schreien bei Mondfinsternissen, „um dem bedrängten Gestirn Hilfe zu leisten", und untersagt den Gottesdienst bei Bäumen und Quellen (H. 23). Am wichtigsten für uns ist die 6. Homilie. — Sie ist betitelt: „Ad Competentes" und ist an erwachsene Heiden gerichtet, welche in der bevorstehenden Osterzeit getauft werden sollen. Sie sollen den Haß aus dem Herzen löschen, um Verzeihung bitten, begangene Sünden bereuen, Neid, Hoffart, Lüge, Unmäßigkeit fliehen. Die Taufzeugen aber sollen ihre Paten durch Lehre und Leben auf gutem Wege erhalten, da sie Bürgen für dieselben bei Gott geworden seien (cf. Augustin, de tempore 116. 163). Eltern und

---

[1]) Aug. Enchir. c. 6. 8. — Serm. de diversis IX. — Liber homil. 42. De tempore 215 f.: Ille bonus Christianus est, qui symbolum et orationem dominicam memoriter tenet et filios vel filias suas, ut ipsi teneant, fideliter docet.

[2]) Isid. Hispal. Sentent. lib. I, 23 (Opp. 1617 p. 422): Fidei symbolum et dominica oratio pro tota lege parvulis ecclesiae ad coelorum regna sufficit capessenda.

[3]) Cr. 22. — Bonif. Sermo 1, Abs. 2. (Nach Augustin de definitionibus orthod. fid.): „Es ist nötig, fest und sicher im rechten katholischen Glauben zu sein. — Darauf ist es sehr notwendig jedem Menschen, die fides catholica et apostolica zu lernen, am meisten den christlichen Predigern und Lehrern der Kirche des Herrn."

Kinder sind verpflichtet, den christlichen Bund, bewirkt durch die Taufe, bis ans Ende zu halten, um des himmlischen Lohnes teilhaftig zu werden.

Das ganze Homiliar ist für die Bekämpfung heidnischer Überreste und zur Befestigung des jungen Christentums geschaffen.

Dies bezeugt auch die 9. Homilie (nach Augustin, De tempore 163). Es ist dies eine Ermahnung an die Taufzeugen, für die christliche Erziehung ihrer Paten Sorge zu tragen. Sie sollen dieselben ermahnen, daß schändliche Gesänge ihrem Munde nicht entströmen, daß sie weder Amulette noch teuflische Zeichen tragen noch andere damit versehen, und daß sie die Zauberpriester wie Knechte des Teufels fliehen möchten. Dagegen wird gefordert: die Erlernung und Bethätigung des christlichen Glaubens, fleißiger Kirchenbesuch, schweigend-andächtige Aufmerksamkeit für die göttliche Lehre, Ehrerbietung gegenüber den Priestern und Eltern in der Liebe wahrer Frömmigkeit zu ehren.[1])

Wir sehen ab von den Aufforderungen Karls an den Klerus, die Erziehung der Kinder in die Hand zu nehmen. Karl hat wiederholt auch den Priestern das Predigen eingeschärft, besonders in der Allgemeinen Ermahnung 789. Die regelmäßige Predigt an jedem Sonn- und Feiertag setzte er 801 zu Aachen fest. (L. L. I, 87.) Von allen Priestern verlangte er 805 (L. L. C. C. Franc. 235, c. 12) die Kenntnis des Predigtkanons für alle Sonn- und Festtage. Die Meinung, das Homiliarium des Paulus Diakonus sei allgemein und auch bei der Volkspredigt gebraucht worden, ist zurückzuweisen. 810, 813, 850 wird das Gebot der sonntäglichen Predigt wiederholt. Und Konrad I., jener kraftvolle Fürst, der in jeder Hinsicht ein warmes Herz für den Unterricht im Kloster wie für die Volksbelehrung hatte, der sich aber durch seine Feinde in allem gehemmt sehen mußte, erinnert die Priester aufs neue zu fleißiger Predigt.[2])

---

[1]) Cr. 33 f. Burgh. Hom. 9: — et admoneant, cantica turpia vel luxuriosa ex ore non proferant, auguria non observent, phylacteria et characteres diabolicos nec sibi nec suis suspendant, incantatores velut ministros diaboli fugiant, fidem catholicam teneant, ad ecclesiam frequentius currant, contempta verbositate lectiones divinas attentis auribus audiant, sacerdotibus et parentibus honorem amore verae charitatis impendant. —

[2]) L. L. II; 556, 5. Synodus Altheimensis 916. Episcopos et sacerdotes admonemus et coram districti iudicis oculis contestamur, ut pie

Zu Paderborn 785, zu Aachen 789 und 825 werden aber auch die Laien zur Achtung der Priester und zum regelmäßigen Besuch des Gottesdienstes aufgefordert. Schon 822 hatte man sich zu Attigny darüber beklagt, daß sich die Reichen dem Kirchenbesuche entzögen und lieber in eigenen Kapellen Messen und Predigten hörten oder nicht hörten.

Die karolingische Vorschrift war von hoher Bedeutung. Wenn ihr auch nicht unbedingt Folge geleistet ward, so zeigt doch die Literatur der damaligen Zeit die Gewalt ihres Einflusses. Es sind uns — abgesehen von lateinischen Predigten und Predigtsammlungen — auch einige deutsche Übersetzungen erhalten geblieben.

Darunter befindet sich die 76. Predigt Augustins über den wankenden Petrus (De Petro titubante, Matth. 14, Denkm. 60); eine Predigt über die Berufung der Völker (De vocatione gentium Denkm. 59), nach der damaligen Weise zusammengesetzt aus Stellen Augustins, Gregors, Isidors; ein Predigtbruchstück Bedas in altsächsischer Übersetzung (Denkm. 70). Das wichtigste aus dieser Zeit ist aber die „Ermahnung an das christliche Volk“ (Exhortatio ad plebem christianam“).

3. Ermahnung ans christliche Volk.

(Exhortatio ad plebem christianam.)

Die Ermahnung an das christliche Volk ist das erste pädagogische Denkmal in deutscher Sprache. Es ist wahr, daß ziemlich die ganze prosaische Literatur vor der „Ermahnung“ pädagogischen Zwecken diente, daß manches davon uns die Art und Weise des Unterrichts veranschaulicht; aber theoretische Anweisung mit praktischer Ausführung findet man zuvor nicht.

Karl der Große hatte wiederholt das Einlernen des Glaubens und des Vaterunsers verlangt und hatte dies den Priestern zur Pflicht gemacht. Es scheint der Befehl Karls sehr langsam verwirklicht worden zu sein. 802 beschließen die versammelten gelehrten Priester (L. L. C. C. I, 106 c. 5): „Es soll jeder Priester dem ihm übergebenen Volke das Vaterunser und den Glauben ein-

---

et juste et caste vivant et diligenti studio missas populi cantent et pabulum verbi divini illis, id est praedicationem, sedulo administrent, quia ut ait beatus Gregorius: Iram contra se occulti iudicis excitat sacerdos, si sine praedicationis sonitu incedit.

pflanzen." Karl der Große erhebt dies mit fast denselben Worten zur Vorschrift (a. 809. L. L. C. C. I, 238. c. 3. ca. 802—813. C. C. I, 147, c. 2. 802. C. C. I, 101. c. 29). Auf jenen Beschluß 802 führt man gewöhnlich die Entstehung der „Ermahnung" zurück. Sie enthält eine Aufforderung des Priesters an die Erwachsenen, das apostolische Bekenntnis und das Vaterunser zu lernen und es die Taufpaten zu lehren. An die Predigt schloß sich die Vorsagung und Erklärung, die Einübung und dann die nochmalige Aufforderung an, zu lernen und zu lehren. — Diese Predigt ist nach lateinischem Texte in zwei deutschen Fassungen enthalten, die auf die Wirksamkeit des Bischofs Atto von Freising (784—810) zurückzuführen sind. Es folgt hier der Text nach Braune.

Hlosêt (höret) ir, chindo liupostun (liebste Kinder), rihtî (Richtschnur) dera calaupa (des Glaubens), dê (die) ir in herzin cahuctlîho (im Gedächtnisse) hapên sculut, ir den christâniun namun intfangan eigut (habt), daz ist chundida (das Zeichen) iuuerera christânheiti, fona demo truhtîne (v. dem Herrn) in [man] caplâsan, fona sîn selpes iungirôn casezzit. dera calaupa cauuisso (fürwahr) faoiu (wenige) uuort sint, ûzan (aber) drâto (sehr) mihiliu carûni (große Geheimnisse) dâr inne sint pifangan. Uuîho âtum (der heilige Geist) cauuisso dêm maistron dera christânheiti, dêm uuîhôm potôm (Boten) sînêm deisu (diese) uuort thictôta (von dictare) suslîhera churtnassî (in solcher Kürze), za diu daz (deshalb, damit) allêm christânêm za galauppenne ist iâ (und) auh simplun (immer) za pigehanne (bekennen), daz alle farstantan mahtîn iâ in hucti (Gedächtnis) cahapên (behalten). inu (denn) huueo (wie) quidit (nennt, bekennt) sih der man christânan, der deisu fôun uuort dera calaupa, dera er caheilit (gerettet) scal sîn, iâ dera er canesan (erlöst, selig) scal (soll), iâ auh dei (die) uuort des fraono (herrlichen, göttlichen) capetes (Gebetes), dei der truhtîn selpo za gapete casazta: uueo mag er christâni sîn, der dei lirnên (lernen) ni uuili noh in sînera cahuctî (Gedächtnis) hapên? odo uuê mac der furi andran dera calaupa purgeo (Bürge = Pate) sîn, ado furi andran caheizan (geloben), der dê calaupa noh imo ni (nicht einmal selbst) uueiz? pidiu (deshalb) sculut ir uuizan, chindilî mîniu, uuanta (weil, daß) eo unzi (solange bis) daz iuuêr eogalîhêr dê selpûn calaupa den sînan fillol (Söhnlein, Taufpate) calêrit za farnemanne, den er ur deru taufî intfâhit, daz er sculdîg ist uuidar got

des caheizes (der Bürgschaft); iâ der den sînan filleol lêren farsûmit (versäumt), za demo sônnatagin (am Sühntage — jüngstes Gericht) redia (Rechenschaft) urgepan scal. —

Nun folgte Wort für Wort von seiten des Priesters das Vorsagen, die Einprägung, Übersetzung und Erklärung des Glaubens (s. z. B. St. Galler Credo Br. III, 2; Weißenburger Katechismus IX c.):

Credo in deum patrem omnipotentem creatorem caeli et terrae. Et in Jesum Christum unicum filium eius Dominum nostrum, qui conceptus est de spiritu sancto, natus ex Maria virgine, (passus) crucifixus sub Pontio Pilato, mortuus et sepultus descendit ad inferna, tertia die resurrexit a mortuis, ascendit in caelos, sedet ad dextram patris inde uenturus est iudicare vivos et mortuos. Et in spiritum sanctum, sanctam catholicam ecclesiam, communionem sanctorum, remissionem peccatorum, carnis resurrectionem et vitam aeternam.

Althochdeutsch:

Gilaubiu in got fater almahtîgon, scepphion himiles enti erda. Enti in heilenton Christ, suno sînan einagon, truhtîn unseran. Ther infanganêr ist fona heilegemo geiste, giboran fona Mariûn magadi, giuuîzzinôt bi pontisgeu Pilate,[1]) in crûci bislagan, toot endi bigraban. Nidhar steig zi helliu, in thritten dage arstuat fona tootêm, ûf steig ci himilom, gisaaz ci cesuûn[2]) gotes fateres almahtîges: Thanân quemendi ci ardeilenne quecchêm endi doodêm. Gilaubiu in âtum uuîhan, uuîha ladhunga allîcha, heilegero gimeinidha, ablâz sundeôno, fleisges arstantnissi, liib êuuîgan. Amen.

Und darauf in gleicher Weise das Vaterunser (s. z. B. Freisinger Paternoster. Br. VIII.):

Pater noster qui es in caelis. Fater unsêr, dû pist in himilum. Mihhil (sehr) gôtlîch (gut) ist, daz der man den almahtîgun truhtîn (Herrn) sînan fater uuesan (sein) quidit (sagt). karîsit (es ziemt sich) denne, daz allero manno uuelîh (jedermann) sih selpan des uuirdîcan gatôe (sich würdig erweise), cotes sun ze uuesan.

---

[1]) Dazu fügt Notker als Erklärung für die Schüler die nötige Anmerkung, Pilatus hatte wie alle Römer der Sitte gemäß zwei Namen, nämlich noch den Namen des Vaterlandes Pontus.

[2]) Notker: Die Rechte ist das ewige, die Linke das irdische Leben.

Sanctificetur nomen tuum. Kauuîhit (geweiht, geheiligt) sî namo dîn. Nist uns des duruft (Bedürfnis), daz uuir des dikkêm (bitten) daz der sîn namo kauuîhit uuerda, der eo (immer) uuas uuîh (geweiht, heilig) enti eo ist: ûzzan des (außerdem) dikkamês, daz der sîn namo in uns kauuîhit uuerda enti dê uuîhnassî (Heiligung), dê uuir in dero taufî fona imo intfengun (empfingen), daz uuir dê ze demo suonotakin (Sühnetag, jüngste Gericht) furi inan kahaltana pringan muozîn.

Adveniat regnum tuum. Piqhueme (es komme) rîhhi dîn. sîn rîchi uuas eo enti eo ist: ûzzan des dikkamês, daz daz sîn rîchi uns piqhueme (zu komme) enti er in uns rîchisôia (herrsche), nalles (nicht) der tiuval, enti sîn uuillo in uns uualte, nalles des tiuvales kaspanst (Verlockung).

Fiat voluntas tua sicut in caelo et in terra. uuesa (es werde) dîn uuillo, sama sô in himile est, sama in erdu, daz nû sô unpilipono (unabläſſig) enti sô êrlîcho (ehrfurchtsvoll) sôso dê engilâ in demu himile dînan uuillun arfullant (erfüllen) des mezzes (in dem Maße) uuir inan arfullan muozzîn.

Panem nostrum cotidianum da nobis hodie. Pilipi (Nahrung) unsraz emizzîgaz (täglich) kip uns eogauuanna (immer). In desêm uuortum sint allo unsro lîcmiscun durufti pifankan (leiblichen Bedürfniſſe eingeſchloſſen). Nû avar êuuîgo forkip uns, truhtîn (Herr), den dînan lîchamun (Leib) enti dîn pluot, daz uuir fona demu altare intfâhamês, daz iz uns za êuuîgera heilî enti za êuuîkemo lîpe (Leben) piqhueme (bekomme, gedeihe) nalles za uuîzze (Qual): enti dîn anst (Gunſt) enti dîno minnâ in uns follîcho kahalt (anhalte).

Et dimitte nobis debita nostra, sicut et nos dimittimus debitoribus nostris. Enti flâz (erlaß) uns unsro sculdi, sama sô uuir flâzzamês unsrêm scolôm. makannôtduruft (dringendes Bedürfnis) allero manno uuelîhhemo (jedermann), sih selpan (ſelbſt) desêm uuortum za pidenchennæ, daz allero manno uuelîh sînemu kanôz (Genoſſen) enti sînemu prôder (Bruder) er allemu hugiu (Gedanken) enti hercin sîno missitâti flâzze (erlaſſe) daz imu der truhtîn sama deo sîno flâze. danna er demu sînemu kanôzze (Genoſſen) flâzan ni uuili, danna .... er qhuidit: flâz uns sama sô uuir flâzamês.

Et ne nos inducas in temptationem. Enti ni princ unsih in chorunka (Verſuchung). ni flâz unsic truhtîn, den tiuval sô

fram (soweit) gachorôn (versuchen) sôso sîn uuillo sî, ûzzan (sondern) sôso uuir mit dînera anst (Huld) enti mit dînem ganâdan ubaruuehan (überwinden) mekîn (vermögen).

Sed libera nos a malo. ûzzan kaneri (errette) unsih fona allêm suntôn, kalitanêm (vergangnen) enti antuuartêm (gegenwärtigen) enti cumftîchêm. Amen.

Nû allero manno calîh, der christâni sîn welle, dê galaupa iauh daz frôno gapet alleru îlungu (mit Eilung) îlle (eile) calirnên iauh (und auch) dê kalêren, dê er ur tauffî intfâhe (die er aus der Taufe hebe); daz er za sônatage ni uuerde canaotit (genötigt) radia urgepan: uuanta iz ist cotes capot iâ daz ist unsêr hêlî (Heil) iâ unsares hêrrin (d. i. Kaiser Karl) capot, noh uuir andar uuîs (auf andre Weise) ni magun unsero sunteôno antlâz (Sündenvergebung) cauuinnan.

Zu unserem Denkmal sei noch erwähnt für des Althochdeutschen Unkundige, daß in diesem bayrischen Denkmal meistens t p k stehen, wo wir heute d b g schreiben, und daß die Vor- und Endsilben noch volle Vokale haben, wo wir heute nur stummes e sprechen.

Die Zuhörer werden filii carissimi, filioli mei angeredet. Der letzte bestimmte Hinweis auf das kaiserliche Gebot ergiebt obige Zeitbestimmung. Die kaiserliche Anordnung ist übrigens der Anlaß zur Verdeutschung ähnlicher Katechismusstücke geworden. Außer dem Glauben und dem Vaterunser wurde das Athanasianische Glaubensbekenntnis, das Verzeichnis der Hauptsünden, das Gloria in excelsis übersetzt (Weißenburger Katechismus); Taufgelöbnisse stammen schon aus früherer Zeit. Stücke aus dem Neuen Testamente und den Psalmen wurden übertragen oder glossiert; ebenso aus Isidor, Augustin, Boëthius. Hymnen, Beichten und Gebete übersetzte man und schuf selbst solche. Und alles dies stand mehr oder minder mit der Volksbelehrung durch die Priester in Zusammenhang.

Der Brauch, daß die Paten für das Erlernen jener zwei Katechismusstücke Sorge trugen, dauerte während des ganzen Mittelalters, noch Berthold von Regensburg schärft ihn ein, Albertus Magnus († 1280) aber hielt eine solche Ermahnung für überflüssig, da dies ja alle christlichen Eltern selbst könnten (Cr. 45).

Cruel

Für die Pädagogik kommen in der Folgezeit von den 70 lateinischen Predigten des Rhabanus (776—856) drei in Betracht, eine Erklärung des Glaubens, eine des Vaterunsers und eine Ansprache an die Gevattern über die übernommenen Pflichten. In der 11. Predigt (Cr. 60) spricht Rhaban von der Heiligung des Feiertags und gebietet, denselben nicht mit Jagd, Würfelspiel, Fischfang und Lärm zuzubringen, wobei größere Milde den Hunden als den Sklaven gegenüber bewahrt werde, sondern sich mit Gebet und Lesen zu beschäftigen. „Und wer nicht lesen kann, der suche einen frommen und gelehrten Mann auf, um sich seines Gespräches zu freuen.“ (Aus einer Predigt des Maximus.)

Haymos Homiliarium ist in einer längeren und in einer kürzeren Form auf uns gekommen. Letztere ist deutsch und wurde von Hoffmann von Fallersleben (Fragmenta theotisca) herausgegeben. In diesen Fragmenten befinden sich auch die schon erwähnten Predigten von der Berufung der Völker und von dem wankenden Petrus.

4. Die deutschen Predigten des 11. und 12. Jahrhunderts.

Aus der deutschen Predigtliteratur des 10. und 11. Jahrhunderts ist sehr wenig zu erwähnen. Sie ist im 11. Jahrhundert nicht unbedeutend. (S. Quellenverzeichnis b. Goed. 55 f.) Von Godehard von Hildesheim († 1038) wird gerühmt, daß er auch als Volksprediger um Kirche und Schule Verdienste erwarb (S. S. IX, 162). Bischof Wigbert von Merseburg († 1009) suchte in eifriger Predigt und Lehre seine ihm anvertrauten Pfarrkinder vom Aberglauben zu befreien. Am Laurentiustage 1012 hielt Thietmar von Merseburg vor versammelter Gemeinde eine Predigt, in der er dringend bat, daß die Gemeine mit ihm in gemeinsamem Gebet für den kranken Erzbischof Bernward von Hildesheim bete; und dies geschah auch. Anno von Köln befahl bittend, mit seiner bischöflichen Macht und väterlichen Liebe, allen seinen Zuhörern, sie sollten zu Hause den Ihrigen wiederholen, was man glauben, hoffen, lieben müsse. Und die kleinen Kinder lernten und lehrten den „Glauben Annos“ und sagten ihn morgens und abends her (S. S. XI, 470).

In einem Kodex des 10. Jahrhunderts werden in einem

Emmeramer Bücherverzeichnis auch deutsche Predigten erwähnt, und es ist davon einiges erhalten (s. Denkm. 212 ff.), was für uns ohne Belang ist.

Die mit Sorgfalt herausgegebenen Predigtsammlungen vom 11. bis zum 13. Jahrhundert (besorgt von H. Leyser, Roth, Grieshaber, Wackernagel, Kelle, Jeitteles, Schönbach u. a.) zeigen meist durchaus kein originelles Gepräge. Die Predigten sind, wie dies Sitte war, mosaikartig aus guten Stellen der besten Kirchenschriftsteller zusammengesetzt; oft hat man nur eine mehr oder weniger freie Bearbeitung alter Predigten vor sich. Man hatte den oft wiederholten Gedanken des Augustin und Hieronymus wohl beherzigt: wie die Juden zu handeln, die den Ägyptern das Geld raubten und heidnische Weiber nahmen, nachdem sich diese vorher gebadet hatten. Man hatte aber auch der Christen Gold aus den Schriften genommen und sich mit fremden Federn geschmückt. Und wie den Satz des Augustin und Hieronymus der Reihe nach Kassiodor, Alkuin, Rhaban (Specht 46—50), Honorius Scholasticus (Cr. 142) wiederholten, so schrieb man alle heidnischen und christlichen Schriftsteller ab und aus. Das thaten nicht nur Geister zweiten Ranges, ein Rhaban glänzt an erster Stelle. Man vergleiche beispielsweise sein Buch von der Ausbildung der Kleriker (de institutione clericorum) mit Augustins Buch von der christlichen Lehre (de doctrina christiana).

Aber es handelte sich ja damals gar nicht um geistsprühende eigene Gedanken, war es doch schon viel, daß man in jener Frührenaissance der Karolinger und Sachsen, in jenem verkannten saeculum obscurum, das verhohlen gepriesene bezaubernd Schöne des Heidentums pflegen wollte, so gut man konnte. Am allerwenigsten brauchte da die Predigt darauf Anspruch zu erheben, originell sein zu wollen. Fragte das Volk etwa danach, ob das auch Rhaban selber sich zurecht gelegt hätte, oder ob Augustin oder Hieronymus der Urheber sei? Dem Volk konnte das Eigentumsrecht völlig gleichgültig sein, wenn es nur überhaupt etwas zu seinem Nutz und Frommen hören konnte.

So mangelhaft der niedere Pfarrklerus die lateinische Sprache verstand, so wußte er doch ganz hübsch von dem Leben der Heiligen und ihren Wundern zu erzählen, die Weisheit des Physiologus dem Laien vorzusetzen, die Kriegeszeiten der Gegenwart zu besprechen und wohl gar ein altes Lied einzuflechten. Das hörten die Laien

und erzählten zu Hause gewiß gern davon, zudem wenn ein Erzbischof wie Anno dazu ermahnte. —

Cruel behauptet, mindestens die Hälfte des Pfarrklerus im 12. und 13. Jahrhundert seien ungelehrt gewesen, sacerdotes simplices oder illiterati (Cr. 262), da ja das Amt nicht von dem Besuche irgend einer Schule abhängig war. Die Volkspredigten (sermones ad populum) waren immer deutsch, die Kleriker predigten wie das Homiliarium des Paulus Diakonus, meist lateinisch. 1291 konnten in dem berühmten St. Gallen weder Abt noch Mönch schreiben (Cr. 127), und selbst Bischöfe waren der edlen Kunst des Lesens nicht mächtig.[1])

Aber für das weit ungebildetere Volk fiel doch immer von den Predigten der ungelehrten Prediger etwas ab. Bedeutender freilich war der Einfluß der Kreuz- und Ketzerprediger. —

So bemerkenswert die Predigt des 12. und 13. Jahrhunderts für die Bildung des Volks ist, so bietet sie doch wenig, was für die Jugenderziehung von Interesse wäre. Es werden die Gelehrten und Lehrer immer dem Volke als hoch stehend dargestellt, denn sie sind dir, „die die buoch kunnen“ (Schönbach I, 267, 9). Wer der Botschaft der heiligen Lehrer folgt, ererbt das Himmelreich (Sch. II, 121, 37). Auf die Schulen der Römer wird hingewiesen, da lernte man schießen, springen, schirmen, fechten und alles, was nötig war, wenn's gegen den Feind ging (Sch. II, 17, 10). Es wird gesagt, daß die Lehrer (natürlich sind die Prediger gemeint) so oft ihre Rede über die Güte des Vaters erschallen lassen (Sch. II, 3, 11). Johannes wird als der erste Lehrer bezeichnet, der Anweisung zur Erlangung des Gottesreiches gab (Germ. I, 445, 39), und noch in später Zeit nimmt Nikolaus

---

[1]) S. S. X, 403, 34. Henricus de Vaelbeke abbas eligitur, vir magne nationis sed simplex. 45. Anno domini 1274 gregorius tercio anno pontificatus sui profectus ab urbe Roma, venit Lugdunum ubi pro passagio terre sancte statuit consilium ad quod inter ceteros episcopos Henricus de Gelria, Leodiensis episcopus, personaliter citatus comparuit. Quod ubi Leodiensibus et ceterarum villarum maioribus innotuit, nuncios illuc destinant, episcopum de suis insolenciis accusant. Qui presenti tandem pape Gregorii accercitus, presentibus ibidem precipuis theologis, Thoma de Aquino ordinis Predicatorum, et Bonaventura ord. fratrum Minorum, exclusa comitiva suorum nobilium, episcopus solus assistit. Appositus ergo illi liber est ad examinandum, sed illiteratus repertus ab episcopatu destituitur, et reddito annulo recedere iubetur.

von Straßburg (ca. 1326) den schon oft angedeuteten Gedanken auf und bezeichnet Christum als Schulmeister. Zur kleinen Schule gehören wir Menschen, die der heilige Geist belehrt, die große Schule ist die Hölle und die dritte das ewige Leben (Hoffm. Altd. Bl. II, 168).

Es ist wenig Bemerkenswertes für die Pädagogik. Man sieht aber doch daraus, daß die Priester den Beruf eines Volkslehrers fest im Auge behielten, und wenn sie sich selbst als solche bezeichneten, mußte ihre Stellung um so verantwortungsreicher sein.

VIII. Lehrbücher für den Unterricht.

1. Das erste Lesebuch des Triviums, die Fecundia Ratis.

Während die Schüler vor dem gelehrten Unterricht das schwere Psalterbuch zum Lesenlernen in die Hand bekamen, erfreuten sie sich beim Übergang zum Trivium im 7. bis 10. Lebensjahre der Sprüche und Fabeln des Cato, Äsop und Avian in dichterischer Form. Die einzelnen Lesestücke sind kurz und haben nie mehr als höchstens zehn Distichen. Jede Lehrstunde umfaßt also ein oder mehrere Ganze, die völliges geistiges Eigentum der Schüler wurden. In späterer Zeit, als die Schüler selbst Bücher schrieben, finden sich eine Menge wörtlicher Sätze, die abgeschrieben zu sein scheinen, während sie doch nur dem unbewußten geistigen Eigenschatz entnommen sind. Die meisten Leute glauben freilich, im Mittelalter sei man zufolge der schlechten Lesemethode überhaupt nie mit dem Lesen fertig geworden, wieviel weniger Zeit sei da erst für anderes übrig geblieben. Die verschiedenen Ausgaben des Äsop, Cato und Avian enthalten Regeln zur Vers-, Wort- und Satzlehre, so daß es zu verwundern bleibt, wie man so lange über den Zweck dieser Werke im unklaren bleiben konnte. Es stellt sich immer deutlicher heraus, daß der größte Teil unserer didaktischen Dichtungen bis ins 13. Jahrhundert der Schule und dem Unterrichte diente. Die Übergänge sind leicht bemerkbar beim Vergleich des Windberger Psalters und des „Himmelreichs", die beide von derselben Hand geschrieben sind. Die bildliche Einkleidung machte die Avianschen und Äsopschen Fabeln wie die Catonischen Sinnsprüche ohne schwerverständliche Verallgemeinerungen zu einem angenehmen Lesebuche für den Zehnjährigen. — Aber soviele Jahrhunderte kein neues

Lesebuch, kein Fortschritt in der Methode? Immer nur Cato, Äsop, Avian, Avian, Äsop, Cato? Ist das nicht der beste Beweis von dem „träge versumpfenden, trübe dahinsiechenden Mittelalter", das keinen Fortschritt, keinen verjüngenden Trieb kannte? Die durch Humanismus und Protestantismus eingeführten Vorurteile haben bis jetzt allem Forscherfleiß, ja aller geschichtlichen Aufklärung getrotzt. Das Mittelalter bleibt nun einmal die Zeit beschränkter Dümmlinge, die höchstens in unverständlichen scholastischen Lächerlichkeiten ihre schöne Zeit verzettelten. (Vgl. Voigt, Das erste Lesebuch des Triviums im 1. Heft der Mitt. d. Vereins f. deutsche Erz. und Schulgeschichte 1891.)

Gerade die drei Bücher und das damit zu vergleichende „erste Triviallesebuch" geben uns bei allem Festhalten am Stoff an die Hand, wie Form und Inhalt im Laufe der Zeit mit neuem Geiste durchtränkt, die Methode verändert die Darstellung neu gestaltet wird. So giebt es einen Cato moralissimus und einen rhythmicus; eine mehrfache Bearbeitung in leoninischen Hexametern,[1]) das sind solche, in denen die Halbzeilen reimen; einen neuen Cato in reimenden Hexameterpaaren.[2]) Die Fabelsammlungen (Äsop) sind prosaisch und metrisch in verschiedenartigen Auflagen verbreitet gewesen, wie auch der Avian.

In diese drei Teile des Triviallesebuchs sind eine Menge Sätze aus der Bibel, aus den Kirchenvätern und aus der klassischen Literatur übergegangen. Wer zum erstenmal ein solches Lesebuch in die Hand nimmt, wird die Gelehrsamkeit und Belesenheit des Verfassers anstaunen und glauben, die zahlreichen Dichter und Schulmänner hätten einzelnes aus alten Werken ohne weiteres abgeschrieben. So hat gelehrte Kritik genau nachgewiesen, welche Stellen Wernher von Elmendorf in seinem Lehrgedicht aus den wörtlich angeführten Büchern der Bibel, des Sallust, Cicero, Boethius, Seneca, Horaz, Juvenal, Lukan, Ovid, Terenz, Xenophon benutzt habe, bis eines Tages offenbar ward, daß alle die Gelehrsamkeit aus zweiter (Hildebert von Tours), wenn nicht dritter Hand stammt.

So hat der Cato im Laufe der Zeit eine unübersehbare Menge neuer Sprüche in den verschiedenen Schulen erhalten. Erst folgten

[1]) Z. B.: Lingua paterna sonat, quod ei sapientia donat.

[2]) Z. B.: Non vane cultus intrinseca pectoris icunt,
Si deus est animus, nobis ut carmina dicunt.

sie nur anhangsweise, später aber in derselben poetischen Form, und endlich entstanden neue selbständige Werke, die neben dem Cato hergingen und ihn wegen seiner heidnischen Sprüche oder aus Autorendünkel oder infolge anderer Liebhaberei und hervorgerufen durch andere Lebensanforderungen, zu verdrängen suchten. Auf irgendeine Weise stehen so mit dem Cato folgende Schulbücher in Verbindung, die anfangs lateinisch, dann in Übersetzung und im 12. Jahrhundert als Originalarbeiten auftreten: die Proverbia Heinrici und Rustici, die auf dem weisen Salomon beruhenden Sammlungen „Erquickung des Klerus" und „Sprüche Salomonis", Otlohs Buch der Sprüche, Wipos Sprichwörter für den jugendlichen Heinrich III., die vielen Florilegien, wie jenes des Wernher von Elmendorf. Die Literatur des 12. und 13. Jahrhunderts ist zu zahlreich, um auch nur die Hauptsachen anzuführen. Eine eigene Richtung boten die Tischzuchten und die didaktischen Dichtungen des Thomasin und Freidank: „Der Winsbecke", „Der Jüngling", „Die Warnung" u. s. f.

Eine derartige Behandlung erfuhr auch der Äsop und der Romulus. Der Physiologus, die Tiersagen, die Mönchs- und Vagantendichtung führt dahin zurück. Das eine wurde für die Schule gebraucht, das andere übertrugen die fahrenden Schüler mit allerlei gelehrten Erinnerungen ins Leben, und so entstand jene urfrische bezaubernde Poesie, die noch heutigentags auf die nahestehenden Kreise unbeschreibliche Wirkung ausübt. Wer die ganze Literatur des 12. Jahrhunderts überblickt, wird da manches finden, was nicht gereiften Schulmännern, sondern Schülern oberer Lehrstufen und jungen Klerikern entsprang. Man sehe sich daraufhin einmal aus früherer Zeit den Georgsleich an! Daher die Fehler, die zuweilen in solchen nicht zu unterschätzenden Schaffensversuchen auftreten; daher das Fehlen des Verfassernamens; — was rührte denn auch vom Dichter her, das meiste gehörte doch dem Lehrer an.

Das erste bedeutendere Schulbuch, welches den Cato und Avian zeitgemäß und gründlich umarbeitete und erneuerte, ist die „Fecundia Ratis" des Egbert von Lüttich. Derselbe studierte 979—990 an der damals berühmten Lütticher Domschule und wirkte nach theologischen Studien als Domgeistlicher und Triviallehrer an der dortigen Kathedralschule. Begeistert für seinen Beruf, hat er viele Schüler herangezogen. Aber er ist alt geworden, die Schüler er-

weisen dem milden Herrn nicht mehr die nötige Ehrerbietung, Streber suchen ihn ganz zu verdrängen, und jüngere Kräfte, die schon lange auf eine einigermaßen erkleckliche Einnahme harren, können seinen Tod nicht erwarten.

Die verwöhnten Studenten, die gewöhnlich ihre Semester in Paris hinter sich hatten und berühmte Lehrer von weit her sehen wollten, und denen nichts recht zu machen war, konnte er nicht mehr befriedigen. So suchte und fand er Lust und Bethätigung in der Herausgabe jenes Schulbuchs. Aus aller Literatur, gelehrter wie volksmäßiger, mündlicher und schriftlicher Art, nahm er Sprüche und Fabeln her, um in ausgedehntem Maße den Wissensstoff des Cato und Avian zu vermehren. Der Äsop war damals noch nicht eingeführt. Das Ganze nannte er das vollbeladene Schiff, dessen zwei Hälften Prora und Puppis, Bugspriet und Schiffshinterteil, waren. Die Prora, der weltliche Lehrstoff, zerfällt in die zwei Bücher: Cato und Avian. Der Cato umfaßt von 1—596 einzeilige, bis 1008 zweizeilige Sittensprüche aus allen Literaturen, der Avian drei-, vier- und endlich mehrzeilige Fabeln. Der zweite Abschnitt dient der geistlichen Belehrung und enthält Katechismusstücke.

Der erste Abschnitt ist reich an Sprüchen und Fabeln, die noch nicht aufgezeichnet waren, durchtränkt von der ernsten, teilweise verbitterten Lebensanschauung des Herausgebers. Allerhand Schulwitze, Sticheleien, didaktische Bemerkungen würzen das Ganze.

Das Buch fand Verbreitung von Köln bis Paris, von Lüttich bis Speier; der gelehrte Sigebert von Gemblour spricht mit hoher Achtung von der Fecundia Ratis.

2. Der Windberger Psalter und das Himmelreich.

Von der deutschen Prosa des 12. Jahrhunderts ist uns neben Predigten äußerst wenig aufbewahrt. Um so größere Beachtung verdient es, daß von diesen spärlichen Denkmälern zwei pädagogischen Zwecken dienten.

Das erste dieser Werke, der Elucidarius oder Lucidarius[1]) ähnelt dem vorhin behandelten, das andere ist der Windberger

[1]) S. Goedeke, Grundriß d. dtsch. Dichtg. 2 Aufl. I, p. 53.

Psalter. In der Handschrift kommt bei den gewiß später nachgetragenen historischen Notizen das Jahr 1187 vor. Jedenfalls steht der Annahme nichts im Wege, daß sie in einzelnen Teilen aus älterer Zeit stammt, vielleicht als Gebhart von Windberg (1147—1199) noch nicht Abt war. Einige Änderungen rühren teils von seiner (s. Graff 622), teils von anderer Hand her. —

Das seit 1803 säkularisierte Kloster St. Mariae zu Windberg ist jetzt ein Pfarrdorf (300 Einwohner) und liegt in Niederbayern im Bayrischen Walde ¾ Meilen nordöstlich von Bogen bei Straubing (48° 57′ nördl. Br. 30° 25′ östl. L.).

Jetzt befindet sich die Handschrift auf der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. germ. monacensis n. 17).

Zuerst weist Docen (1807) auf dieses „merkwürdige, bisher unbemerkt gebliebene Denkmal der älteren deutschen Sprache" hin und teilt einige Psalmen und dazugehörige Interlinearversionen mit.

Graff bot 1829 den größten Teil der Handschrift, doch besonders das Deutsche. — 1839 veröffentlichte er alle Psalmen und im Vergleiche damit teils die gleichzeitige Trierer Interlinearversion, teils Notkers Psalter, der vielleicht beim Übersetzen mit zu Grunde lag. Zuweilen weist er auch hin auf Wulfila, die Benediktinerregel, Isidor und Tatian. —

Die den Psalmen folgenden Gesänge gab 1851 Schmeller heraus. — Eine vollkommene Ausgabe der Handschrift ist nicht vorhanden, einzelnes Lateinische ist noch ungedruckt. Doch hat 1888 Paul Wallburg eine genaue Beschreibung der Handschrift und Verbesserungen zu Graffs Abdruck gegeben.

Die mittelhochdeutschen Wörterbücher von Beneke und von Lexer haben dem Windberger Psalter, zufolge seines Reichtums altertümlicher und seltener Worte, einige Beachtung geschenkt; Wackernagel hat mehreres von der originellen Prosa in sein Lesebuch aufgenommen, und Scherer kennzeichnete in lebensvollen Zügen die literarhistorische Stellung des Werkes. Er sagt über die Unterrichtsart jener Zeit auf Grund unserer Handschrift: „Latein lernen, Lesen lernen an einem geistlichen Stoff, das war immer das erste, und mit den Psalmen wurde begonnen. Und da spielt nun die Synonymik eine bedeutende Rolle, nicht bloß lateinische, sondern auch deutsche sinnverwandte Worte werden zusammengehalten und ihr Unterschied begrifflich erläutert. Wenn man die

Spitzfindigkeit der höfischen Konversation erwägt, wie sie sich im Minneliede spiegelt, so ist es wohl nicht zweifelhaft, daß sie eine solche logische Schulung des Verstandes zur Voraussetzung hat, welche auf leise Nüancen der Wortbedeutung achtet. Diese Spitzfindigkeit wird erst um 1180 fühlbar in unserer Poesie, und gleich merkt man provençalische Vorbilder.“ Scherer weist noch darauf hin, wie die Geistlichen als Gegengewicht zu der machtvoll aufblühenden deutschen Dichtung die Aufmerksamkeit auf die lateinische und geistliche zu lenken suchten. Dazu würde allerdings Schmellers Ansicht ganz gut passen, daß die Niederschrift des Gedichtes „Daz himilrîche“ von dem Schreiber des Windberger Psalters herrührt. (Haupts Zeitschr. VIII, 145—155. 378 Z.)

Es sei hier einiges von dem Gedichte angeführt, dessen Verse bekanntlich dem Hexameter sehr nahe stehen. „Daz himilrîche“ beginnt mit einem Lobe Gottes, das auch die Kinder zollen mögen.

1. Michil bis du got unde lobelîch harte,
michil ist dîn chraft ûf dere himilisken warte.
11. allenthalben des umberingis sint die dih êrent,
sint, die iz ire chint ouh gerne guotlîche lêrent.

Es folgt dann eine Schilderung der Erde und des Himmels. Bei Anführung des Regenbogens heißt es:

139. Doh sage ih daz mih gelêret hât mîn magezoge,
Von gehilwe (Gewölk) unde heitere wirt der regenboge,
Vone des sunnen wirmen iouh dere wolchene fiuhte,
Also des fiures glanst durh daz wazzer liuhte.
Daz dritte dar unter ist des himiles varwe glûche (glänzend)
Ih waene, in (Regenbogen) diu erde an ietwederem orte zuo sich lûche (zieht)
Dâ gestêt dere boge von vier furstlîchen elementis,
Dei uns temperent (zurichten) die atemzuht (Atemholen) anime calentis.[1])

Nun ergeht sich der Dichter in einer Schilderung der Freuden des Himmelreichs, wo man weder zu backen und brauen noch zu essen und trinken braucht, weder der Kleider und Betten, noch der Kämme und Badetücher bedarf. Er erzählt darauf, wie wir den Himmel durch gute Werke und Fürbitte erwerben. Da helfen und richten uns „dei hêren quatuor animalia, dei dîne (gotes) êre

[1]) Das e = ursprünglich ae wiegt in unserer Quelle wie in den meisten mittelalterlichen vor und ist mit einem Haken darunter bezeichnet.

bridigent (predigen) dîn lob singent inter alia“ (321 f.) und es stehen uns bei gegen den Teufel „die geêrten viginti quatuor seniores“ (327), „die zwir zwelf herren“ (337). Endlich werden wir Aufnahme finden

in den himilisken chôren, (377).

Dâ wir die getougene (d. Verborgene) alle gesehen unde gehôren. —

Wie der Dichter oftmals die deutschen Verse mit lateinischen Redensarten vermischt, so bringt er auch, was damals selten war, seine griechischen Kenntnisse zur Verwertung, auch wieder ein wahres Kennzeichen für die Art des damaligen gelehrten Unterrichts. Der Dichter weiß, daß Gott in der Apokalypse „in chriechisken alfa et ω“ genannt wird (25), daß der Regenbogen „iris (ἶρις) in chriechisker zungen“ lautet (121) und daß den Frieden der griechische Mund irin (εἰρήνη) nennt.

3. Inhalt der Windberger Handschrift.

Über die Handschrift sind wir durch Docen, besonders aber durch Wallburg gut unterrichtet (Docen S. 26 f. Wallburg S. IV f). Sie besteht aus 225 Blättern.

Fol. 1[a] ist ein lateinisches Gebet und lateinische Strophen mit Gesangsnoten aufgezeichnet.

1[b] bis 7[a] befindet sich ein lateinisches Kalendarium mit Anmerkungen, 7[b] folgen die historischen Anmerkungen. —

8[a] steht ein lateinisches Gebet, 5[b]: „Iste liber est sancte Marie“ in Windberg.

9—205 umfaßt den lateinischen Psalter mit deutscher Interlinearversion. Jedem Psalm, mit Ausnahme von 1, 51, 101, die durch reichverzierte Anfangsbuchstaben als Anfangspsalmen eines neuen Teils gekennzeichnet sind, und 108, 109, 146—149 folgt ein Gebet (oratio), dem 100. folgen drei. Am Ende der Psalmen oder Gebete steht das Monogramm Christi. — Überschriften und Versanfänge sind mit roter Tinte geschrieben. — Anmerkungen finden sich teils im Texte, teils auf dem Rande.

206—222[a] enthält lateinisch und deutsch die Gesänge des Jesaias, des Hiskia, der Hanna, der Mirjam, des Habakuk, des Moses, der drei Männer im Ofen, des Zacharias, der Mutter

Maria, des Symeon; das Vaterunser, das apostolische[1]) und das athanasianische Glaubensbekenntnis.

222^a bis 224^a finden sich der Lobgesang des Ambrosius und sechs Gebete, 224^a bis 225^a ein lateinisches Gebet.

Die Handschrift zeichnet sich aus durch „vorzügliche Accuratesse" (Docen 26), wie auch das Facsimile bei Graff (S. 112) beweist. Auf jedem Blatte stehen 16 lateinische Zeilen.

Ungedruckt sind Fol. 1^a bis 7^a (lateinisches Gebet und lateinisches Kalendarium), nur die Anmerkungen zum Kalender bei Graff, Diutiska, S. 460 f. Ungedruckt sind ferner die beiden lateinischen Gebete Fol. 8^a und 224^a bis 225^a.

Gedruckt sind außer den Anmerkungen zum Kalender (Diut. III, 460 f.) die historischen Notizen (Diut. III, 461), die Psalmen mit Anmerkungen und Gebeten (Graffs Ausgabe), die Gesänge (Schmeller, Haupts Zeitschr. VIII, 120—145 = Fol. 206—222^a), der Ambrosianische Lobgesang und die 6 Schlußgebete (Diutiska III, 493—496).

1. Die deutschen Anmerkungen zum Kalendarium.

a. Am Ende des Monats Februar.

Dirre mânôt nehât volle zale neweder dere tage, noh dere lûne (die einzelnen Tage des Mondmonats), nihwan (außer) ie an deme vierden iâre. Daz heizzet in diutisken scaltiâr. Sô hât er eines tages mêre unde volle lûnam, daz ist tricesima; daz die ôsteren an ire antreitte (Reihenfolge, Ordnung), iht gewechen.[2]) (?)

b. Beim Monat April.

Ir sult merchen, daz dirre mânôt eiginlîchen unde sunterlîchen heizzet ôstermânôt, vone diu daz die ôsterrin iemer, ave[3]) si fruo oder spaete werden, aller iârichlîche dar inne choment. (?) Noh ze wâre ander marh (Grenze) die ôsteren neheiniz habent nihwan daz uolemaene aprilis. (Zeitpunkt des

[1]) Vater unser und Credo sind in der Handschrift (nach Schmeller) ohne lateinischen Text, doch beweist die wörtliche Übersetzung, die durchaus keine originelle Prosa ist sondern nur Interlinearversion, daß derselbe als bekannt vorausgesetzt werden mußte.

[2]) Graff, Diut. 460 liest gewechen oder gewenen.

[3]) Die Handschrift hat ane. — — Des leichteren Verständnisses wegen habe ich die Interpunktion der Anmerkungen geregelt. Auch die Zeilenanfänge und die Namen sind in der Handschrift bald groß, bald klein geschrieben.

1. Frühlingsvollmondes, Ostergrenze, terminus paschalis.) Sô sint dere juden ôstere; suelhes tages diu quarta decima lûna widervert daz ist so der schim vierzehen tage alt wirdit (vierzehn Tage nach dem Neumond, am Vollmond), des âbentes opherent si daz lamb unde ezzent iz.

Des anderes tages, sô diu lûna quinta decima ist, unde sô die wochen, begênt si mit derbem (ungesäuertem) brôte die ôster dulde (= Osterfest). Sô ist ave unser ôstermarh: diu selbe quarta decima lûna, daz ist, alsô ich ê spr(ah), sô des mânen schim vierzehen tage alt ist, daz ist daz volemâne, von dere lûna des naehisten sunnentages dulde (feiern) wir christene unseren ôstertach. Unde merchet! Obe diu quarta decima lûna eines sunnentages chumit, so habe wir bl(uom.) palmôsteren (Palmsonntag). Des nâhisten sunnentages danâh vîre wir den urstente (Auferstehungs-)tach; unde erwohset uns dannen diu lûna ettewenne unze an vicesimam pri. — (Vgl. dazu Grotefend, Handbuch d. histor. Chronologie, p. 9. 10.)

2. Historische Notizen.

Beatus Hieronimus in chronicis quas propriis manibus contexuit ita commemorat. Ab Adam usque ad diluvium anni duo milia[1]) C. II. A diluvio usque ad Abraham DCCCCXLII. ab Abraham usque ad nativitatem Christi anni duo milia XV; quorum summa invenitur quinque milia CLVIIII. His adde annos incarnationis domini MCLXXXVII. et fiunt ab initio mundi VI milia CCCXLVI anni. —

Anno milleno centeno quo minus uno Hierusalem Franci capiunt virtute potenti. Heinricus filius imperatoris Heinrici contra patrem suum in regnum surrexit.

MCVI Heinricus quartus imperator obiit.

MCVII Heinricus post mortem patris imperavit XVIIII annis.

MCVIII Heinricus rex magnam expeditionem fecit in Italiam et Paschialem papam Rome cepit.

MCXVI Terre motus factus per universam terram.

MCXXV Heinricus imperator obiit et Lotharius in regnum eligitur.

---

1) Wahrscheinlich fehlt hier ein C.

MCXXXI Lotharius rex profectus est in Italiam.
MCXXXII Eclypsis solis facta est III. kal. aug. hora nona.
MCXXXVI Lotharius imperator obiit.
MCXXXVIII Chunradus rex eligitur.
MCXLVI Chunradus et Ludewicus reges Hierosolimam pergunt.
MCL Chunradus rex Hierosolima reversus est.
MCLII Chunradus rex obiit et Fridericus ei successit.
MCLVI Fridericus imperator ordinatus.
MCLVIII Fridericus imperator Mediolanum potenter subegit.
MCLXII Funditus delevit.
MCLXXVIII Terminatum est scisma inter Alexandrum papam et imperatorem Fridericum Venetie.[1])

3. Die Psalmen mit Schlußgebeten.

Über dem schönen großen lateinischen Texte (S. Graff. S. 112) steht in kleiner Schrift die deutsche Interlinearversion.

[1]) Der selige Hieronymus berichtet in den Chroniken, die er eigenhändig zusammengestellt hat, folgendermaßen. Von Adam bis zur Sündflut 2102 (? 2202) Jahre. Von der Sündflut bis auf Abraham 942 J. Von Abr. bis zu Christi Geb. 2015; zusammen 5159. Diesem füge hinzu die Jahre seit der Menschwerdung des Herrn 1187; das ergiebt seit Beginn der Welt 6346 Jahre. —
Im Jahre 1099 erobern die Franken Jerusalem mit großer Tapferkeit. Heinrich, Sohn des Kaisers Heinrich, erhob sich wider seinen Vater zur Regierung.
1106 Kaiser Heinrich IV. starb.
1107 Heinrich regierte nach des Vaters Tode 19 Jahre.
1108 König Heinrich setzte einen großen Zug nach Italien ins Werk und nahm den Papst Paschalis gefangen.
1116 geschah ein Erdbeben durch die ganze Erde.
1125 Kaiser Heinrich starb, und Lothar ward zur Herrschaft auserwählt.
1131 König Lothar zog nach Italien.
1132 geschah eine Sonnenfinsternis am 3. August 9 Uhr.
1136 Kaiser Lothar starb.
1138 Konrad ward zum König erwählt. —
1146 Die Könige Konrad und Ludwig machen eine Heerfahrt nach Jerusalem.
1150 König Konrad kehrte von Jerusalem zurück.
1152 König Konrad starb und Friedrich folgte ihm.
1156 Friedrich wird zum Kaiser ordiniert.
1158 Kaiser Friedrich überwältigte mächtig Mailand.
1162 Er zerstört es von Grund aus.
1178 Der Zwiespalt zwischen Papst Alexander und Kaiser Friedrich findet zu Venedig sein Ende.

Das deutsche Wort ist oft durch ein anderes deutsches Wort erklärt.

Die Erläuterungen, welche sich meist am Rande befinden, sind in deutscher Sprache geschrieben.[1])

Die Verseinteilung ist bei Graff ungenau angegeben (Wallburg III) und stimmt weder mit der Handschrift, noch mit der Vulgata. Für unsere Zwecke war es aber geraten, sie beizubehalten.

Der 9. lateinische Psalm ist bei Luther der 9. und 10.; gegen Luther bleibt also der lateinische Psalter um einen zurück bis zum 146. und 147., die bei Luther den 147. Psalm ausmachen.

Cantica, Oratio Dominica, Symbola. Gebete mit deutscher Interlinearversion.

Abdruck der Psalmen 22 und 94, 1—5 der Handschrift.

(Der deutsche Text nach Graff S. 85 f. 444 f.)

Psalm XXII. (Der Herr ist mein Hirte.)

(Psalmus David.)

Der herro rihtet mih unde niht mir entwisit
1. Dominus regit me, et nihil mihi deerit.
An stete der weide da mih hat er bestatet
2. In loco pascuae ibi me collocavit.
Uf dem wazzere der labunge erzoh er mih sele mine
3. Super aquam refectionis educavit me, animam meam
bechert er
convertit.
Er beleitte mih uf den stigen des rehtes durh namen sinen
4. Deduxit me super semitas iustitiae propter nomen suum.
Wande ouh ob ih gen in mitten scaten des todes
5. Nam, et si ambulavero in medio umbrae mortis,
nihne furhte ih dei ubil, wande du mite mir bis
non timebo mala: quoniam tu mecum es.
Gerte din unde stab din dei selben mih trosten — habent getroestet —
6. Virga tua et baculus tuus: ipsa me consolata sunt.

---

[1]) Wallburg weist darauf hin, daß die Übersetzungen und Erläuterungen der hebräischen Wörter sehr häufig dem Sinne und dem Worte nach mit Notkers Arbeit übereinstimmen (VII), und daß die Psalmeneinteilung in 3 Bücher (1—50—100—150) in damaligen Psalmenkommentaren (z. B. bei Kassiodor), ausgenommen bei Augustin, häufig ist.

Du gartes in bescowede — ze gesihte — miner den tisc
7. Parasti in conspectu meo mensam,
wider die, die dreskent — notigent — mih
adversus eos, qui tribulant me.
Du geueiztes — du .... — in dem ole houbet min unde chelich
8. Impinguasti in oleo caput meum: et calix
min trunchen machenter, owi — wie harte berht er ist
meus inebrians quam praeclarus est!
Unde barmherce — gnade — din nahfolget mih
9. Et misericordia tua subsequetur me
in allen den tagen — alle die tage — libes mines
omnibus diebus vitae meae:
Unde daz ih inbuwe in dem hus des herren, in der lenge
10. Et ut inhabitem domo Domini, in longitudinem
der tage
dierum.

Oratio.

Rihte unsih herro mit den linden semften zoumen dine
Rege nos, domine suavibus habenis, tuas
labunge habente daz des ewigen gezeltes habenusside
refectiones habentes, ut eterni tabernaculi habitatione
enphangener der uollene des ewigen trinchenes wir erfullet werden.
percepta plenitudine perennis poculi repleamur.

Psalm XCIV. (Kommt herzu, laßt uns dem Herrn frohlocken.)
Lob des sanges selbeme Davidi.
Laus cantici ipsi David.

Chomet, frowe wir unsih deme herren, iuwe wir gote heilante
1. Venite, exultemus Domino, iubilemus Deo salutari
unserem
nostro.
Fureuahe wir antluzce sine in dere urgihte unde in
2. Praeoccupemus faciem eius in confessione: et in
den salmen iuwe wir ime
psalmis iubilemus ei.

(Confessio chuît (= heißt, will sagen) bihte unde urgiht (Bekenntnis, Aussage) in zuein ente (nach zwei Seiten hin), beidiu dere sunten iouh des lobes. So der menniske erfurhtet unde erchennet sin unreht unde sine sunte unde ire ze bihte

chumit unde ire einem ewarte uergihit, daz heizzit confessio peccatorum. So der menniske entzuntet wirdit uone der gnade des heiligen geistes in dere minne des almahtigen gotes unde des ewigen libes unde diu liebe, diu froude beginnit uzbresten durh dei wart, daz heizzit confessio laudis. Jubilum et iubilatio, daz ir diche (oft) vindet in deme saltare, daz chiut rehte in diutisken iu unde iuwezunge; daz ist so der menniske so fro wirdit, daz er uore froude neweiz, waz er in al gahen sprechen oder singen mege unde heuet ime ein sange ane wort, sô ir ofte uernomen habet uon den geburen iouh uone den chindelinen, die dennoh dere worte gebiliden ne weder ne magen, noh ne chunnen.)

Wande got michil herro unde chunich michil uber
3. Quoniam Deus magnus Dominus: et rex magnus super
alle gote.
omnes deos.

(Ir sult merchen in den salmen sua so ir leset also an disem salmen: super omnes deos, daz ihr ieht waenet die heidinisken gote da gemeinet sin, wande daz waere wole unwert deme heiligen geiste, uone des meisterscefte die salmen gescriben sint. Daz me (!) so getane gote hie nante, er meinet die guoten liute, die gotes holden, den er gualt gab filios Dei fieri, dannen er in dem euangelio sprah, daz ouh an einem anderem salmen gescriben stet: ego dixi, dii estis et filii excelsi omnes.)

Wande in hente siner sint alle die marche dere erde
4. Quia in manu eius sunt omnes fines terrae
unde die hôhe dere berge sin selbes sint.
et altitudines montium ipsius sunt.

Wande sîn ist daz mere unde er selbe tet — geschuof — iz
5. Quoniam ipsius est mare, et ipse fecit illud
unde die erde hente sine bilideten — habent gebilidet.
et siccam manus eius formaverunt. —

4. Form des Werkes und des Unterrichtes; Stoff, Anwendung.

Die Form des Werkes weist klar auf den pädagogischen Gebrauch desselben hin.

Die Übersetzung ist reine Interlinearversion, achtet also auf Stil, mitunter auch auf Syntax, nichts; sie zeichnet sich auch durch neue Wortbildungen aus. — — Genau ebenso war die Interlinearversion der Benediktinerregel, die nach einem Beschlusse vom Jahre 802 von den Mönchen gelernt und darum zuvor zwischenzeilig Wort für Wort ins Deutsche übersetzt ward. —

In ähnlicher Weise und zu gleichem Zwecke ward in den Zeiten Karls und seiner Nachfolger noch manches katechetische Stück behandelt: das Vaterunser, der Glaube, die Hauptsünden. Die Murbacher Hymnen, das Carmen ad Deum, Isidor und Tatian mit althochdeutscher Interlinearversion gehören hierher, und Notkers († 1022) Psalter hatte den gleichen Zweck.

Für das Angelsächsische finden wir dieselbe Form beispielsweise in Älfrics Gesprächbüchlein.

Im Anfang des 15. Jahrhunderts finden wir in der Rostocker Kinderlehre ein Denkmal, das dem Windberger Psalter völlig entspricht.

Da heißt es: „Myn leve suster Taleke, du scholt weten, wo me kinder leren schal. In dat erste, wen se er fibele lezen kont, so lerth me ze envort an der schule to dude. Item darneghest dat brevier. Item darna dat quinarium. Item darna dat sequencenarium. Item darna den s a l t e r, dyt synt schulebuke. Item in ereme lesten jar, so seggen se er commune sanctum buten up, unde de venite. Item wen se uth der schule kamen, so lerth en de vicaria (!) vort, dar se myt desse vorscreven buken bleven synt, unde lerth en denne vorth dat lignum vite, unde den Donatus, unde den Katonem, hebben ze mer tyd, so dudet me en epistolen und ewangelii, und sermones de sanctis, unde dat K a l e n d a r i u m.

Und als Beispiel der Unterrichtsweise sei außer dem Vaterunser der Satz angeführt:

Domna = juncvrouwe edder vrouwesname, jube = het (heiße) edder beth, benedicere = to benedigghende (zu benedeien).

Ferner deuten die Synonyma und die Sacherklärungen wie im 2. und 3. Verse des 94. Psalms auf den pädagogischen Charakter des Windberger Psalters.

Wir finden beispielsweise die Synonyma und kurzen Erklärungen auch zuweilen in den Murbacher Hymnen, im Carmen ad Deum, bei Notker und in der Rostocker Kinderlehre, wie obiger

Satz daraus beweist. Da der Schulgebrauch der letzteren feststeht, seien noch einige Beispiele daraus angeführt.

passus = he heft gheleden edder is ghemartelt.

Zu: „Omnis spiritus = en jewelk ghest, laudat = lavet, dominum = den herren.“ Die getilgte Ergänzung: idem omnis homo.

dicens = segghende vel sprekende.

(nostrorum)que = pro et.

Deus perducat te = Ghod bringhe dy (vel vos = edder jw), in vitam eternam = in dat ewighe leben.

de custodia = uth der hude edder bewaringhe des kerkeners. —

Auf den Unterricht weisen ganz entschieden die Aufforderungen hin, die der Lehrer bei Erklärungen an die Schüler ergehen läßt: „Nu merchet!“ (Monat April. Ps. 94, 3. 113, 18. 118, 87.)

Dieselbe Aufforderung stellt der Erzieher an den Zögling im Winsbecken und Parcival. Der Volksprediger Berthold von Regensburg wird auf einem alten Bilde predigend dargestellt, wie er dasselbe Schlagwort ausspricht.

Schon 789 ward die Kalenderberechnung als Lehrgegenstand der elementaren Vorbildung für Geistliche verlangt. Das ward dann Brauch, und man fand Mittel und Wege, daß die kirchlichen Texte auf leichtere Art und Weise eingeprägt werden konnten. Bekanntlich ging der Cisiojanus aus diesem Bestreben hervor. In unserer Handschrift sind die Feste des ganzen Jahres aufgezählt. Diese wurden gelernt, und die einzelnen Bemerkungen in deutscher Sprache dienten zur Erläuterung und Erweiterung dessen, was eingeprägt werden mußte. —

Die geschichtlichen Notizen sind von Interesse. Bekanntlich war das Geschichtsstudium in den Klosterschulen äußerst geringfügig. Wohl empfahl Rhabanus Maurus für seine Schule den Geschichtsunterricht, aber er diente ihm nur zur Erläuterung und zum besseren Verständnisse der Bibel. Und unter Geschichte verstand man — abgesehen von der bibl. Geschichte — im allgemeinen nur Heiligengeschichte. Höchstens in Fulda kann der Tacitus gelesen worden sein (Specht 302). Zeitgeschichte wurde im ganzen Mittelalter bis zur Zeit der Humanisten nicht gepflegt. Die Kaiserchronik diente dem Laienbedürfnis. — Aus unserem Denkmal ersieht man, daß in der Klosterschule zu Windberg außer

einzelnem aus der biblischen Geschichte die Zeitgeschichte seit Eroberung Jerusalems behandelt ward. Sämtliche Zahlen, 1116 und 1132 (Erdbeben und Sonnenfinsternis) ausgenommen, beziehen sich auf die Geschichte der deutschen Kaiser mit sichtlicher Bevorzugung derselben vor Italien und auch vor dem Papste.

Der Psalter und kirchliche Gebete und Gesänge galten ebenfalls seit 789[1]) und dann im ganzen Mittelalter als wichtige Lehrstücke. (Specht 58—66.)

Daß der Psalter in den Händen des Lehrers war, wird durch die wiederholten Bemerkungen nu merchet! wahrscheinlich gemacht. Vielleicht kann auch das ein Grund sein, daß oftmals über das lateinische Wort nur der Anfang des deutschen Wortes geschrieben ist. Ps. 80 sa(menunge). Ps. 84 oratio. Ps. 114, 27 infernum = die (helle). Or: luminis (gen) = li(htes). 117, 25 prosperare = wole ge (halte) 2c. — Der Psalter, bez. das Auswendiglernen desselben, gehörte zum Elementarunterricht.[2]) Oft mußten die Kinder den Psalter lernen, ehe sie lesen konnten, und ehe sie in eine Klosterschule kamen.[3]) Othloh sagt,[4]) das sei in der Kirche herrschender Gebrauch, daß die Knaben am Psalter lesen lernten und sich dabei die Psalmen einprägten. Die schöne starke Schrift unseres Werkes bezeichnet dies ganz als ein solches Lesebuch.[5]) Reiche Leute gaben ihrem Patenkinde zuweilen ein Psalmenbuch.[6]) — Noch im Schulmethodus Ernst des Frommen wird der Psalter

---

[1]) Admonitio generalis 789. M. G. LL. Sect. II. Capit. Reg. Franc. I, 60. Ut scolae legentium puerorum fiant. Psalmos, notas, cantus, compotum, grammaticam per singula monasteria vel episcopia et libros catholicos bene emendate; quia saepe, dum bene aliqui deum rogare cupiunt, sed per inemendatos libros male rogant. Et pueros vestros non sinite eos vel legendo vel scribendo corrumpere.—

[2]) M. G. SS. XII, 40 c. 3. Vita Theodoricis († 1087). — Ut doceret eum elementa prima et psalterium.

[3]) M. G. SS. XII, 40 c. 6. — M. G. SS. IV; 582. (Vita Adalberti † 997 c. 3.) Puer — nec egressus est domum patris donec memoriter didicit psalterium.

[4]) Pez. Thes. Anecdotum III, 2, 299.

[5]) cf. Textus = feste starke Bücherschrift. — cf. Caesar Heisterb. dial. V, 16.

[6]) Jaffé, Bibl. R. G. III, 530: Secundum catholicam igitur religionem sacrosancti sanguinis Christi tincto baptismate, quidam compater eius ammirabili donavit eo munere: galea, agno, psalterio.

ausgiebig für den Unterricht verwendet, es werden außer anderen biblischen und katechetischen Stücken nacheinander 32 Psalmen und dazu Gebete auswendig gelernt.[1]) —

Wenn uns nun wiederholt erzählt wird, daß einzelne Heilige[2]) schon in frühester Jugend den ganzen Psalter herzusagen gelernt, und sogar Ritter sich nicht bloß in ihrer Jugend darin Mühe gegeben hätten,[3]) sondern auch im Alter noch die 150 Psalmen auswendig hätten singen können,[4]) so ist dies doch mit einigem Vorbehalte aufzunehmen, da man weiß, wie schwierig es noch heutigen Tages ist, wenn Kinder durch 8 Jahre hindurch in den sicheren verständnisvollen Besitz von etwa 200 Sprüchen und 20 Kirchenliedern gesetzt werden sollen. Die Geschichtschreiber der Heiligen suchten natürlich alles hervorzuheben, was zum Preise ihrer Helden diente, und bei Beurteilung von Menschen, die man hoch ehrt und die weit über das geistige Durchschnittsmaß der gewöhnlichen Menschen hinausragen, stellt sich eine Unsicherheit des Maßstabes ein, die gewöhnlich übertreibt. Aber die Geschichtschreiber erwähnen wiederholt Leute, die den Psalter ganz konnten. Außer den untengenannten, Alkuin, Gerald, Guallevus, singt beispielsweise Thietmar (VI, 51) den Psalter (vgl. VI, 2), Frau Ludgerd (VI, 51) sagt in ihrer Krankheit unablässig Psalmen her.

Thatsache scheint es zu sein, daß neben dem Unterricht im Trivium und Quadrivium bei der theologischen Unterweisung immer auch noch die Psalmen eine wichtige Stelle einnehmen, und in Anbetracht der Erklärungen und der Anschauungen, die ihnen zu Grunde liegen, kann man wohl für dieses Werk weder auf zu hohes noch zu jugendliches Alter der Zöglinge schließen. Auf ein vorgeschrittenes nicht! Denn die Erklärungen sind einfach, knapp, sachlich. Wir vermissen mit Freuden die verwirrende Menge

---

[1]) S. Kehr, Methodik I, 49.

[2]) z. B. Alkuin, cf. Jaffé, Bibl. R. G. VI, 9.

[3]) Ludewig, Reliquiae. Frankf. 1720. II, 79: (Notker) hortatus eum (den ritterlichen Knaben Eckenbert), ut in discendo psalterio operam daret. — Vita St. Geraldi, Acta SS. Oktob. VI, 302: studiis literarum applicatus est ea tantum parentum voluntate, ut decurso psalterio mox secularibus exercitiis, sicut nobilibus pueris mos est, erudiretur etc.

[4]) Orderic. Vital. IV, 14 (Ed. Prévost): Guallevus († 1075) comes — centum quinquaginta Psalmos, quos in infantia didicerat, in oratione Deo cecinit.

mystischer und scholastischer Erklärungen, die den Werken zur Unterweisung von Jünglingen eigen sein mußten, welche in kurzer Zeit die klerikale Laufbahn betraten.

5. Unterrichtsweise.

Das Ziel des Unterrichtes war: das Auswendigkönnen und das Wortverständnis der Psalmen, außerdem Einführung in die wichtigsten dogmatisch-scholastischen Begriffe. — Während wir bei den Geschichtszahlen nur an das Vorsagen, Auswendiglernen und Wiederholen jener Sätze zu denken haben und kaum folgern dürfen, daß außer diesem noch mehr geboten ward, steht es fest, daß das Einprägen der Psalmen weit gründlicher erfolgte. — Es ist wohl anzunehmen, daß die Schüler etwas Grammatik, wohl auch einzelne Psalmen konnten. Nun las der Lehrer versweise den Psalm vor. Um lateinisches Wort- und Sachverständnis anzubahnen, übersetzte er, indem er die deutsche Muttersprache als Vermittlerin gebrauchte, jedes Wort einzeln. Es steht der Vermutung nichts im Wege, daß dann der Lehrer stets oder oftmals die deutschen Worte für die lateinischen wiederholen und dann die lateinischen Sätze sagen ließ. Die deutschen Worte standen nur in sehr losem Zusammenhange; in noch loserem, als wenn jetzt der Lehrer ein Stück Cäsar zunächst ziemlich wörtlich übersetzen läßt und dann erst einen guten deutschen Satz fordert. Bei der Behandlung unseres Psalters aber folgte eine freiere Übersetzung im allgemeinen nicht, da ja die Pflege der Muttersprache in der Klosterschule ganz in den Hintergrund trat.[1])

Die Übersetzung fand also wortweise folgendermaßen statt:[2])

---

[1]) Auf der Unterstufe war sie natürlich Unterrichtssprache. Bei unserem Denkmal ist auch an deutsche Unterrichtssprache zu denken. Zeugnisse für Pflege der Muttersprache z. B. im Reichenauer Bücherkatalog von 821 und 842: In XX secundo libello habentur carmina diversa ad docendum Theodiscam linguam. cf. Müllenh. und Scherer, Denkm. p. 530.

[2]) Genau so ist's bei der Rostocker Kinderlehre. Hgg. v. Krause. Rostock 1873. Es heißt da z. B. S. 14:

Pater noster darneghest (darauf d. h. nach dem voraufgegangenen Veni sancte Spiritus).

Pater noster = vater unse, qui es = de du bust, in celis = an den hemmelen, sanctificetur = ghehilghet werde, nomen tuum = dyn name, adveniat = inkamende sy uns, regnum tuum = dyn ryke, vo-

Psalm 94. Laus = lob, cantici = des sanges, ipsi = selbeme, David = Davidi. — Venite = chomet, exultemus = frowe wir unsih; domino = deme herren etc.

Zuweilen aber hielt der Lehrer inne, um in lebendiger Rede Schwieriges zu erläutern, indem er gewöhnlich zuvor nochmals die Aufmerksamkeit der Kinder anruft. Die große Zahl unserer althochdeutschen Denkmäler, die wörtlichen Übersetzungen von Bibelstücken, Predigten, Hymnen von der Benediktinerregel u. s. w. weisen auf die gleiche Thätigkeit im Kloster hin, wo der Lehrer mit den Schülern den lateinischen Text in der Muttersprache durchgeht.

Lateinische Worte werden oft, um den Sinn klarer zu machen durch zwei oder mehrere deutsche Worte wiedergegeben. Dies bezieht sich sowohl auf Synonyma, als auch auf Zeiten, Kasus, Genera 2c. So ist das Deutsche zunächst Mittel zur Gewinnung eines lateinischen Wortverständnisses; bei den Erläuterungen dient es schon zur Erzielung einer sachlichen Klarheit. — —

Ps. 22, 6. consolata sunt = trôsten — habent getroestet.
22, 7. in conspectu = in bescowede. — ze gesihte.
tribulant = dreskent, nôtigent.
22, 8. impinguasti = du geveiztes, du . . . . (fehlt).
22, 9. misericordia = barmherce, gnâde.
omnibus diebus = in allen den tagen, alle die tage.
22, oratio. suavibus = mit den linden. semften.

---

luntas tua = dyn wille, fiat = de werde, in terra = an der erden, sicut in celo = alze an deme hemmele, panem nostrum cottidianum = unse daghelkes brot, da nobis = dat ghif uns, hodie = huten, et dimitte nobis = unde vorghif uns, debita nostra = unse schult, sicut et nos dimittimus = alze wy vorgheven, debitoribus nostris = unsen schuldeneren, et ne nos inducas = unn leyde uns nicht, in temptacionem = in deme bekoringhe, sed = sunder, libera nos = loze uns, a malo = van alleme arghen. amen.

Im Windberger Psalter lautet die oratio Dominica, die wie das darauffolgende Credo keinen lateinischen Text hat, obwohl er als bekannt vorausgesetzt und demgemäß übersetzt werden muß, folgendermaßen: Haupts Zeitschrift VIII, 140 f. Bete, diu heriske: Vater unser, dû der bist in den himilen. Geheiliget werde name dîn. Zuochome rîche dîn. Werde wille dîn, alsô in deme himile unde an der erde. Brôt unser daz tagelîche gib uns hiute, unde vergib uns sculde unsere, alsô ouh wir vergeben (verlâzzen) scolaren unseren; unde daz iht in verleittes dû in die bechôrunge; halt du erlôse unsih von dem ubilen; sî; sî. —

Ps. 94, 5. fecit = tet, geschuof. — formaverunt = bilideten, habent gebilidet.

94, oratio. innocentes = unsculdige, unscadenhafte.

Ps. 1, 3. et folium eius non defluet = unde blat oder loub sîn nihne zefliuzzit oder abe ne vallit.

Ps. 1, 5. in judicio an dem urteile oder an dem gerihte (ebenso oratio 7).

Ps. 3, 8. salus = wîhe oder segen.

Oratio. benedictionem (acc.) = segenunge oder wîhe.

viciorum (gen. pl.) âchuste oder lastere (ebenso 37 or.)

Ps. 4. Oratio in tribulationibus = in trubesalen, in muen.

or. 17 = (gen.) tribesale, noeten.

or. 36 = dere mue, nôte.

or. 79 = nôte mue.

Ps. 80. (abl.) quinta sabbati = an der funften des phincintages. des samztages. dere vîre. dere ruowe.

Ps. 33, 6. tribulationibus = von tribesalen, nôten, muen.

Ps. 141 = nôt, mue, arbeite.

33, 11. suavis = suozze, linde, semfte.

Ps. 131, 9. sacerdotes = êwarte, biscove, bristere.

Ps. 5, 15. coronasti = (du hast) geêret, gezieret, gecoronet.

Cant. Ezechiae: Adtenuati sunt oculi mei = Erdunnet (versuinnen, verarmet, ermageret) sint ougen mîniu.

Zuweilen ist ein Wort ergänzt.

Zu Hymnus trium puerorum: in dem chaldeisken ovene.

Ps. 146, 5. magnus dominus noster = michil — ist — herro unser.

Ps. 143, 18. beatus populus, cuius Dominus Deus eius. sâlich — ist — der liut, des der herro got sîn — ist. —

Ps. 107, 1. 146; 1, 5. etc. — 122, 2: sint. 118; 86, 160.

Biblische Namen sind oftmals übertragen; aber gewöhnlich nicht wörtlich.

Ps. 118. Aleph = doctrina = lêre.

Beth = domus = hûs.

Gimel = retributio vel plenitudo = widergeltunge oder volle.

Ps. 147, 8. Jakob = ringâre. (Jakob heißt übersetzt: Fersenhalter.)

Ps. 107, 9. Galaad = der hûffe (Haufe), scôber des urchundes (Zeugnisses); eigentlich: hart, rauh, höckerig.
Manasse = der âgezzele (d. vergeßliche). Eigentl.: der vergessen macht oder läßt.
Ephraim = diu wuocherhaftige des houbetes. (Wörtl.: Doppelfruchtbarkeit.)

Ps. 107, 11. Idumea = die irdiske (lant, heidinschaft). Eigentl.: Rotes Land.
S. auch Ps. 82 etc.
Bei oder statt David steht
der armstrenge, Ps. 96,
der girdlîche, Ps. 137. 138,
der armstarche, Ps. 143.

Israhelita = got sehenter, Ps. 88. 147. (Israel wörtl. = Gottkämpfer.)

Ethan = der starche man, Ps. 88 (wörtl.: Dauer, Beständigkeit).

Asaph = diu (iudiske) samenunge, Ps. 72. 73. 74 ff.

Jerusalem = frideburge, fridesehunge, Ps. 47. 115 (oratio.)

(Canticum) sanctae Mariae = der heiligen meresternen. — Oft ist aber auch über die Eigennamen gar nichts geschrieben. Ps. 97. 98. 51. 53. 54. 55. 59. 64 ff., namentlich in der Überschrift.

Symbolum, daz samentrugele, zu samentragen = συμβάλλειν.

Canticum Moysi = Daz sanch ûz dem wazzere genomenes (das aus dem Wasser genommene) des israhêlisken herzogen.

Nur selten steht ein ganzer Satz frei neben der wörtlichen Übersetzung. Und dann giebt der freie Satz zuweilen nur den Sinn wieder, doch schließt er sich vereinzelt auch enger an den Text an.

Zum Beispiel:

Ps. 59, 3 Iratus es et misertus es nobis. (Am Rande:) Du bis uns erbolgen unde gnâdlich gewesen. serphe unde linde. — Die Interlinearversion lautet: zornich bis dû unde erbarmet bis dû uns.

Ps. 125, 8. Zu: „Qui seminant in lacrymis, in exaltatione metent“ etc. Sie saeten guotiu werh unde sameneten den

êwigen lîb, si fuoren in den tôt, sî choment erstêente vone dem tôde.

Ps. 140. Zu: „Cadent in retiaculo eius peccatores, singulariter sum ego, donec transeam.“ Alsô er spraeche: ich bin iz eine, der über die striche (Netze) gnozzen (unversehrt) chumit.

Ps. 118, 4. Zu: „Tu mandasti mandata tua custodiri nimis.“ got welle, daz mîne wege gerihtet werden ze behaltenne dei gotes gebot.

Das zeigt uns, daß doch auch im Unterrichte der Klosterschulen Versuche gemacht worden sind, lateinische Sätze fließend deutsch wiederzugeben und gewonnene Grundgedanken in deutschem Gewande vorzutragen. —

Bei der Interlinearversion ist sicher anzunehmen, daß noch öfter zwei oder drei deutsche Worte für ein Textwort, zwei grammatische Formen (Ps. 22, 6. 9. — 94, 5 ꝛc.) für eine der Handschrift gebraucht und angegeben wurden, als aufgezeichnet sind. Beim sinngemäßen und wörtlichen Übertragen hebräischer Eigennamen bedurfte er gewiß häufig der Erklärung; wir sehen dies schon, wenn das Wort Sabbat mit Samstag, Sonntag, Feiertag übertragen wird, oder wenn neben der Überschrift im 141. Psalm: „Intellectus David, cum esset in spelunca“ die Worte stehen: „Daz was, da er Sauli des manteles ort abesneit.“

Erläuterungen sind es ja gewissermaßen auch, wenn neben der wörtlichen Übersetzung zuweilen noch eine freiere, erweiterte gegeben ward. Hierher ist es auch zu rechnen, wenn neben dem Genitiv libri principalis (buoches des furstlîchen) in der oratio am Rande
liche
nochmals principalis liber und daneben d a z a n e g e n g e b u o h steht und dabei die Erklärung: p. l. ist ane der stete genesis, dâ Moises erste von Christes geburte wîhsagte. — — Die wichtigsten Erläuterungen stehen außer im Kalender: Ps. 39. 50. 82. 94. 103. 104. 105 (5mal). 113 (2mal). 118 (5mal). 141. — Doch sind solche Erläuterungen häufiger gegeben — als aufgezeichnet worden. Wenn einzelne Namen, wie Ham, erklärt wurden, mußten noch viele andere Worte auch erläutert werden. —

Die Erklärungen beziehen sich 1. auf die Kalenderberechnung, 2. im Psalter auf biblische Namen, 3. auf leicht verwechselbare oder überhaupt schwierige Worte, 4. auf christliche oder dogmatische Begriffe.

Es handelt sich bei der Kalenderberechnung um den Begriff des Schaltjahrs und um die Bestimmung von Ostern mittels des Vollmonds und der Tage des Mondmonats (29 T. 12 St. 44 M. 2,9 S.). Auf die Thatsache, daß Ostern auch in den März fällt, ist nicht aufmerksam gemacht; wohl aber auf den Unterschied des Festes bei Juden und Christen.

Biblische Namen.

Die hebräischen Buchstabennamen werden wörtlich oder frei übertragen.

Die Namen werden in der Regel nicht wörtlich übersetzt, sondern nur allgemein und dem Zusammenhange nach gedeutet.

Jakob heißt nicht etwa ringâre, sondern der Fersenhalter.

Idumäa nicht heidinschaft, sondern „Rotes Land“.

So steht auch über Assur: der ubile chunich 82, 6. — Ähnlich Oreb, Zeb, Zebee, Salmana erklärt Ps. 82, 10: Diese namen alle bezeichinent die gotes viante, den tiuvel unde sîn here, die geistlîchen ubile disses luftes, die âchuste, dei laster, dei den gotes liut missichlîchen ane ehtent, wider den uns tagelîh strît und champf ist, die wîle wir in dirre werlte leben, dâ sô getane fursten inne rîhesent (herrschen).

Ps. 103, 19. Herodii (des valchen) domus (hûs) dux (leitâre) est (ist) eorum (ire). Dazu: Herodius ist uns ein unchunder vogel unde ist deshalbe ein edile unde ein chreftich vogel.

Ps. 104, 22. Cham was Noe sun, der mittere, der des vater spotte, dô sî ûz dere archa chômen, dannen wâren burtich die Egypti. NB. Da der Name Hams nicht sicher vorausgesetzt ward, muß man auf Schüler nicht allzuhohen Alters schließen.

Eine Umwandlung alt-jüdischer Anschauung in christliche finden wir Ps. 94, 3 (s. § 4) Dominus = rex magnus super omnes deos. Nicht die heidnischen Götter seien gemeint, sondern bevorzugte Menschen, die kraft ihrer Thaten Götter oder Göttersöhne seien. Sonst stünde ja jene Anschauung in Widerspruch zum heiligen Geist, von des Meisterschaft die Psalmen geschrieben sind.

Schwierige Worte.

Ps. 118, 87 macht der Lehrer den Unterschied von consumo und consummo klar. Die Art seiner Erklärung ist gründlich und für uns sehr interessant, da man schon aus dem einen Beispiel ersehen kann, daß die Unterrichtsweise nicht bloß im Vor- und Nachsagen bestand.

Consummo daz chiut ih volebringe, consummas dû vole bringis, consummat er volebringit daz dinch daz iz sî. Sô ist ein ander Wort consumo, daz chiut ih verwîse (abweisen), consumis dû verwîsist, consumit er verwîsit. Ze der wîs heizzet gedeclînet; deiz nihne sî. Nu merchet, daz me volebringit, deiz sî, unde daz me verwîsit (abweisen), deiz nihne sî, dere ietwederez ist an daz ente brâht, daz eine, deiz sî, alsô daz gwant, daz me machet, daz me iz gebiderben (gebrauchen) mach, daz ist consummatum, daz ist volebrâht an den ente, alsô unser herro Jesus Christus an dem crûce sprah: consummatum est, dô iz allez geleistet unde ervollet was, daz gewîhsaget unde vone ime gescriben was. Sô ist daz gwant ave consumptum, daz me gebiderbet, unze iz newiht ist, unze iz ze niehte ne wirdit, daz ist ouh in die wîs an den ente brâht.

Andere Erklärungen f. Ps. 105, 15: concupiscentia unde desiderium dei lûtent beidiu giride, sô ist desiderium ettewenne (bisweilen) in guote, ettewenne in ubile gesprochen, seltene wirdit concupiscentia in guote gesprochen, halt (vielmehr) allezane (immerfort) ist si in ubil gemeinet unde vindet me iz ie doh in guote, ave vil selten.

inaquoso (unwazzervolle) daz ist gesprochen an der truchene, an der durrene, dâ des wazzeres nihne was. —

Ps. 105, 30 quassatio hât manich gediute, dei elliu ze muon unde ze nôten gezichent (neigen, sich ziehen) iz chuît vone einem worte, daz chuît quatio ich scute, quatis du scutes, quatit er scutet. —

Ps. 105, 34 scandalum ist ein fremedez wort, ne hât eigines gediutes niht, alsô gniugiu wort endriu, dei anegenges unde geslahtes nihne habent, nihwan daz me si diuten muoz nah anderen worten, dei dar umbe stênt. Dizce wort stêt allezane unde allenthalben in ubeler bezeichenunge, doh sô me iz rehtiste unde eiginlîchiste gediuten mach, sô chuît iz

wirserunge (Ärger, Verschlechterung), ettewenne verdruchunge (Unterdrückung), alsô an dirre stete des ir iuh lîhte maget entstên (erinnern, merken).

Ps. 113, 18. Domus Israel speravit in domino. Mit deme hûse (domus) sint bemeinet die in deme hûs sint, die gehôrent unde treffent ze einem hîwiske (Familie), ze einem chunne, ze einem geslahte, daz in ein geziuhet.

Ps. 113, 22 benedico daz ist ein zesamene gesazcetez wort von zwein sprichen: wole unde ih spriche; daz sult ir merchen, sô iz vone gote here ze uns gerihtit wirt, sô chiut iz: ih segene dih (oder dir), ich zeche (= füge) dî(ne) dinch wole, oder swaz sô me ze der wîs gedenchen unde gesprechen mach, dâ got sînen liut mite heil tuot unde sâlich machet; sô iz ave von uns hin ze gote gerihtit wird, so chiut iz nâh sînem rehten gediute: ich wolespriche dir, alsô, swaz sô sih gespriche, daz tuo — ich ze dînem lobe, ze dînen êren.

Ps. 118, 4 mandatum heizzet inbot (Gebot), daz me den heimlîchen trûten unde den sunterfriunten inbiutet, preceptum ist daz gebot, daz me iouh diche den lôsen, den widerbruhtigen schalchen gebiutet; daz ziuhet ze der vorhten, ienez gehabet sih ze der minne.

Ps. 118, 9 adolescentia ist ein alter des mennisken inzwisken dere chindiske unde dere stercheren iungede, daz ist, sô dem chnappen der bart aller êrist beginnit springen unde dere magede die bruste wohsen beginnent. —

Dieselbe Anschaulichkeit begegnet uns auch

Ps. 94, 2 iubilum et iubilatio.

Dogmatische Begriffe, Gebete.

Ps. 39 oratio. — principalis liber (S. § 11).

Ps. 94, 2 confessio; conf. peccatorum; conf. laudis (S. § 4).

Ps. 118, 5 justificationes heizze wir dei gotes gebot, dei unsih rehte machent, sô si von uns behalten unde ervollet werdent.

Ps. 50, 17 holocaustum chuît al virbrantez, wande sumelîchiu opher wurden gare ûf dem altâre verbrennet ze asken, unde bespranctem (!) die liute der mite, alsô me unsih nu

in dere niuwun ê (im neuen Bund) mit deme wîhbrunnen besprenget. Sô ist sacrificium allîchen brôt unde wîn, daz die êwarte dô êhaltichlîche (dem Gesetze gemäß) ze ire nuzce biderbten. Ave wir nu in dere christenheite haben iz ze heiltuome (Sakrament) des lîhnamen unde des bluotes unseres herren Jesu Christi. Endriu dei opher, dei me deweder dô in der alten ê oder nu in dere niuwen ê ce chirchen oder ze dem altâre brâhte oder noh bringet, wande si missichlîch (verschiedenartig) wâren unde sint, sô hêten si unde habent maniger slaht namen: alsô cehenten, huregiu (!) antheizze (Gelübde) um die sunte, umbe fride, oblei (Speisopfer), wisôde (Abgabe zu Festzeiten), cehentbuozze unde endriu chirhreht, dei nu elliu ze geistlîcher bezeichnunge gecheret sint. — —

Die Gebete zeichnen sich durch Kürze aus, sie stehen mit dem Inhalte ihres Psalmes in Verbindung, rufen Gott oder den Erlöser an (Ps. 87. 88 ꝛc.) und setzen die Heilsgeschichte als bekannt voraus. Nur der 100. Psalm hat drei lange Gebete, die anderen sind wenig umfangreicher, als das beim 22. Psalm Angeführte.

Die Gebete sind wahrscheinlich wie die Psalmen teilweise auswendig gelernt worden.

6. Gebhard von Windberg.

Nach Rudbert † 1140 und Eberhard † 1141, wird Gebhardus Coloniensis de Bedenburg zunächst Präpositus (M. G. XVII, 562), 1146 aber erster Prämonstratenser Abt (M. G. S. S. XVII, 562 Anm. 15). Er starb 1191.

Unter Gebhard nahm das geistige Leben einen großartigen Aufschwung. Er baute den Tempel neu auf und ließ drei Altäre errichten (M. G. XVII, 562). Eifrig bestrebt (studio et labore) sorgte er für neue und herrliche Wiederbegründung des Klosters (M. G. S. S. XVII, 562).

Gebhard, von dem es heißt, er war „in disciplina et religione per omnia studiosissimus“ (M. G. XVII, 562), sorgte für Abschreibung und Benutzung von Büchern. Die streng asketische Richtung, die dereinst von Cluny ausging, herrschte hier in Windberg nicht, man war immer staufisch gesinnt und pflegte das Studium der Alten und der Wissenschaft. — Auf Gebhards Anordnung ist wohl auch der Windberger Psalter

geschrieben und das „Himmelreich" gedichtet worden. Der Mönch Petrus[1]) entwirft auf seinen Befehl die Primordia Windbergensia, es wäre interessant zu wissen, ob die Handschriften der drei Werke dieselben sind. Gebhard hat in diesen Werken mitunter selbst Verbesserungen angebracht. — In Gedichten preisen die Zeitgenossen den berühmten Abt. Die schmucklosen Worte des Petrus vor seinem Werke lauten:

Hoc confecit opus pater et pastor Gebhardus
Cuius lectores sint precibus memores. —

Für die Geschichte des Klosters Windberg sind einige spärliche Denkmale von Wichtigkeit, die in Neudrucken vorhanden sind. —

Monum. Germ. S. S. XIII, 752 f. finden sich Annales Windbergenses. Diese enthalten außer den geschichtlichen Notizen der von uns behandelten Handschrift noch solche zu den Jahren 1188 (Heinrichs VI. Hochzeit mit Constanze, Friedrichs I. Kreuzzug), 1191 (Heinrichs VI. Krönung und Salbung durch Papst Clemens), 1201 (Erdbeben), später noch nachgetragen 1241 (Sonnenfinsternis). Die Eingangszeilen Anno milleno — uno, — potenti sind Verse.

Monumenta Boica XIV: Monumenta Windbergensia p. 1—110 und mehrere Abbildungen. Aufgeführt ist die Reihe der Äbte und anderes, was in vorzüglichem Neudruck auch enthalten ist in:

Monum. Germ. S. S. XVII, 559—566 (Hgg. u. m. Anmerkungen versehen v. Jaffé), namentlich die Primordia Windbergensia.

Über die Klosterschule findet sich nichts. Einmal wird ein Scholastikus Beletus a. 1200, wahrscheinlich aus Regensburg, erwähnt (M. B. p. 42), aus späterer Zeit filii und magister zu Windberg p. 44.

Es ergiebt sich:

Der Windberger Psalter befand sich in den Händen eines Klosterlehrers und diente zum Unterrichte in der Kirchenrechnung und in den Psalmen und ähnlichen Gesängen oder Katechismusstücken. Die Schüler waren über die Unterstufe hinaus (Grammatik. — Mondphasen. — Heilsgeschichte vorausgesetzt in Gebeten

[1]) Verse nach Beendigung seines Werkes: M. G. S. S. XVII, 552.

Hac in scriptura Petri manus et sua cura
Claustro servivit; ideo per secula vivit. —

und Anmerkungen), kannten aber noch nicht den Inhalt der ganzen Schrift (Ham). —

Die Unterrichtsweise bestand im Vorsagen, wörtlichen Übersetzen und Nachsagen der einzelnen Worte. Oft wurden zwei oder mehrere Übersetzungen gegeben. Biblische Eigennamen werden zuweilen wörtlich übertragen oder auch aus dem Zusammenhange gedeutet, oder sie bleiben unübersetzt.

Mitunter wurden einzelne lateinische Verse frei übertragen oder die Grundgedanken deutsch in erweiterter Form gegeben.

Der Lehrer bot des öfteren Erläuterungen, die sich außer auf den Kirchenkalender — auf schwierige sprachliche, biblische oder kirchliche Begriffe bezogen. Dabei spornt der Lehrer die Aufmerksamkeit der Schüler wiederholt an und greift voll Anschaulichkeit seine Bemerkungen teilweise aus dem gewöhnlichen Leben (consumo und consummo, adolescentia, sacrificium).

Ein kurzes zum Lernen bestimmtes Gebet befindet sich am Schlusse der meisten Psalmen.

Der Windberger Psalter ist das einzige Denkmal des Mittelalters, welches uns Kunde giebt, daß im Anhange zum Kalender politische Geschichte der Gegenwart in der Schule gepflegt ward.

7. Die Tischzuchten.

Bei Besprechung der ritterlichen Erziehung wird der Thatsache gedacht werden, daß die Tischzuchten im gewissen Sinne als Lehrbuch der Hövischeit zu gelten haben, sie bilden die ersten Anfänge jener Bücher, die noch heut als „Anstandsbücher" gebraucht werden. Damals wurden die Regeln nicht bloß vorgetragen, sondern auch auswendig gelernt. Die Zahl der Fassungen ist eine ziemlich große, selbst solche Gedichte wie „Die Maße", „Der Jüngling" u. a. sind nur freie und ausführliche Bearbeitungen der alten höfischen Regeln. Ich gebe hier die älteste Fassung (AB) nach der Ausgabe Geyers.

Swer nu in solher gewizzen sî
Daz im wonet zuht und êre bî,
Den bit ich durch den willen mîn
Daz er iz lâze ân zorn sîn,

Ob ich straf die jungen kint,
Diu bî siben jâren sint,
Und noch niht gewizzen hânt
Noch den kein zuht ist bekant.
Swer nu von zühten hoere gern,
Der schol der unzuht enbern.
Merket, als ir ze tische gât
Die hend niht ungetwagen (ungewaschen) lât.
Besnîdt die nagel ab den henden,
Sîn si ze lanc, daz si iuch iht schenden.
Welt ir niht sitzen als ein gouch,
So entlâzt den gürtel umb den bouch.
Welt ir ze hove brôt snîden,
So schullet ir daz vermîden,
Setzt iz niht vor an die brust,
Nâch der kranken wîbe gelust,
Diu darzuo twingt ir krankiu nôt:
Daz ist ze hove ein grozer spot.
Nieman selbander sûfen sol
Mit einem leffel, daz stêt wol.
Mit schüzzeln sûfen niht enzimt;
Swer ez also vreislîch nimt,
Vnd in sich ziuht als er tobe,
Swie die unfuor doch maniger lobe,
Die kunnen sich niht versinnen baz;
Er ist der ern ein îtel vaz.
Swer sich über die schüzzel habt
Und gar unsûberlîchen snabt
Mit dem munde rehte als ein swîn,
Der schol bî anderm vihe sîn.
Sumlîche bîzent ab der sniten
Nâch gar gebiurischen siten
Und stôzents in die schüzzel wider:
Dise unzuht lânt die hübschen nider.
Sumlîche sint sô vraezic gar,
Daz si niht nement ir mundes war
Und bîzent in ihr selber hant:
Solch gîtikheit die hübschen lant.
Swer snûdet als ein wazzerdahs
Und smakitzet als ein lahs,

So er izzet, als etelîcher pfligt,
Wie gar sich der zuht verwigt.
Swer rofzet als er ezzen schol,
Diu zwei ziment niht ze wol,
Und in daz tischtouch sniuzet sich,
Als ich des kann versinnen mich,
Kein zühtic man des niht emphlege,
Daz er sich ûf den tisch lege,
Und leine sich ze rucke niht,
Daz stêt niht wol swâ daz geschiht.
Leint iuch niht ûf den ellenbogen,
Sitzt ûf geriht und niht gesmogen.
Grîft niht an iuch mit blôzer hant;
Nemt ê da für iur selbes gewant,
Ob iu ze grîfen dar geschiht
Die wîl man iuch ze tische siht.
Legt ûf die kling die vinger niht,
Swie dicke snîden iuch geschiht.
Vor iu ab der schüzzel schult ir ezzen,
Der zuht schult ir niht vergezzen.
Ê daz ir trinkt, sô wischt den munt,
Diu hübschheit zimt wol ze aller stunt
Ir schult den munt ze mâzen
In den becher lâzen.
Sumlîche blâsent in daz tranc,
Daz ist ein vngewizzen danc.
Als iuwer geselle trinken schol
So sît ungezzen, daz stêt wol.
Den site habt für ein missetât,
Swer in dem munde daz ezzen hât
Und dar zuo trinket als ein vihe,
An swem ich dise unzuht sihe,
Dem rât ich daz mit triuwen wol,
Daz er iz fürbaz mîden schol.
Ich waen iz ouch niht wol stât,
Swer daz bein genagen hât
Und iz wider in die schüzzel tuot:
Dâ sî die hübscheit vor behuot.
Swer beide reden und ezzen wil,
Und in dem slâfe gesprichet vil,

Der diu zwei wil mit ein ander tuon,
Der kan selten wol geruon.
Swelhe senf und salsen ezzent gern,
Die sullen diser unzucht enbern:
Die stôzen niht die vinger drîn;
Die schullen des gemanet sîn.
Nieman reiche salz mit blôzer hant
An dise hübschheit sît gemant.
Sî daz ir eier ezzen welt,
Ê irs engentzt unde geschelt,
Sô sulet ir ê mit witzen
Daz brôt mit dem vinger spitzen;
Daz ir ez ze aller stunt
Hir nâch nicht spitzet mit dem munt;
Ir grîft ouch mit dem vinger niht
In die eier als ofte geschiht;
Solher unfuore ir niht enphlegt;
Die schal wider in die schüzzel legt.
Ir lât ouch, liebe gesellen mîn,
Juwer suochen mit der zungen sîn
In dem munde, daz übele stât
Sô ir von dem tische gât.
Hie hât diu tischzuht ein ende
Got behüete uns âne missewende. Âmen.

IX. Die didaktische Dichtung.

1. Lehrgedichte.

Die Wirksamkeit der Franziskaner im 13. Jahrhundert muß an die volkstümliche Belehrung im 11. und 12. Jahrhundert angeknüpft werden. Die deutsche Predigt vor David von Augsburg steht in viel loserem Zusammenhange mit Bertholds Predigtweise, als die geistliche und didaktische Dichtung der voraufgehenden Zeit. Das Vortragen dieser Gedichte durch Fahrende hatte sich der große Franziskaner zum Vorbild genommen, ihr Inhalt, ihre Art und Weise war entscheidend für seinen Erfolg. Der Begriff des Volkstümlichen bezieht sich hier nicht bloß auf volksverständliche Sprache. Schon lange verbanden die volksbelehrenden Didaktiker in glücklicher Weise Schulwissen und Darstellung von Verhältnissen des täglichen und politischen Lebens. Anfangs überwog mehr der biblische, dann der schulmäßig gelehrte, endlich mehr der moralische Inhalt. Es ist uns heute kaum begreiflich, wie die Männer des 11. und 12. Jahrhunderts Wohlgefallen an diesen zahllosen, uns unendlich langweilig scheinenden, geistlichen Dichtungen finden konnten. Wir haben eben den Inhalt schon als Kinder in der Schule kennen gelernt, damals stellten sich Priester oder gelehrte Laien die Aufgabe, den Erwachsenen zu bieten, was diese als Kinder nicht hören konnten, da es keine Schulen gab.

Und wie trefflich wußten das jene Didaktiker anzufangen! Sie wählten genau den Ton des herkömmlichen Volksgedichtes und machten die Lehrweise, die sie in den Schulen gelernt hatten, volkstümlich.

Von Otfrid wissen wir es selbst, daß er sich mit seinem Gedichte nach dem weltlichen Gesang richtete, um ihn zu verdrängen.

In kleinen Zügen tritt dies deutlich hervor. Maria sitzt am Spinnrocken, als der Engel zu ihr kommt, sie webt schöne Gewänder und liest im Psalter, Maria ist eine göttliche Idis, wie die Schlachtjungfrauen; der Engel fliegt den Pfad der Sonne, die Straße der Sterne; Christo werden die Augen gebunden, „als wolle man Blindekuh spielen" (Otfr. IV, 19, 73).

Im Heliand sind viele Volksanschauungen in den Inhalt der Evangelien zur Belehrung des Volkes hineingetragen.

Alles dies gehörte zum Bildungsstrom, der im Volke fortlebte, in die Predigt mündete und von da wieder ins Volk drang.

Es wäre ein Irrtum, zu glauben, diese deutschen Dichtwerke wären nur für Geistliche gewesen; einzelne Dichter geben selbst an, daß sie fürs Volk schreiben. Fahrende tragen wiederholt dem Volke geistliche Dichtungen vor, und wortmächtige Dichter geben bei Kreuzzügen und in großen Zeiten dem Volksgefühle Ausdruck und singen, wie Ezzo, gewaltige, inhaltreiche Gesänge, die von mächtiger Wirkung auf das Volk sind.

Wir wollen übersichtlich den Einfluß der Dichtungen verfolgen. Schon vor Otfrid lebten im Volke zahlreiche Zaubersprüche, die sich die Geistlichen zu nutze zogen und christlich umdichteten, z. B. d. Wiener Hundesegen. Von den ältesten Zeiten her haben wir Zeugnisse für das Blühen des Volksliedes bei den Deutschen, dieser Quell fließt zeitweise reichhaltig, versiegt ist er nie; bald wird er von den Fahrenden beeinflußt, bald geben ihm Tagesneuigkeiten Stoff, wie die Ermanrichsage durch Arnulfs Thronbesteigung, Heinrich des Zänkers Verlangen nach der Krone, Kurzibolds Thaten u. s. f. Auch diesen Volksgesang berücksichtigte man. Nicht allein, daß man stets das Volk zum Singen des Kyrie eleison aufforderte, man hatte auch schon geistliche Gesänge, wie das Petruslied, und Berthold ruft seine Zuhörer einigemal zum Gesang der Pfingstleise auf: „Nun bitten wir den Heilgen Geist."

Mit Macht tritt die fürs Volk berechnete geistliche Dichtung in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts hervor. Hatte man im „Georgsleich" dem Volke Legende, im „Ludwigs- und Heinrichslied" reine Geschichte geboten, so hielt man sich jetzt allein an biblischen und apokryphischen Inhalt. Nur im „Merigarto" mit den sonderbaren geographischen Angaben, die wohl Kirchenschriftstellern entnommen sind, tritt laienhaftes Element zu Tage. Außer der Bibel benutzte man natürlich die gebräuchlichen Kommentare,

wie Rhabans Matthäus Erläuterungen, die die Verfasser in der Schule kennen gelernt hatten. Man brachte überhaupt möglichst viel Schulwissen zur Geltung, das allerdings im 11. Jahrhundert gering war. Es fehlte das spekulative Denken, das Eingehen auf Theorien und Natur, eine Errungenschaft der später auftauchenden Scholastik.

Einige der in Betracht kommenden Gedichte sind die Bücher Mosis. In der Genesis wendet sich der Verfasser, sicher ein Dorfpfarrer, direkt an die Bauern. Der Inhalt ist der ausgeführte biblische Text. Gott als der Werkmann nimmt Lehm, wie einer, der aus Wachs Bilder und Figuren macht. Er nimmt so viel, wie ihm, dem Sohne und dem heiligen Geist gefiel. Aber ihr waren nicht drei. Er macht das Haupt, zieht das Fell darüber, giebt ihm gut Gebaren, bedeckt den Kopf mit Haar und macht sieben Löcher ins Antlitz. Es folgt Beschreibung der Achseln, der Finger u. s. f. In ähnlichem Tone gehalten sind „Der Bamberger Glaube", „Ezzos Sang von Christi Wundern", „Christ und Antichrist", „Das Jüngste Gericht", „Das Lob Salomos", „Die drei Männer im Feuerofen", „Judith" u. s. w.

Bedeutender ist der Inhalt der geistlichen Gedichte im 12. Jahrhundert. Von der großen Menge, die sich teilweise ausdrücklich ans Volk wenden, hebe ich nur einige hervor: „Das Anegenge (Anfang)", Hartmanns „Glauben", das Gedicht Wernhers von Elmendorf, „Von des Todes Gehugde (Gedächtnis; memento mori)" von Heinrich von Melk, „Das Himmelreich". In all diesen Gedichten tritt weit mächtiger die schulgemäße Behandlung theologischer Fragen auf, weit häufiger werden die Klassiker angeführt, und oft wird gefolgert: „So handelten Heiden, so geschah es in der römischen Geschichte, was bleibt dir zu thun, der du Christ bist?" Es wird nicht mehr bloß gesagt, daß Gott die Welt schuf, sondern es wird dazu ergänzt, daß es seine Güte war. Die geistlichen Dichtungen sind ein Abbild des damaligen Schulunterrichts. Auf eine einzige will ich hinweisen: auf das Werk des Heinrich von Melk.

Wernher von Elmendorf sagt in seinem Gedichte, das nach einem lateinischen Florilegium[1]) teilweise wörtlich bearbeitet ist, daß er für die Ritter schreibe, Hartmann wendet sich in seinem „Glauben" in deutscher Sprache an die Einfältigen, die „tumben"

[1]) Moralis philosophiae de honesto et utili. Eigentum des Hildebertus Cenomanensis (Migne, Patrologie. B. 171. Sp. 1003—1056 gedruckt). Vgl. Haupts Z. f. A. 34, 56.

und will sie über das belehren, was der Pfarrer Sonntags in der Kirche predigt. Bei seiner Erläuterung des Glaubensbekenntnisses schilt er die Reichen, macht auf das trostlose Güterzusammenscharren aufmerksam und meint, daß der Teufel, der Drache in der Volksschlacht (volcwîc), überwunden und an Hals und Nase gefesselt worden sei. Ähnliche Bilder braucht nun auch Heinrich; er stellt sich aber gar nicht als hochstehender Lehrer hin, sondern redet nur immer: „Wir Laien“; sich einzeln nennt er „Gottes armen Knecht“. Zunächst spricht er vom gemeinen Leben. Er geht scharf gegen die Geistlichkeit vor, „die den Laien geleite solde zum Himmelreiche geben.“ Sie sind habsüchtig, verkaufen die Ämter, begünstigen die Reichen, berauben die Armen und leben herrlich und in Freuden. Das muß dem Laien anstößig sein. Ebenso richtet sich sein Tadel gegen Richter, Frauen, Ritter, Papst und die „verboesete niwe jugent.“

„Die phaffen, die sint geitic,
die gebour, die sind neitic,
die chouflut habent triwen niht,
der weibe chiusche ist enwicht.
Frowen unde reiter,
dine durfen nimmer gefristen,
weder ir leben bezzer sî.“

Im zweiten Teil: „Vom Gedächtnis an den Tod“ bespricht nun der Dichter das ganze menschliche Leben von der Geburt bis zum Grabe, er schildert die Vergänglichkeit des Lebens und giebt Ratschläge zu einem guten Leben. Dies besteht darin, die Sünden zu meiden und Buße zu thun. Man soll sich vor der Gierigkeit hüten und soll den Armen geben. Auch der Gedanke wird angedeutet, daß das ärgerliche Leben der Pfaffen die Laien nicht berechtigt, die Messe des Priesters für unrein zu achten.

In der Folgezeit verdienen eine Menge anderer Gedichte Beachtung, die meist legendenartigen Charakter tragen. Die Kindheit Jesu, die Himmelfahrt der Maria, die Reisen des heiligen Brandan, die Erlebnisse der Seele in Himmel und Hölle geben den Dichtern Gelegenheit, volkstümliches Wissen zu verbreiten und Moral zu lehren.

Der Einfluß der gelehrten Schulbildung macht sich im Laufe des 12. Jahrhunderts immer mehr geltend, Schulbücher wie die

„Disciplina clericalis“ des Petrus Alphonsus und der „Elucidarius“ werden ganz oder teilweise übersetzt. Die Sittenlehren der lateinischen Lehrbücher dringen in die deutsche Poesie ein. Man behandelt weniger Theologie als vielmehr praktische Lebensweisheit. Dies kam so: Die Theologie stand ja im Mittelpunkte des Unterrichts, aber ihre Hilfswissenschaften, die freien Künste, erfuhren bald eine derartige Pflege, daß man über den Mitteln das Ziel vergaß. Und hatte man erst der Grammatik den Vortritt gelassen, so überwog bald der Einfluß der Logik. In eigene Systeme ordnete man das Dogma ein, aber ängstlich war man dabei bedacht, nur ja nicht letzteres dem Wortlaut nach zu verletzen. So sehr man die philosophische Auslegung bevorzugte, so wollte man doch nicht offen gleichgültig gegen die Glaubenssätze erscheinen, so wollte man doch nicht Ketzer sein. Abälard versichert, daß er ganz im Einklang mit dem Dogma lehre und daß seinen neidischen Feinden die Nachwelt schon unrecht geben werde. Und der bekannte Honorius Augustodunensis ruft in seinen rein philosophisch-scholastischen Erläuterungen über die Gottheit plötzlich aus: „Wir haben überschritten die Enge unseres Wissens und sind doch zu Wahrheiten über die Gottheit gelangt. Das kann ja nicht als Ketzerei gelten, wenn wir etwas gefunden haben, was nicht geschrieben steht!“ Und in Zeiten, denen schon Roger Bako und Bako von Verulam vorgearbeitet hatten, setzt sich Cartesius in seinen philosophischen Schriften erst mit der Kirche auseinander und spricht: „Wir wissen, daß so die Kirche lehrt und daß dies einzig richtig ist, wir wollen aber doch einmal sehen, wie es sein würde, wenn wir nur den Verstand fragen.“

Aus allem aber sehen wir, wie das Bildungsbedürfnis fühlbar ward. Man fing an, selbständig über das Leben nachzudenken, und wenn dies auch noch in scholastischer, der Natur abgewandter Weise geschah, so war dies dennoch ein Fortschritt. Die Gebildeten kamen jenem Bedürfnis entgegen. In Menge erscheinen Werke, die sich mit dem sittlichen Leben und der Anleitung dazu befassen. Man giebt viel darauf, daß auch das Kind des Laien geistige Bildung empfängt, die Lebensformen beherrscht und ein christliches Leben führt. Bezieht sich dies auch nur vorläufig auf die Ritter, als dem ersten mündig gewordenen Laienstande, so war doch ein Anfang gemacht. In allen epischen Dichtungen des 12. und 13. Jahrhunderts ermangeln die Schrift-

steller bei Schilderung ihrer Helden nie zu erwähnen, wie sorgfältig man das Kind erzogen habe.

„Man zog ihn mit dem Fleiße, als ihm das wohl gebührte.“ Das ist die formelhafte Wendung, die mit diesen oder anderen Worten immer wiederkehrt. Aber die Epiker und Lyriker begnügen sich dabei nicht, sie geben oft die Art und Weise und auch den Inhalt der Erziehung und des Unterrichts an, ja sie wägen zuweilen Erziehungsfragen ab und entscheiden sich für das eine, während sie das andere verwerfen. Die Vorschriften, die für das sittliche Leben und auf die Hövischeit des jungen Laien gelten, und die sich beispielsweise im Parzifal, im Gregorius, in Walthers Gedichten finden, haben andere Dichter ausführlich und im Zusammenhange dargestellt. Sie haben gewissermaßen Lehrbücher geschaffen, die der Erziehung zu Grunde gelegt wurden. Dies galt, wie schon bemerkt, zunächst für die Ritter. Aber frühzeitig sagen die Dichter, daß alle jene Vorschriften auch fürs gewöhnliche Volk Geltung hätten. Thomasîn bemerkt dies ausdrücklich. Und im Meier Helmbrecht haben wir den besten Beweis, daß man beim Volke auch damit Ernst machte. Es giebt nun eine ganze Menge von Gedichten, die dem oben erwähnten Zwecke dienen und die ihren Inhalt aus lateinischen Florilegien, aus der Disciplina clericalis, aber auch aus dem praktischen Leben nahmen. Unwichtiger sind: „Der wilde Mann“, „Mea carissima“, „Vom Recht“, „Die Maße“, „Die geistlichen Lilien“, „Die Warnung“, „König Tirol“. Von größerer Bedeutung sind die „Tischzuchten“, „Cato“, „Der Jüngling“, „Der Winsbecke und die Winsbeckin“. „Der Wälsche Gast“, „Freidank“, „Seifrit Helbling“ und „Der Renner“. Und dies sind auch, wenn wir auf die Erziehungsthätigkeit Rücksicht nehmen, die nächsten Vorgänger der Franziskaner. Berthold ist zum guten Teile von ihnen abhängig.

Der Einfluß der eben erwähnten Gedichte auf die Volkserziehung ist nicht unbedeutend.

Sämtliche Gedichte führen in Menge Sprichwörter, volkstümliche Redewendungen, Stellen aus anderen Schriftstellern an. Alle Gedichte wenden sich geradewegs an die zu erziehende Jugend und fordern zum Befolgen der gegebenen Regeln auf. Vor jedem dieser Werke könnte das Bild des Winsbecken in der Manessischen Handschrift stehen: der Erzieher mit erhobener Hand belehrend vor dem Zögling. „Sohn, thu dies“, beginnt er dann jede

seiner Strophen, ähnlich dem „Merkt auf,“ der S. 214 angeführten Tischzucht.

Die Tischzuchten geben die bekannten Tischregeln; man soll nicht wie ein Wasserdachs „schnaudern“, man darf nicht wie ein Lachs oder wie ein Bayersachs „schmatzen“, es ziemt sich nicht,



Der Windsbecke.
(Nach dem Bild der Manessischen Liederhandschrift.)

wie ein Kürschner zu schneiden u. s. f. Der „Cato“ fügt eine Menge Sprüche zusammen, die nicht in strenger Verbindung stehen. Unmittelbar nacheinander soll man andächtig zu Gott flehen, die Freunde lieben, mit ordentlichen Menschen verkehren, nicht ungebeten Rat geben, reinlich sein und die Leute grüßen. Der „Jüngling“, wohl vor Berthold gedichtet, umfaßt 1264 Kurzzeilen, in denen „Zucht und Fuge“ gelehrt wird. Es wird zunächst auf den Wert beider hingewiesen und die Macht des Beispiels hervorgehoben. Das Fehlen der Zucht ist bäurische Schande. Aber nicht nur Leib und Kleid soll rein und fein gehalten werden, es gebührt sich auch, edel und mitleidig, ehrerbietig und redlich, zurückhaltend und mäßig zu sein. Das Gute und das Böse muß man unter-

scheiden lernen. Dem Tierschutz wird das Wort geredet und die pädagogische Bedeutung der Gewohnheit gewürdigt.

Der „Winsbecke", diese Glanzperle der mittelalterlichen Literatur, gleicht merkwürdigerweise in vielem einem etwas älteren jüdischen Gedichte. Alle Seiten des geistlichen und gesellschaftlichen Lebens werden darin gestreift. Nacheinander bespricht der Dichter die väterliche Erziehung, die Gottesminne, die irdische Vergänglichkeit, das Almosengeben, das Achten der Priester, die eheliche Liebe, die Freundschaft, das Mitleid, höfisches Betragen, den Wert des Rittertums, die Wahl des Umgangs, die Keuschheit, die Mäßigkeit, die Gewohnheit u. s. f.

Die „Winsbeckin" giebt entsprechende Ratschläge der Tochter.

Der „Wälsche Gast" ist zweifellos das bedeutendste didaktische Gedicht des 13. Jahrhunderts. Es ist einheitlicher als die übrigen und ist das System eines Einzigen. In zehn Büchern behandelt Thomasin Theologie, Philosophie, Physiologie, Physik, Ästhetik, Politik, namentlich aber Moral. Er entwirft das System einer Ethik, deren oberstes Gut Gott ist, dem zu gehorchen Aufgabe des Menschen ist. Am vollkommensten ist der, welcher die sieben Haupttugenden an sich trägt, der ist dem Thomasin der wahre Ritter; nicht aber jener, der nur den Namen und das Schwert führt. Thomasin schrieb sein Buch für alle Laien, nicht bloß für die Ritter. Diesen Begriff erweitert und vertieft er. Jeder, der sich waffnet gegen die Untugend, gehört zur Ritterschaft. Der Dichter sagt im Eingang, er möchte sein Buch in der Hand jeder deutschen Frau wissen.

Der „Freidank" wendet sich ebenfalls an die Laien und zeichnet sich durch Spruchreichtum aus. Man hat angenommen, daß er ein Schulbuch gewesen ist. Dies ist leicht möglich. Nach Bartsch × sind die gereimten Lehren überhaupt auswendig gelernt worden. Daher kommt auch die Verbreitung ein und desselben Spruches und die häufige Wiederkehr desselben Gedankens bei den Dichtern des 12. und 13. Jahrhunderts. Es fand keine gegenseitige Entlehnung statt, sondern man stellte nur das Schul- oder auch das Volkswissen dar.

Wiewohl der „Seifrid Helbling" und der „Renner" nach Bertholds Auftreten fallen, sind sie doch von eben dem Standpunkte aus zu beurteilen.

Im einzelnen sind alle diese Gedichte voll interessanter Bemerkungen. Thomasin tritt für die Fremdwörter ein, weil dadurch

× Gesammelte Vorträge u. Aufsätze, Freiburg u. Tübingen 188

die deutsche Sprache schöner werde, er empfiehlt die Helden der Rittergedichte zu Vorbildern, die Ketzer sollen mitleidslos verbrannt werden. Der Dichter hält es mit Friedrich II. Walther wird wegen seiner Angriffe auf den Papst arg getadelt. Er führt alle Lehrbücher der freien Künste an, zieht gegen die Rechtsverdreherei los. Volksfabeln und scholastische Grübeleien wechseln. Die Modethorheit erfährt scharfe Besprechung. Die Kinder sollen alle zur Schule gehen; wenn einer lesen kann, ist er noch nicht gelehrt. Man soll die „Kunst" achten, sie schreckt vom Laster ab. Es giebt sogar Pfaffen, die die Schrift nicht verstehen, und die Bauern haben ihre Schrift in den Bildern. Das Kreuz zu nehmen zur Befreiung des Grabes, sei eine edle Aufgabe.

Wir sehen, daß der Inhalt dieser Gedichte schon weit mehr dem Volke Rechnung trägt, als der Stoff der früheren geistlichen. Man weiß jetzt an die Gegenwart und ans Leben anzuknüpfen. Es ist nachweisbar, daß vieles aus diesen didaktischen Gedichten ins Volk eingedrungen ist. Ganz in der Art und Weise unserer Dichter tritt später Berthold mit seinen Genossen vor die Behandlung von Lebensfragen. Praktisches Leben und scholastisches Wissen vereint sich. Weit mehr als bei früheren Predigern bildet die Eigenart des Vortragenden den Vordergrund. Weit häufiger wird von rhetorischen Kunstmitteln Gebrauch gemacht, weit zahlreicher aber war auch das andächtige Publikum.

Aus dem Winsbecken.

1. Ein wîser man hete einen sun,
der was im liep, als manigem ist,
Den wolt er lêren rehte tuon
und sprach alſô: mîn sun, du bist
Mir liep âne allen valschen list
bin ich dir, sam du mir,
sô volge mir ze dirre frist
die wîle ich lebe, ez ist dir guot.
Ob dich ein fremder ziehen sol,
du weist niht, wie der ist gemuot.

2. Sun minne reineclîchen got,
sô en kan dir niemer misse gân
Er hilfet dir ûz aller nôt;
nû sich der werlte goukel an,

Wie si ir volger triegen kan,
unt was ir lôn ze jungeste sî,
daz soltu sinneclîch verstân:
sî wigt ze lône swindiu lôt:
der ir ze willen dienen will
deist lîbes unt der sêle tôt.

7. Sun, ez was ie der leien site,
daz si den pfaffen truogen haz;
Da sündent si sich sêre mite,
ich enkan niht wizzen umbe waz.
Ich wil dir râten verre baz;
du solt in holt mit triuwen sîn
unt sprich in schône: und tuostu daz,
sô mac dîn ende werden guot,
unt wirt ze lône dir beschert
gotes lîcham unt sin reinez bluot.

17. Sun, du solt wizzen, daz der schilt
hât werdekeit und êren vil;
Den riter tugende niht bevilt,
der im ze rehte volgen wil
Die warheit ich dich niht enhil
er ist zer werlte sunder wân
ein hôch gemezzen vröuden zil;
nimt in ze halse ein tumber man,
der im sîn reht erkennet niht,
dâ ist der schilt unschuldic an.

28. Sun, hôch geburt ist an dem man
und an dem wîbe gar verlorn,
Da wir niht tugenden kiesen an,
als in den Rîn geworfen korn,
der tugende hât, derst wol geborn
und êret sîn geslehte wol
ih han ze vriunde mir erkorn
den nidern baz, der êren gert,
dan einen hôhen sunder tugent,
der hiure ist boeser, danne vert.

52. Sun, zwei dinc êrent wol den man,
der sich wil êren mit den zwein,
Sô daz er sich behalten kan,
daz eine ist Jâ, daz ander Nein.
Wie zieret golt den edelen stein,
alsô tuont wâriu wort den lîp;
er ist niht vleisch unz ûf daz bein,
dem alsô slipfic ist der sin,
dâ er sîn Jâ genennet hât,
daz er sîn Nein dâ schrenket hin.

Aus der Winsbeckin.

1. Ein wîplich wîp mit zühten sprach,
zir tochter der sie schône phlac:
„Wol mich, daz ich dich ie gesach,
gehoehet sî der süeze tac,
Da dîn geburt von êrst an lac!
Sît ich mit ganzer wâhrheit wol
mit wîser volge sprechen mac,
dîn anblic ist des meien zît:
Got süln wir drümbe iemer loben,
der alsô rîche gabe gît.“ —

2. „Des volge ich, liebiu muoter, dir:
ich lobe in, sô ich beste kan;
Er sol der sinne helfen mir;
daz ich in sehe mit vorhten an.
Durch sîne tugende ich in des man:
ich wil in sînen hulden leben,
ob ich mir selbe der êren gan.
Vater unt muoter süln diu kint
wol êren; daz hât er geboten.
wol in die des gehôrsam sint . .

4. Rât, liebiu muoter, unde sprich,
wie unde waz dîn wille sî;
ich hân des gar vereinet mich,
ich wil dir sîn mit volge bî.

Die jugent wil sîn vrô unt vrî:
der beider hân ich mich bewegen;
hôchvart velwet der êren zwî,
ich wil mîn herze lâzen nider:
swelch wîp nu kumt in swachez wort,
müelich si sich verrichtet wider?" — — —

5. „Trût kint, du solt sîn hochgemuot,
dar under doch in zühten leben,
Sô wirt dîn lop den werden guot,
unt stêt dîn rôsenkranz dir eben.
Den êre gernden soltu geben
mit zühten dînen senften gruoz,
unt lâ in dînem herzen sweben
scham unde mâz ûf staeten pîn;
schiuz wilder blicke niht ze vil,
swâ lôse merker bî dir sîn.

6. Scham unde mâze sint zwô tugent,
die gebent uns frouwen hôhen prîs:
wil si got leben mîner jugent,
sô gruonet mîner saelden rîs;
und mac in zühten werden grîs." —
bewîse liebiu muoter, mich,
der rede baz, ich bin niht wîs,
wie wilde blicke sint gestalt,
wie unde wâ ich die mîden sül,
daz si mich machen iht ze balt. —

7. „Ez heizzent wilde blicke wol,
als ich ze hove bewîset bin,
Swenne ein wîp vür sich sehen sol,
das ir diu ougen vliegent hin
sam ob si habe unstaeten sin,
und âne mâze daz geschiht,
daz ist ihr lowe ein ungewin.
Die melder merkent unser site;
twinc diniu ougen deste baz,
daz râte ich, tohter, unde bite.

32. Diu huote ist wîbes êren gram,
swâ si ûf kranken wân geschiht;
Ir ende guot ich nie vernam;
betwungen lieb ist gar ein wiht,
Wann si gît hôhes muotes niht.
Diu liebe sol von herzen kommen,
unt haben mit staeter triuwe phliht,
ûf alle vlust und ûf gewin;
die ander liebe slipfic ist,
alsam ein îs, dâ her, dâ hin.

33. Nû lâzen wir die huote varn,
unt sprechen von der minne mê:
Mahtu dich vor ir kraft bewarn,
als du mir hast verjehen ê,
Swem danne ein schapel schôner stê,
mîn kint, denne dir daz dîne tuo,
dâ man die werden schouwen gê,
daz lâze ich immer âne haz:
ez mac ein wîp wol schoener sîn,
deheiniu lebt in zühten baz.“ —

34. „Du lobest mich, liebiu muoter mîn
alsam ir kint ein muoter sol;
Ich lige dir in dem herzen dîn,
unt tuon dir in den ougen wol.
Mîn triuwe ist ouch gegen dir niht hol,
du bist mir lieber, danne der lîp,
der liebe ist gar mîn herze vol.
Nû sage mir, ob diu minne lebe,
und hie bî uns ûf erde sî,
oder ob uns in den lüften swebe?“

35. „Ein wîser man, Ovîdius,
der tuot uns wunder von ir kunt,
Er giht, si sî genant Vênus,
Si mache süeziu herzen wunt,
Und nâch ir willen wider gesunt,
dieselben aber wider siech;
daz ist ir wehsel alle stunt.

Ir willen niht entrinnen mac;
si vert unsihtic, als ein geist,
si hât niht ruowe naht, noch tac."

2. Pädagogische Fragen bei den Minnesängern.

Wiederholt hat es in der Literatur Zeiträume gegeben, die sich durch ein starkes Hervortreten pädagogischer Gedanken kennzeichneten. Die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts gehört dazu. Kein Wunder! Es tobte der gewaltige Ghibellinenkampf, und es handelte sich im Grunde um nichts anderes, als um die Herrschaft von Staat oder Kirche, Scholastik oder Renaissance, Wirklichkeit oder Bücherwelt, Mittelalter oder Neuzeit. Es siegte keines, beide verschmolzen; aber allmählich drückte das erste der Zeit den Stempel auf. Die Erziehung war dabei in hervorragender Weise beteiligt. Bis ins 13. Jahrhundert waren die klösterlichen Bildungsanstalten im allgemeinen die einzigen. Aber ihre Geleise waren breitgetreten, es lag eine Stickluft über Schulstube und Schulwissen. Der alte Isidor und Martian herrschten immer noch, und die Welt lernte sich immer noch aus den Etymologien kennen. Die Kreuzzüge und die Scholastik veränderten den Gesichtskreis, aber letztere trug mit ihrer Erklärungssucht des Unerklärbaren den Todeskeim in sich. Gleichviel, die Geister waren geweckt worden. Die Ritter waren zur Macht gelangt und entfalteten dieselbe bald nach allen Richtungen. Die körperliche Ausbildung und die Turniere mit allem, was dazu gehörte, riefen zunächst eine ganze Regelkarte äußerer feiner Formen hervor. Bei Spiel und Übung, beim Gehen und Stehen, Tafeln und Unterhalten, herrschte die *Hövischheit*. Dies ritterliche Kind, das im 11. und 12. Jahrhundert mit stark französischem Einflusse in Deutschland Spuren zeigt, wird immer mächtiger und erhält schließlich im 13. Jahrhundert den Rang eines Erziehungsideals. Ja, die ganze äußere und innere Scholasterei, so sehr sie sich anfangs auch sträubte, sie zollt dem heiteren Weltkinde reichen Tribut. Hatte schon früher Abt Notker (971—975) in dem viel freier gesinnten St. Gallen den Söhnen seiner Lehnsleute im Abthofe ritterliche Erziehung zu teil werden lassen, Bischof Gunther von Bamberg 1061 die Lieder von Attila und den Amalungen dem heiligen Augustinus

und Gregorius vorgezogen und statt frommer Wissenschaften Ritterspiel und Kriegeszug erkoren, so räumen kirchlich gesinnte Didaktiker wie Thomasin von Zerkläre dieser alles Weltschöne umfassenden Hövischheit einen Anteil bei der Erziehung ein, der uns viel weltlicher gesinnten Kindern der Neuzeit Bewunderung einflößt. Die Hövischheit umfaßte die Sangeskunst, mochte dieselbe nun nur begünstigt oder selbst gepflegt werden und sich auf Lyrik oder Epik erstrecken. Im Grunde kam es doch auf französische Sprache und Dichtung hinaus. Wieviele Gedanken entlehnten eine Anzahl unserer Minnesinger den Troubadouren! Und unsere Epen sind zum guten Teil Übersetzungen aus dem Französischen; Wolfram und Hartmann sind nicht ausgenommen. Man nehme nur einmal diesen einzigen Chrestien von Troyes aus dem Parzival heraus, was bleibt noch übrig? Aber unsere heutigen Begriffe über Original und Übersetzung sind ganz andere als damals. Es galt eben nur, etwas Schönes und Unterhaltendes zu bieten. Frankreich hatte seit langem eine geheime Zugkraft. Schon Williram († 1085) erwartete von dort einen mächtigen Einfluß auf das geistige Leben Deutschlands. Und doch, wie bald änderten sich die Zeiten. Williram hatte an Lanfranc und seine dialektische lateinische Belehrung gedacht. Und als Heinrich III. 1045 Eleonore von Poitou heiratete, verbat er sich noch die Mitwirkung der Fahrenden. Im folgenden Jahrhundert lief man von weit und breit her, um nur zu Füßen des Wilhelm von Champeaux und des Abälard die geistreich spitzfindigen und funkelnden Beweisführungen zu hören, die die alte Dogmatik auf den Kopf stellten. Der Frankenzug war bald für einen, der sich zu den Gebildeten rechnete, unerläßlich. Hartmann und Walther, die gewiß nie daselbst waren, thun doch ganz so, als wenn sie mit Kärlingen und den Verhältnissen an der Seine gut vertraut wären. Seit Ende des 12. Jahrhunderts zogen immer größere Scharen über den Rhein, die paar Semester Paris gehörten zum guten Ton. Aber Dialektik und lateinische Wissenschaft war gar nicht mehr Hauptsache. Man brachte französische Romane mit, lernte dort vor allem sein Französisch und kümmerte sich schließlich wenig um all die heiligen Kirchenbüßer und Asketen. Ja, zahlreiche Adelsfamilien zogen es vor, die französischen Erzieher gleich auf ihren Burghof kommen zu lassen. Im französischen Roman „Berte“ heißt es, das sei ganz allgemein Sitte gewesen. Das Bacchantentum, das stets bestand, erhielt neue Nahrung.

Zum alten Schulwissen gesellte sich modernes Troubadourentum, und der deutsche Student sang und sprach Gedichte in allen Sprachen, hatte Anschauungen aus allen Ländern und Literaturen, war weder Mönch, noch Ritter, noch Gelehrter, eine Neugeburt. Erst hatte man Rosen und Wein, Liebe und Leben aus Horaz kennen gelernt und war dann im Kloster sitzen geblieben, jetzt sah man sich's in Stadt und Ritterburg selbst an und wurde, so gut es ging, Anhänger und Schüler. Und wenn auch vom Sonnenflecken kein Sterbenswörtchen im Aristoteles stand, so konnte es auf einmal das Ansehen abgeschlossener Professoren nicht mehr hindern, daß die eigenen Augen der Herren Studiosen derartige Neuerungen sahen. — Es soll nun nicht gemeint sein, daß alle Kleriker und Ritter jetzt urplötzlich dieselbe vielseitige Ausbildung erwarben oder erwerben wollten. Die Kleriker waren doch zu viel an ihr Latein gebunden, und die Ritter hörten auch lieber die Sänge und ließen sich schreiben, als daß sie selbst sangen und schrieben. Aber eine Anzahl hatte doch diese umfangreiche Bildung; von den Sängern der Staufenzeit weitaus der größte Teil.

Man wird rufen: „Wolfram von Eschenbach konnte weder Französisch, noch lesen und schreiben.“ — So hat man bisher immer geglaubt und wiederholt. Das Anklammern an einige wörtlich genommene Sätze ist daran schuld. Man überlege nur einmal selbst. Der Parzival ist zum Teil wörtliche Übersetzung des Chrestien. Wie kommt ein „Laie in Sachen der Literatur“ auf diesen Stoff, der natürlich noch nicht behandelt sein durfte? Wolfram war arm, trotzdem und trotzdem er eingestandenermaßen lieber Speere bricht, hält er sich einen gelehrten Schreiber, der ihm 10—12 noch unbekannte französische Romangedichte von 20000 Zeilen Länge vorliest oder vorerzählt, nein, sogar vorübersetzt. Nun entscheidet sich Wolfram, dem die ganze Dichterei im Verhältnis zum Ritterturnei nur Nebensache ist, für den einen Roman. Der Schreiber liest aufs neue das ganze Gewirre mit den vielen fremden die Laien abstoßenden Namen und übersetzt abschnittweis, und Wolfram sucht nur die leimenden Reime. Ja, der ungelehrte Wolfram begnügt sich nicht mit Poidiconjunz und Utepandragun, Schenteflurs und 100 anderen, sondern dichtet noch neue Ungeheuer (P. 870) hinzu und schreibt verballhornt durch 30 Zeilen (P. 791) von Arnoldus Saxo Edelsteinnamen ab. Weil Wirnt von Gravenberg (Wig. 11665), — allerdings lange nicht so namen- und umfangreich, —

das Kunststück ähnlich gemacht haben will, und der reiche aber verrückte Ulrich von Lichtenstein, — ein neues, ganz romanhaftes Effektstückchen, — auf seinen Schreiber wartet, um den Liebesbrief enträtselt zu sehen! Nein, das geht ja Wolfram nichts an. Er sagt's aber selbst. Was sagt denn Wolfram? Im Parzival ruft er aus (115,27): „ich kan decheinen buochstap“ und im Willehalm (2,19): „Ich verstehe mich nicht auf das, was in Büchern steht, nur Jünger der Kunst bin ich.“ Das letztere bezieht sich doch, wenn man die ganzen Zeitverhältnisse und den Zusammenhang in Betracht zieht, nur auf die lateinische Wissenschaft. Wolfram, der so gelehrte Herren wie Hartmann und Gottfried neben sich sah, macht bescheiden kein Aufhebens von seinem Latein. Was jene „an den (lateinischen) buochen“ gelernt hatten, „der buoche lêre“ (Gregorius) lateinische Schulwissenschaft, das mochte ihm fremd sein. Und daß dies Wolfram bekennt, sollte man dankbar annehmen und als Entschuldigung auffassen, wenn er einmal gegen die Wissenschaft verstößt, man sollte ihm aber nicht gleich zurufen: „Du Ignorant, kannst ja nicht einmal Latein!“ Daß er Kunst besitzt (W. 2,221), läßt er sich nicht nehmen. (P. 114,13.) Unter Kunst ist gewiß nichts andres als Kenntnis der französischen Mären und Dichtkunst zu verstehen. Und wenn jemand die andere Stelle wörtlich nehmen will (ich kan decheinen buochstap P. 115,27), der muß es auch wörtlich verstehen, wenn ein bescheidener Gebildeter ausruft, nachdem er jahrelang Französisch in einer höheren Schule gelernt hat: „Ich kann kein Französisch.“ Ist aber das folgende Wort: „dise aventiure vert âne der buoche stiure“ wörtlich zu nehmen, so macht Wolfram selbst seinen Spaß, denn bald darauf beginnt die wörtliche Übersetzung des Chrestien. — Und die Behauptung, Wolfram habe nicht Französisch gekonnt, ist erst recht lächerlich. Mit demselben Recht kann man beweisen, er habe nicht Deutsch gekonnt. Er spricht: „Ein ungefüger Tschampâneys kunde vil baz franzeys, dann ich, swiech franzoys spreche“ und „mîn tiutsch ist etswâ doch sô krump.“ Er spricht von französisch s p r e c h e n, und hat vielleicht recht. Zwei berühmten Universitäts-Professoren der neueren Sprachen, Sternen am Himmel der Wissenschaft, sagt man auch nach, sie könnten nicht Englisch und Französisch, d. h. sie sprechen die Sprachen nicht, wie ein gewiegter Baumwollreisender. Eben jenes Wort Wolframs (Wh. 237,57) kann vielmehr recht gut

beweisen, daß er in Sachen der französischen Dichtkunst ein rechter Stubengelehrter war. Die paar Übersetzungsfehler sollte man dem alten Meister nicht immer wieder vorwerfen, Goethe und Schiller haben mehr. Man hat ganze Blumenlesen solcher aus ihren Werken zusammengestellt. Und wenn Wolfram so wenig gekonnt hätte, um etwa nur ein paar Verse zusammenzuschweißen, hätte ihn sicher nicht der gelehrte Landgraf Hermann, der Pariser Bildung genossen, zum Übersetzen des Willehalm veranlaßt. Ein gelehrter Hofschreiber hätte nicht so viel Mühe gehabt. Wolfram aber kannte die Rittergedichte aus eigener Lektüre und besaß zudem noch die göttliche Gabe der Poesie. Daß sich Ritter Schreiber hielten, hat wahrlich größtenteils ganz andere Ursachen als die Unkenntnis der Schrift; schließlich könnte man auch nachweisen, unsere Kaufleute könnten nicht schreiben, weil sie sich Schreiber halten. So schwer war doch trotz allem das bißchen Lesen und Schreiben nicht. Ein Speerbrecher wollte eben kein Federfuchser sein. Aber die Helden im Parzival, Gawein und Gahmuret (625. 649. 56), ermangeln der edlen Schreibkunst nicht.

So wie bei Wolfram die Verhältnisse liegen, so auch bei den meisten Epikern, die ja immer auch Minnesänger sind. Bei den Lyrikern insbesondere läßt sich die Kenntnis des Französischen oft nachweisen, im 13. Jahrhundert treten aber auch eine ganze Anzahl auf, die völlig aus dem Born deutschen Lebens schöpfen, Hövischheit und höfische Erziehung trugen schon völlig deutsches Gepräge. Und in frühster Zeit wird nun beides als wichtigstes Erziehungsmittel und Erziehungsziel hingestellt. Wolfram war der erste, der den Gurnemanz und Trevrizent im Zusammenhang höfische Erziehungsregeln für Parzival vortragen läßt. Bald ist man dahin gekommen, in den Epen die vorzügliche höfische Erziehung der Helden zu erwähnen oder zu beschreiben. Kaum ein Heldengedicht dürfte Ausnahmen bieten. Die Worte: „Man zôh in mit dem vlîze als im daz wol gezam" nehmen sprichwörtliches Gepräge in den Epen an, bis zum Übernatürlichen geht man und läßt die Helden durch weise Meerfrauen erziehen (Wigw.). Großartige Entfaltung dieser höfischen Belehrung mit sichtbarer Berücksichtigung Wolframs bieten die Didaktiker, namentlich Thomasin, der Winsbecke, Freidank, die Tischzuchten.

Und auch die Lyrik beteiligte sich, wenn auch spärlich, an dieser Belehrung der Jugend in der Hövischheit. Das Aufstellen

des Ideals: manheit, milte, mâze und staete versagt sich selten ein Sänger, wenn er auf Erziehungsfragen zu reden kommt. Gar nicht selten singt aber auch ein Dichter, daß alle jene Tugenden zu gehaltlosen Worten bei den Rittern geworden seien. Die manheit, die persönliche Tapferkeit, sei zur Rauflust ausgeartet, die milte unsinnige Verschwendung geworden, mâze und staete zeige man, wo sie Schlimmes bewirkten. So sagt Reinmar von Zweter:

Turnieren was ê ritterlich:
Nu ist ez rinderlich, toblich tôtreis und mordes rîch. —
— Dô man turnierens pflac dur ritters lêre,
Dur hôhen muot, dur hübscheit und dur êre,
Do haete man um eine decke
Ungerne erwürget guoten man.
Swer daz nu tuot und doz wol kan,
Der dunket sich zer werlde gar ein recke.

Auf dem Bild in der Manesseschen Handschrift sitzt Reinmar von Zweter erhöht vor zwei Schreibern. Der erste schreibt des Meisters Reime auf Pergament, der zweite trägt sie in Reinschrift in ein Buch ein.

Meister Stolle meint: „Welch junger Herr bald Lob und Ehre erwerben will, der darf Gebet und Messe nicht achten. Sein nüchterner Trunk sei sein Morgensegen, wenn er den früh schlingt, kann ihm nichts mißlingen. Ein junger Herr soll fest drauf lügen und trügen, tüchtig drohen und nichts thun; das ziemt ihm wohl, Possenreißer und Huren aufsuchen. Unfreundlich sei sein Gruß, kläglich sein Gebaren bei Tisch. Er soll gute Speisen und Getränke „vermauern“, Meineide schwören, Freunden Wolf, Feinden Schaf sein und seine Dienerschaft in der Not lassen!“ Da ist die Minne nicht mehr die Triebfeder zum rechten Leben. Die Wirkung dieser ist ganz anders. Reinmar von Zweter meint:

Alle schuole sint gar ein wint,
Wanne diu schuole aleine, dâ der minne junger sint. —
Diu minne lêrt die frouwen schône grüezen,
Diu minne lêret mangen spruch vil süezen.
Diu minne lêret groze milte.
Diu minne lêret groze tugent:
Sie lêrt die jungen in der jugent
Ritterlich gebâren under schilte.

Und dies vermochte allerdings der ideale Minnedienst des jungen Edelknaben am Hofe der Herrin.

Andere Erziehungsfragen werden von den Minnesängern seltener behandelt, als man glaubt. Harmlos erscheint's, wenn Gottfried von Nifen eine Mutter ausrufen läßt: „Soll ich diesen Sommer lang bekümmert sein mit Kindern; Amme, nimm das Kindlein, daß es nicht weint und ich zum Reihen unter die Linde gehen kann." Die vornehmen Ritterkreise hatten schon längst die Ammenwirtschaft.



Herr Reinmar von Zweter.
(Nach dem Bild der Manesseschen Liederhandschrift.)

Der Kinderspiele wird sehr oft gedacht. Das Ballspiel erwähnen Reinmar der Alte, Walther und wiederholt Nithart: Tanz und Reihen der letztere, der auch das Schlittenfahren empfiehlt, und Burkhart von Hohenvels. Eine ganze Menge Spiele führt der wilde Alexander auf. Er gedenkt seiner Jugendzeit, wie seine Genossen mit ihm auf den Wiesen hin und her liefen,

Veilchen fanden, aus den Blumen die schönsten auswählten, Kränze zum Tanz flochten, Erdbeeren suchten, von Tanne zu Buche, über Stock und Stein sprangen, bis ein des Waldes kundiger Mann sagte: „Kinder, geht heim." Vom Erdbeersuchen erhielten sie Flecke, Hirtenknaben sangen und warnten vor Schlangen im Kraut. Ein Kind sieht eine Schlange. Wieder erklingt die Mahnung: „Geht nach Haus, sonst geht es euch wie den fünf thörichten Jungfrauen; ihr dürft nicht hinein."

Der einzige Minnesänger, der weitergehende Erziehungsfragen behandelt, ist Walther von der Vogelweide. Auch er predigt natürlich die schon vorerwähnten Tugenden und sagt, daß Tugend überhaupt den Mann edel mache; der Adel selber schließe die Tugend noch lange nicht ein.

Dann fordert er, daß die Jugend stets hohen, freudigen und heiteren Mutes sein soll und nicht „jaemerlîche tuon" darf. Die beiden gewaltigen Erziehungsmittel jener Zeit, die namentlich bei Berthold von Regensburg auftreten, werden auch von Walther in hervorragender Weise empfohlen: Beispiel und Gewöhnung. Für das erstere gilt der Spruch:

Lât sie (ougen) guote site spehen
Und die boesen übersehen.

Zahlreich sind die Sprüche, die sich auf die Gewöhnung beziehen. In derselben bekannten Strophenfolge wird darauf aufmerksam gemacht, wie Zunge, Auge und Ohr so zu gewöhnen sind, daß sie nicht boshaft zum Guten, nicht blind für die Ehre sind. Jetzt ist es leider anders, wie Walther sagt.

„Wer zieret nû der êren sal
Der jungen ritter zuht ist smal:
Sô pflegent die knehte gar unhübscher dinge
Mit worten und mit werken ouch.
Swer zühte hât, der ist ir gouch.
Nemt war wie gar unfuoge für sich dringe.

Dagegen empfiehlt er Selbstbeherrschung.

Wer sleht den lewen, wer sleht den risen?
Wer überwindet jenen und disen?
Daz tuot jener, der sich selben twinget
Und alliu sîniu lit in huote bringet,
Ûz der wilde in staeter zühte habe,
Geligeniu zuht und schame vor gesten
Mügen wol eine wîle erglesten!
Der schîn nimt drâte ûf und abe. —

Einmal mahnt Walther die Jugend zum rechten Gebrauch des irdischen Guts.

Junc man, in swelher aht dû bist.
Ich wil dich lêren einen list.
Dû lâ dir niht ze wê sîn nâch dem guote.
Lâ dirz ouch niht z'unmaere sîn.
Uu volges dû der lêre mîn,
Sô wis gewis, es frumt dir an dem muote.

Entschiedene Stellung nimmt unser Dichter aber zur Züchtigungsfrage. Merkwürdig! Als habe er es geahnt, daß ein-



Herr Walther von der Vogelweide.
(Nach dem Bilde der Manessischen Liederhandschrift.)

seitige Leute Waffen aus der alten Zeit suchen, kommt er immer wieder darauf zu sprechen. Man hat nämlich finden wollen, daß Walther gegen diese körperliche Züchtigung sei, die ganze Rittererziehung sei dagegen gewesen. Daß diese letztere

Ansicht haltlos ist, wird später wiederholt angedeutet werden. Die oft angeführte Stelle lautet:

Nieman kan mit gerten
Kindes zuht beherten:
Den man z'êren bringen mac
Dem ist ein wort als ein slac.

Das heißt doch nichts anders, als: „Schläge allein sind noch lange keine Erziehung", und „An wem Hopfen und Malz verloren sind, dem nützen auch keine Schläge." Daß Walther durchaus nicht die Schläge verbannt haben wollte, zeigen genug andere Stellen.

Hie vor dô berte man die jungen,
Di dâ pflâgen frecher zungen:
Nû ist ez ir werdekeit.
Sie schallent unde scheltent reine frouwen.
Wê ir hiuten und ir hâren,
Die nicht kunnen frô gebâren
Sunder wîbe herzeleit!

Die veter habent ir kint erzogen
Dar ane sie bêde sint betrogen:
Sie brechent dicke Salomônes lêre.
Der sprichet, swer den besemen spar,
Daz der den sun versûme gar:
Des sint sie ungebacken und ân êre.
Hie vor dô was diu werlt sô schoene,
Nû ist si worden alsô hoene. — —
Nû spottet alsô dar der alten!
Ez wirt iu selben noch behalten: —
Swaz ir nû tuot, daz rechent iuwer jungen.

Wir sehen, daß Walther von allen Minnesängern am meisten in Erziehungsfragen eingreift. Das ist wohl daraus erklärlich, daß er selbst einmal, vielleicht bei König Heinrich, Erzieher war. In der maßgebenden Strophe spricht er, sein Zögling sei zu groß für die Rute, zu klein fürs Schwert. Ein anderer möge mit mehr Glück die Schule an dem adligen Knaben versuchen. Dies ist zugleich ein Beispiel, daß man im Mittelalter auch den Einzelunterricht Schule nannte.

Auf dem Bilde in der Manesseschen Handschrift wird der Dichter auf einem Felsen sitzend dargestellt. In den Tischzuchten wird den jungen Leuten das Handaufstemmen verboten. Hier aber deutet es den gedankenschweren, sinnenden Mann an, der über das menschliche Leben nachdenkt. — Der Pergamentstreifen diente zur Aufzeichnung der Gedanken. Helm und Schild, Schwert und Rittergurt deuten auf den ritterlichen Stand des Dichters hin.

X. Die Rittererziehung.

1. Zur Ethik des Rittertums.

Die Ethik[1]) des Rittertums beruht auf den sittlichen Anschauungen der Kirchenlehrer im Mittelalter. Indes mußte die eigentümliche Stellung des Ritters, insofern er dem Weltleben eine größere Bedeutung zumaß, auch eine andere Bethätigung sittlicher Ideen hervorrufen. Die Kirchenlehrer damaliger und früherer Zeit machten gleich Plato (vgl. Wundt, Ethik, S. 339 ff. — Wuttke 56 ff. — Ziegler I.) das Gute zum Mittelpunkte der Weltanschauung. Das höchste Gut war Gott, dem der Weise (Plato: *σοφός*, Clemens: *γνωστικός*) am nächsten stand. Mönchtum und Kirche räumten diesen Platz dem Asketen ein. Dem Weisen, wie dem Asketen ziemt das beschauliche Leben (*ἀπάθεια*, *ἀταραξία*) vor dem öffentlichen. Die Ethik war Tugendlehre, die Pflichtenlehre trat in den Hintergrund und fußte auf dem Dekalog. Um das Gute zu thun, muß der Mensch die schon von Plato geforderten vier weltlichen Tugenden Gerechtigkeit (*δικαιοσύνη*), Weisheit (*σοφία*), Besonnenheit (*σωφροσύνη*) und Mannheit (*ἀνδρεία*) besitzen; seit Clemens gesellte man die drei christlichen Tugenden hinzu: Glaube, Hoffnung, Liebe (fides, spes, caritas). Diesen Tugenden standen die sieben Todsünden gegenüber: Hochfahrt, Zorn, Traurigkeit, Geiz, Völlerei, Verschwendung, Neid.

Sittliche Fragen des Rittertums behandeln besonders der Welsche Gast Thomasins, der Winsbecke, Wolfram und Walther; etwas entfernter steht Freidank, insofern er mehr auf den Laien überhaupt, nicht auf den Ritter, Rücksicht nimmt. Die Tischordnungen, welche Anstandsregeln besonders bei Tische aufstellen, übergehe ich hier. — Die Weiterentwickelung der Ethik durch die Scholastik fällt — abgesehen von Abälard — nach der Blütezeit

[1]) Belege zu diesen Ausführungen in den Anm. auf S. 271 f.

des Rittertums. — Die Sätze Thomasins sind frei entwickelt aus Seneca, Boethius, Isidor, Hildebert von Tours, Gregor d. Gr., Johannes von Salisbury. Joh. v. Elmendorf führt alle Sätze seines Lehrgedichtes auf die Bibel, auf Dichter und Philosophen zurück, auf Salomo, Matthäus, Sallust, Cicero, Boethius, Seneca, Juvenal, Horaz, Ovid, Lucanus, Terenz, Xenophon. Auch das französische Werk „L'ordre de Chevalerie“ stellt als wesentliches Erfordernis für den Ritter die Befolgung der sieben Tugenden und Unterlassung der sieben Hauptsünden hin. Den philosophischen Gottesbegriff Platos und der mittelalterlichen Ethiker führt Thomasin in die deutsche Sprache ein. Er sagt: „Das oberste Gut ist unser Herr Gott.“ — Das Ideal des Menschen war den Rittern freilich nicht der Mönch und Asket. — Hartmanns Gregorius sieht im Mönch nur den „betrogenen Klostermann.“ Der ritterliche Winsbecke, der durch seine Belehrung schließlich in seinem Sohne den Gedanken, ins Kloster zu gehen, erweckt, preist mit glänzenden Worten das Rittertum.

Als vollkommenen Menschen zeichnet Thomasin einen solchen, der das Rittertum in weiterem Sinne verwirklicht, der sich zu Hofe wohl zu betragen weiß, bieder, charakterfest, „vrum“ ist und alles aus freiem Entschlusse thut. — Dabei ist dem Dichter das Speerbrechen Nebensache, doch sieht er darin einen schönen Schmuck des Lebens. Das *Waffnen gegen die Untugend* macht das Rittertum aus. So ist zum antiken Weisen die christliche Religiosität gekommen. Der christliche Weltflüchtige hat sich mit der Welt ausgesöhnt und Gefallen an ihr gefunden. Der altgermanische Recke tritt in milderer Gestalt auf, und nur spärlich treten uns Ausrufe des alten Fatalismus entgegen; so in der ergreifenden Klage der Gudrun: „*Ich soll* nicht Wonne finden!“

Während der Mönch das Gelöbnis der Armut, des Gehorsams, der Ehelosigkeit ablegte und im beschaulichen Leben mit Verzicht auf die eigene Persönlichkeit sein Ideal sah, ist der Ritter ganz anders gesinnt. Er zieht hinaus in die Welt und ist ihr Herr. Offen treten die ritterlichen Dichter dafür ein, daß zur Manneswürde Geld und Gut gehört, und daß der nur ein halbes Leben führen kann, dem dies abgeht. Dieser unerhörte Satz, den die Kirche nicht auszusprechen wagte, ist seit der Zeit des Spervogel, Walther, Konrad von Würzburg in das Lehrgebäude jedes einsichtigen Sittenlehrers übergegangen. Der Mönch, der sich

im Besitze einer höheren Weltanschauung glaubte und die irdischen Güter verachtete, mußte mit seinen Gedanken doch Schiffbruch leiden, er scheute sich nicht, von geschenkten oder gebettelten Gütern zu leben. Die ritterliche Ethik hat zuerst den Wert des Besitzes und der Arbeit erkannt. Das Ideal des Ritters, sein „wunsch“ ist die Saelde, und das ist der beglückende Besitz geistiger und irdischer Güter. Der Gral ist der Saelden Wunsch, der Saelden Frucht, „erden wunsches überwal“, und er kann von geistiger und leiblicher Krankheit befreien und enthält allerlei Speise und Getränk (Parzival 238. 470).

Demut und Gehorsam werden zwar wiederholt zur Pflicht des Ritters gemacht, namentlich auch in dem unechten Rittergelöbnis Wilhelms, aber die Ritter dachten nicht wie der Sohn des Winsbecken, in der Jugend Hab und Gut den Armen zu geben. Das sparten sie sich fürs Alter auf. Der Winsbecke sagt: „Sohn, es war immer der Laien Gewohnheit, daß sie den Pfaffen Haß entgegenbrachten.“ Freidank und Walther bestätigen dies. Friedrich I. und II. mit ihren Rittern kämpfen gegen Papst und Kirche; die Tage von Canossa konnten nicht wiederkehren. Wie schüchtern nimmt Thomasin den Papst gegen Walther in Schutz. Freidank sagt: „Der Papst ist ein irdischer Gott und ist doch häufig der Römer Spott.“

Die Stelle des Gehorsams gegen die Kirche nimmt bei den Rittern die Treue gegen den Lehnsherrn ein. Schöne Zeugnisse von edelster Bethätigung der Mannestreue meldet die Geschichte wie die Poesie. Dort einen Hartmann v. Siebeneichen, der opfermutig seinen Kaiser rettet, und einen H. v. Kalledin, der in allen Wirrsalen treu zum Oberhaupte des Reiches steht, hier die Helden des Nibelungenliedes. Zur Treue ist auch die Vaterlandsliebe zu rechnen, deren Pflege und Ruhm in jener Zeit beginnt. Im Pilatus heißt es von der deutschen Sprache, daß man ihr immer Rauheit und Unbeholfenheit vorwerfe, man möge sie aber nur biegen und schmieden, dann stehe sie an Kraft und Zierlichkeit keiner anderen nach. Die deutschen Kaiser finden in den Geschichtschreibern und in der Kaiserchronik ihre Lobredner, aber auch Wolfram (Willehalm 434), Walther und der Dichter des Grafen Rudolf stimmen in dies Lob ein. „Hoch mit hoher Würde gebührt der Kaiserkrone der höchste Rang. Wo wäre ein Nebenbuhler? Andere Kronen christlicher Fürsten sind ein Wind dagegen“ (Willeh.). „Ein

dem Kaiser Ebenbürtiger ward nie geboren“ (Rud.). „Pilatus hätte mit Recht den Tod verdient. Aber man fürchtete das deutsche Volk mehr als die Franken“ (Rud.). Im Osterspiel vom Antichrist wird dieser durch den furor teutonicus besiegt. „Durch Blut wird des Vaterlandes Ehre hergestellt, durch vaterländische Tapferkeit wird der Feind vertrieben. So werden wir zurückerobern die kaiserliche Würde.“ Das sind die Worte des Königs auf dem Throne nach der Schlacht. — „Willkommgruß sollt ihr mir bieten,“ ruft Walther, „ich bringe euch gute neue Märe. Wie viel ich auch Länder der Erde sah, deutsche Zucht und Sitte geht allen voran. Zucht herrscht bei den deutschen Männern, wie Engel sind die Frauen. Tugend und reine Minne und alle Wonne wohnt in Deutschland. Möge es mir vergönnt sein, lange darinnen zu leben!“

Mit der Treue eng verwandt ist die Ehre. Der aus der Haft entlassene Friedrich kehrt in dieselbe zurück, da er die Bedingungen seines Gegners nicht zu erfüllen vermag. Und in späterer Zeit versichert sich Karl V. nur des Ehrenwortes seines ritterlichen Gegners, um unbehelligt durch Frankreich zu ziehen. Die Ehre umschließt auch alle die später zu erwähnenden Tugenden, die Manheit, Mâze, Staete und Milte. Die Ehre umfaßt die Pflichtenlehre des Ritters. Daß der Ritter dem Volke gegenüber Pflichten haben könne, glaubte er selbst nicht. Friedrich II. gesteht den Fürsten und Adligen die breiteste eigennützige Auslegung der Gesetze zu, wenn die Ritter nur ihm ergeben seien. Friedrich I. gebot, trügerische Kaufleute zu schlagen, zu scheren, zu brandmarken. Freidank sagt, die wuchernden Kaufleute habe der Teufel geschaffen. Die Kaiserchronik behandelte die Bauern nicht besser (453, 30 ff.). Anders behandelte man seinesgleichen, den Ritter. Friedrich I. befiehlt in seiner Lagerordnung: „Wenn ein fremder Ritter friedlich dem Lager naht, sitzend auf dem Pferde, ohne Schild und Waffen, so darf ihn niemand verletzen, sonst wird er für einen gehalten, der den Frieden gebrochen hat.“

Und doch gebot die Ehre dem Ritter, gewisse konventionelle Höflichkeiten gegen jedermann an den Tag zu legen. Die Witwen und Waisen schützen und sich der Bedrängten erbarmen, fordert das Rittergelöbnis Wilhelms von Holland. Auch die Kirche sollte beschützt werden. Thomasin fordert sogar zum Verbrennen und Sieden der Ketzer auf. Doch das ist vereinzelt. Andersgläubige, Heiden, Juden, Moslemen wurden sehr mild behandelt, wiewohl

der Dichter des Nibelungenliedes die heidnischen Hunnen nicht allzu wohl bedenkt, und im Parzival sogar Andersgläubigen das Wort zu halten nicht für nötig erachtet wird.

Eine entschieden judenfeindliche Gesinnung macht sich bei Seifrid Helbling und bei Thomasin geltend, letzterer nennt die „unverständig", welche die Juden in Schutz nehmen. Jenes „ze den Juden varn" wird bei Wolfram und Ulrich von Lichtenstein oft erwähnt. Im Windsberger Psalter wird das Gute, was von den Juden im Psalter gesagt wird, stets auf die Christen übertragen. — Im Grafen Rudolf wird der Glaubensunterschiede nicht gedacht. Die Heiden werden zu christlichen Festen geladen, man freut sich auf ihr Kommen. Ihre Edlen erhalten eben das Lob, wie die christlichen. Ja, von solchen Grausamkeiten, wie sie die Christen begehen, ist bei ihnen nichts zu spüren. Das Morden unschuldiger Kinder als wie Rinder, das Rauben und Brennen ist nicht auf ihrer Seite. In der Gudrun besonders wird auch die Tapferkeit und „Werdekeit" heidnischer Helden gepriesen. Die gefallenen Heiden werden von den Christen getrennt begraben, aber auch den getöteten Feinden versagt man die letzte Ruhestatt nicht (Gudr. 911 f.). Gahmurets Grab ziert das christliche Kreuz, und der Khalif trägt dafür Sorge, wie für einen König seines Stammes. Minne zwischen Christen und Sarazeninnen ist nicht nur im Grafen Rudolf und bei Wolfram, sondern auch in Wirklichkeit, namentlich zu Zeiten Friedrichs II., nichts Seltenes. — So bilden alle im Parzival und Willehalm, im Rudolf und bei Walther eine einzige große Menschenfamilie, der Glaubensunterschiede wird nicht gedacht. Freidank sagt: „Wer mac den strît gescheiden under kristen, juden, heiden, wan got der si geschaffen hât. — kristen, juden, heiden, der keinz ist ûz gescheiden. des sult ir âne zwîfel wesen, swer dâ (zu Ackers) rehte stirbt, derst genesen."

Der Ehelosigkeit des Mönchs stand die Minne des Ritters gegenüber. Sie bildete neben der Ehre den Grundton des Ritterlebens. Der Gralshüter ist verheiratet. Die Turniere werden meist der Ehre und der Frauen wegen unternommen. Der Frauendienst ist untrennbar vom Ritterleben. — Mit hoher Bildung ausgestattet, verbringt das Edelfräulein und die Dame die meiste Zeit ihres Lebens in der Kemnate. Sie erzieht die Kinder, liest im Psalter, webt Gewande, sie verpflegt den heimkehrenden Vater und Bruder und zeigt sich nur zuweilen am Fenster, um Spielen und

Turnieren zuzuschauen, und Held Siegfried muß lange warten, bis er die sieht, nach der all sein Sinnen und Dichten brennt. Helden und stolze Ritter werben um das Edelfräulein. Ihre Anmut vergleicht der ritterliche Dichter dem Sonnenschein auf taunassen Blumen, dem Kommen des lichten Morgens durch dunkle Wolken. „Wir lassen alle Blumen stehn und sehn dem werten Weibe nach“ singt Walther. — Dazu reizt die unerschütterliche Treue und Liebe den Krieger. Man denke an Gudrun, an Ortrun und Hildeburg, an Kriemhilt, wie sie Siegfried erblickt und an ihren übermenschlichen Haß, an die dämonische Rache, hervorgerufen durch die Treue und Liebe zu dem verlorenen über alles Geliebten. Und wie steht vor uns Sigune, das eigensinnige, liebreizende Mädchen im Titurel, und dann ihre lebenslange, herzerschütternde Trauer und Reue an der Leiche und am Sarge Schionatulanders.

Aber das Mädchen vernachlässigte auch die äußere Schönheit nicht. Gewänder und Ringe, Schapel und Gebände erhöhten den äußeren Reiz. Und ein Mädchen betet ernstlich zu ihrem lieben Gott, „sie sei aufgestanden und habe sich in Gottes Gnade begeben. Der möge ihr geben, daß sie in der ganzen Welt angenehm sei und daß sie sich in all der Weltlust so wohl fühle als das Herz in der Brust, damit sie allen über die Maßen lieb sein möge.“ So sehr diente man der Außenseite der Welt: der Natur und Schönheit. — Und zu jener Minne ward der Jüngling von früh auf erzogen, aber in alter Zeit zunächst nur in Umgang und dienstlichem Gehorsam. Es war in der That ein ehrfürchtiges Aufblicken, wie zu einem höheren Wesen. — Und doch, wie bald ward dies zarte Verhältnis in Leben und Dichtung getrübt, krankhaft verzerrt. Ulrich von Lichtenstein, der in seiner Narrheit — wie Kinder zuweilen — gehörte Romane selbst durchleben wollte, kann zwar keineswegs ernst genommen werden. Aber man vergleiche die Literaturwerke der Blütezeit und des Verfalls. Die keusche Liebe Siegfrieds, das süße Gedenken Parzivals beim Anblicke der Blutstropfen im Schnee an die ferne Condwiramur! — Und auch bei Hartmann und selbst bei Gottfried sind es doch Männer, die lieben; Knaben, die emporblicken und dienen. „Minne ist nichts für Kinder,“ das ist die Ansicht Walthers und Wolframs. Doch redet Walther schon von einer falschen Minne, die besser Unminne heißen könnte.

Nun aber vergleiche man damit die angelernte Gesuchtheit Ulrichs, der seit dem 6. und 12. Lebensjahre den Frauen „smîlent“ nachschlich. Und gar die gepriesene Liebe Flores zu Blanscheflur! Dieses gegenseitige Minnen im 5. Lebensjahre und Zusammenlesen von Liebesgeschichten ist durchaus nicht mehr kindlich. Aber erst der vielgerühmte Partonopier! Das 13jährige frühreife Bürschlein wird von allerhand schönen Hofdamen so sehr geliebt, daß diesen das Herz im Leibe nach ihm brechen möchte. Das versteht Partonopier bald, und er weiß den Damen den Hof zu machen (1362—1738). Und als er sich auf der Jagd verirrt hat und nicht weiß wohin, kann es keinen kläglicheren verzogeneren Knaben geben, als ihn. Ähnliches kann man auch im Alexius, Meleranz, Wilh. von Orleans lesen. Da gab es kein Erkämpfen der Geliebten mehr. Die Minne gewöhnlichster Art, die man selbst einem Weltritter wie Gawein kaum beimessen mag, war noch weit tiefer gesunken. Keine Obie trat mehr einem gelanten Ritter, wie dem Fürsten Lyppaut entgegen, der auch als Jüngling des Mädchens Liebe ungestüm mit einem Male erringen will, aber gewaltig abgewiesen wird. Im Lanzelot wollen 200 höfische Damen den Keuschheitsmantel anlegen. Aber einzig und allein der Iblis paßt er. Das ist das genaue Gegenteil der reinen Minne Parzivals (246).

Die sieben Tugenden sollten ein allgemeines Merkzeichen sein. Der Ritter insbesondere hatte dann den „staeten prîs“, den dauernden Ruhm erworben. Unter „Werdekeit“ versteht man wohl auch den angeborenen Adel. Thomasin, Walther, der Winsbecke huldigen der Anschauung, daß die „Werdekeit“ erst erworben werden müsse. Denn zunächst ist der junge Mensch im Zustande der „Tumpheit“, der Unerfahrenheit, er ist „unbescheiden“ oder „an witzen laz“ (P. 286, 4. 144, 11) d. h. unwissend. Erst später folgt die „Bescheidenheit“ = Klugheit, Erfahrung, Weltwitz. Bei Wolfram wird die Saelde und mit ihr die „Werdekeit“ erst errungen, nachdem der Held dem „Zweifel“ verfallen ist. Man möchte meinen, es gehe durch den Parzival ein Zug Abälardscher Ethik. Unmöglich ist es nicht, da Chrestien von Troyes gewiß den vielgehaßten Kirchenlehrer gekannt hat. Aber der „Zweifel“ Wolframs ist noch tiefer gefaßt. Er begreift und umschließt den öffentlichen Abfall von Gott; Parzival wird an allem irre, was dem sehnenden Menschenherzen lieb und teuer ist. Dieser Zweifel ist

gewiß eine notwendige Entwicklungsstufe der ringenden Menschenseele, ein Erbstück aller großen Menschen, welche zum Grübeln geboren sind über das drängende Woher, Wohin, Wozu? Der mittelalterlichen Theologie, die zur Vergebung vom Menschen bloßen Glauben forderte, mußte dies ein äußerst unangenehmer und entgegengesetzter Gedanke sein. Askese und äußerliche Frömmigkeit sind es nicht, auch nicht Trevrizent oder der kirchliche Kanon, wodurch Parzival die „Saelde" erreicht, sondern die still verborgene innerste Umgestaltung des Gedankenkreises. Auf dieser Grundlage erwächst dann die Tugend, sie ist der Ausfluß der „guoten sinne" (Welscher Gast 8310), der nova obedientia. Diese Tugend muß zu Gott führen (W. Gast 5700 ff.), weil sie Herzenssache (13 744) ist, aus Mühe und Streben (7385—7596) hervorging und würdig ist eines rechten Ritters. Dann schlägt die „Scham" oder „Kiusche", die reine Herzensgesinnung ihre Wohnung auf, die über dem Bösen errötet. „Der sîner zühte nie vergaz, wie selten rôt er ie gesaz." (Tischordng. C. 19. Vgl. Hagen M. S. 93, 6. — P. 3, 5; 170, 16; 299, 16. Z. f. d. Philol. 18, 447 f.)

Die drei Tugenden, die sich auf Gott erstrecken, sind Glaube, Hoffnung, Liebe oder „vorht, gedinge, minne" (W. G. 8289). Im Vordergrund stehen beim Ritter Glaube und Liebe. Die äußerliche Annahme des Dogmas, die sichtbare Befolgung der kirchlichen Vorschriften und Gebräuche gehört zum Glauben (W. G. 7565. 8334. Lyon 3850). Diesen Begriff haben erst die Reformatoren vertieft. Im Nibelungenliede geht man nach dem Zanke ins Münster, schmiedet darin neuen Groll, und vor der Kirche bricht er aufs neue aus. Man ist aber doch in der Kirche gewesen. Turnei und Schwertleite werden mit Gottesdienst eingeleitet, und dann kümmert man sich wenig mehr um die Messe, und so mancher büßt sein Leben im Kampfspiele ein. Ein Weltritter wie Gawein führt den Namen Gottes stets im Munde, kniet vor Kapellen und befolgt das Sakrament, heiter und oberflächlich kann er den frevelnden Parzival nicht begreifen. Kaiser Friedrich II. galt schon in alter Zeit für einen Fürsten, der durchaus herkömmlichen und scholastischen Gedanken und Gebräuchen entwachsen war und freimütig Vorurteile dem Richterstuhl der Vernunft überwies. Man hielt ihn für den Verfasser des Buches von den drei Erzbetrügern, welcher Titel Moses, Mohammed und Christo gebühren sollte. Die römische Kirche sah in ihm nichts als den großen Erzketzer, wohl gar den

Antichrist, der keinen Glauben, am allerwenigsten den christlichen habe. Und doch hat Friedrich II. innerhalb der Jahre 1224 und 1239 nicht weniger als sechs „Edikte gegen die Ketzer“ erlassen, die in nichts der Schärfe fanatischer Inquisitoren nachstehen. Die hauptsächlichsten jener Edikte entstanden zudem in jener Zeit, in der er keineswegs mit dem Papste in Fried und Freundschaft lebte.

Die Minne umfaßte einen guten Teil dessen, was wir zum Glauben rechnen. Auf ihr beruht nach Thomasin 8315 ff. der Glaube. Darum ermahnt der Winsbecke zuerst seinen Sohn: „Sun inneclîchen (oder: reineclîchen) minne Got.“ Die Tugend minnet Gott (W. Gast 6805. 6799—6808). Christus ist der „wâre minnaere“ (Parz. 466, 1). Ganz im Gefühle ruht die Minne, sie ist einmal das sehnsüchtige Gedenken an etwas Liebes in der Ferne. Sie ist aber auch werkthätige Liebe, die der Pilgrim dem todwunden Grafen Rudolf erweist (vgl. auch Gudr. 911). Das Gegenstück der ritterlichen caritas zeigt uns die bäurische Herzlosigkeit des alten Helmbrecht, der seinen ungeratenen, heruntergekommenen Sohn im bittersten, bedauernswertesten Elend die Thür weist und ihn noch verhöhnt und verspottet (Helmbr. 1713 ff.). Hier müssen wir noch der Freundschaft Erwähnung thun, deren Ruhm die alten Lieder preisen. Der ewig finstere kalte Hagen im schwarzen Gewande steht treu neben dem heiteren minniglichen Volker. — „Volker und Hagene geschieden sich nie, niwan in eime sturme an ir endes zît“ (Nib. 275, 5). — Mit jener Gottesminne schließt immer die Vorliebe für das Lichte einen Bund. Frimutel heißt Tit. 7 der „lieht gemâle“. Christus ist ein durchliuhtec lieht. Das Reine ist das Lichte. Gott ist noch lichter als der Tag (P. 466, 2; 464, 25; 119, 29). Der Teufel aber, „der helle wirt“, ist schwarz. „Der unstaete geselle hât die swarzen varwe gar“ (P. 1, 10). Schwarz ist der Zopf der Fluchbotin Cundrie (P. 313, 19). Herzeloyde erachtet es für eine Hauptaufgabe, ihren jungen Parzival recht zu belehren, wie man das Finsterfarbige von dem Lichten unterscheide. Sie weiß, daß dies zur Minne im weitesten Sinne gehört, und daß die Minne die Haupttugend ist. Drum heißt es auch in der Warnung 767 ff.: „Welt ir der tugende aller phlegen, sô müezt ir sie in die minne legen, die da heizet câritas, ân die niemand ie genas.“ —

Der weltlichen Tugenden eines Ritters wird stets eine große Menge aufgeführt. Sie alle lassen sich auf die vier zurückführen,

die am meisten vorkommen und die auch den platonischen entsprechen: Manheit (virtus, ἀνδρεία), Mâze (temperentia, σωφροσύνη), Milte (justitia, δικαιοσύνη), Staete (sapientia, σοφία). Wir sehen aber jetzt schon deutlich, daß das Rittertum und die Ritterpoesie, so sehr sie auch im Bunde mit dem Veralteten und Überlebten standen, doch eine Fülle neuer Gedanken zeitigten und im Leben verwirklichten, die jetzt zwar nur vereinzelt und wetterleuchtend auftraten, später aber mit siegreicher Macht die Welt erfüllten.

Die weltlichen Tugenden eines Ritters fanden ihren wesentlichen Ausdruck in der manheit, staete, milte und mâze.

Der Manheit gebührt der erste Rang. Von ihr hängen alle übrigen Tugenden ab. In diesem Sinne wird im Iwein sterke und manheit (5018), kraft und manheit (1386) gebraucht.

Bei Ausübung der Ritterthaten, mannlich zu sterben, galt hoch. Das weiß Parzival wohl zu rühmen, daß sein Vater Gahmuret bei der Tjost und „durch rîterlich gemüete" das Leben verlor (P. 474). — Und ist der gewaltige himmelstürmende Hochmut, der sich in der Gottesfeindschaft ausspricht (W. Gast: „kuon wesen wider got"), nicht auch ein Zeichen dafür, daß der Ritter alles in seine Manneskraft zu setzen suchte und es mit dem Worte hielt: „Ich und Keiner mehr!" Es ist mehr als kindlicher Übermut, wenn der junge Parzival (120, 18) ausruft: „Käme auch der Teufel mit zornigem Grimme, ich will ihn bestehen. Meine Mutter pflanzt mir Furcht vor ihm ein, ich glaube ihr Mut ist verzagt." — Da giebt es keine philosophisch gepriesene ἀπάθεια mehr, sie mußte in ihrer Beschaulichkeit dem kraftvollsten Thatendrange das Feld räumen, die arebeit ist das Sanges- und Preisenswerte. —

Der alte Babelgedanke tritt wieder offen hervor: „Laß Gott des Himmels achten, du magst der Erde trachten" (Cato 235, P. 332. 472). Das streift an die Hochfahrt, die schlimmste der Todsünden, die Freidank „der Hölle Königin" nennt (Freid. 29, 3; 28, 15).

Die Manheit ist die ärgste Feindin der Beschaulichkeit, des Müßigseins (W. G. 7771. 7786), des „Verliegens" (Erec 2936. 2970. 2997. Iw. 2974. Helmbr. 328. W. G. 7463. 7776 bis 7786. Vgl. Helmbr. 913 ff. und 1019 ff.), des Schwelgens bei Wein und guter Speise, bei Gemach und Minne. Und Eneit Enite? verzichtet auf alle Freuden, wenn nur Erec aufs neue zu gewaltiger

Ritterthat auszieht. Es kennzeichnet den zunehmenden Verfall des Rittertumes, wenn andere Gesinnung auftauchte und der alte Helmbrecht die derbe aber kraftvolle Ritterarbeit einer gleißenden Hohlheit weichen sehen muß (913—1035). In seiner Jugend, zu Thomasins Zeiten (W. G. 147, Cato 83), galt noch das Wort: „Muße ist jungen Leuten Untugend, der Jugend ziemt nicht Trägheit.“ Das resignierte „jämmerlich thun“ der späteren Zeit steht in strengstem Gegensatze zu jener urwüchsigen oder feineren Heiterkeit, die in Walther von der Vogelweide ihren Lobredner findet (W. 124, 18. Winsb. 36). Thränen ziemten der Frau. Herzeloydes Jammer (P. 117, 3) über den verlorenen Gemahl, Sigunes erschütterndes Totenleid ergreifen uns ebenso, als den Ritter jener Zeit, die Klage selbst durchbrach selten die Pforte seines Herzens.

Der Manheit Gegensatz ist die Feigheit und Verzagtheit (P. 339, 3; 370, 4). Kein schlimmerer Schimpf, als Volkers Spott gegenüber den Hunnen: „Pfî, ir zagen boese, wolt ir slâfende uns ermordet hân?“ (Nib. 282, 5. Vgl. Nib. 308, 7; 310, 4. 6. Gudr. 1476).

Das Wesen der Manheit ist die Selbstbeherrschung. „Der schlägt den Löwen, der schlägt den Riesen, der sich selbst bezwingt und sich und alle seine Glieder in seiner Gewalt hat“ (Walther 847. W. G. 614). Da darf man nicht allen Willen erfüllt sehen wollen, „enthabunge“ ziert den Ritter („Jüngling“ 1100), wie den Weisen; doch gegen den eigenen Willen zu handeln, wäre „unritterlich“ (W. G. 368, 36).

Der mannliche Ritter ist das Ideal. „Merke, was der Beste thut“, gebeut der Welsche Gast.

Selten blieb die kraftvolle Manheit in ihrer Grenze. Es ist ein barbarisches Gebaren, wenn der kampfesmutige Wate auch noch der Feinde Kinder in der Wiege tötet (Gudr. 1503). Hugo von Trimberg (7460) klagt bitter über die räuberischen, brutalen Schildknechte, Helmbrechts Genossen kennen nur das Rauben und Prassen, und schon der Dichter von „Des tôdes gehügede“ um die Mitte des 12. Jahrhunderts und später Thomasin stellen die Gewaltthätigkeit und Erbarmungslosigkeit mancher Ritter an den Pranger (Winsb. 40. W. G. 12367 ff. 7459. P. 472, 13).

Andererseits führte die Manheit in solche Gefahren, daß besorgte Mütter, wie die des Parzival und des Lanzelot, nur mit

großem Widerstreben, ja gegen ihren Willen, ihre Söhne auf Ritterschaft ziehen lassen (P. 10, 15 f. 126, 21. Lanz. 319).

Und weil die Manheit so leicht ihre Grenzen durchbrach, preisen philosophisch angelegte ritterliche Dichter eine andere Tugend als Kern und Stern des Lebens: die Staete aller Tugenden Ratgeberin (W. G. 4337).

Der Welsche Gast (1875 f.) erhebt sie zur Grundtugend seiner ethischen Betrachtungen. „Ein Nichts sind alle anderen Tugenden, werden sie nicht von der Staete geleitet.“ — Da sich Thomasin oft an Seneca anlehnt, hat man die Staete mit der sapientia (σοφία) = constantia = prudentia des römischen Philosophen der Stoa verglichen. Bei Seneca ist aber doch meist einseitig die sapientia = aequus animus, weltverachtende Gleichgültigkeit des Weisen, während sie bei Thomasin Beständigkeit in guten Dingen und Thaten ist (1841). „Was ist Staete? Vollkommenheit des Guten an stetem Mute. Staete ist: Staete an guten Dingen; nicht an bösen, das glaube niemand. Keiner ist tugendhaft, der nicht mächtig an Staete ist“ (3445 f.). „Die Unstaete (W. G. 1879 f.), das ist die Staete an bösen Dingen“, die wohl auch „Untreue“, „Mutter der Lüge“ genannt wird, verwehrt den Weg zur Saelde. Walther von der Vogelweide kann seines Vaterlandes Los nicht bitterer beklagen, als wenn er ausruft: „Untreue lauert im Hinterhalt überall.“

Die Staete entspricht der Charakterfestigkeit (W. G. 4346), die Charakterlosigkeit wird „wandelung“ (W. G. 1861) genannt. Daß allerdings ein gewisser Gleichmut zur Staete gehören muß, verkündet uns deutlich eine ritterliche Tischordnung. „Gut und arg lerne der Mann ertragen und lebe trotzdem „zühteclîch“ dabei. Geht es ihm nicht immer ganz eben, so verzage er nicht! Wem nie weh ward, dem wird nie wohl; nur Freud und Leid gewähren dies. Ein rechter Mann muß beides leiden!“ (Tischz. C. 253).

Im ganzen ist die Staete mehr dem Alter eigen, sie bedeutet den Abschluß des Charakters.

Den jugendlich ungestümen Wolfhart verweist Dietrich von Bern wiederholt zur Staete (Nib. 305, 5; 343, 1) und ebenso Hildebrant (Nib. 347, 4), der alte Waffenmeister. Trevrizent belehrt den Parzival im gleichen Sinne. Des Nibelungenliedes Staete in der Liebe und Treue ist eine köstliche Perle im Kranze ritterlicher Gesinnungen.

Das Hohenstaufengeschlecht in seinem verderblichen Festhalten am „Römischen Kaiserrich“ und dem Glanze des Cäsarenweltreiches geht wie ein Held unter.

Uhlands Gedicht „Schwäbische Kunde“, das auf geschichtlicher Überlieferung beruht, zeigt uns im Einzelfall jene Staete in schönstem Lichte. Stoische Ruhe bewahrt der wackre Schwabe wohl, aber nicht in Zurückgezogenheit (Valerius Maximus Christianus. Hanau 1620 p. 159).

Die δικαιοσύνη = justitia äußerte sich beim Ritter in der „Milte“. Bei den Dichtern und den Fahrenden nimmt sie den ersten Platz unter den Rittertugenden ein. Auch ein Walther versteht es, anerkannt freigebige Fürsten zu erhöhter Freigebigkeit anzutreiben. „Der Unverzagte“, der Schulmeister von Eßlingen und Meister Stolle, höhnen in bitteren Spottgedichten den König Rudolf. „Er minnt Gott und ist stete in der Treue, er ist ein Held an Tugenden und richtet wohl. Falsche Räte haßt er und ehrt die Frauen. Gern hört er der Meister Singen und Geigen und Sagen. Ja gerne hört er's, und giebt ihnen nichts.“ (Der Unverzagte.) „Hätt er zur Erde noch den Himmel, er gäbe niemand nichts.“ „Er begnügt sich an der Erde nicht, er will auch noch die Hölle dazu.“ „Wohl ab, der König der giebt euch nichts; wohl ab, ihr könnt euch bei ihm überessen, wenn ihr — das Essen mitbringt.“ „König, kärger als des Wappens Adler seid ihr.“ (Schulm. v. Eßlingen.) „Der König von Rom, er giebt nichts; er ist ein preisenswerter Held und giebt auch nichts; was jemand von ihm singt und sagt, er giebt auch leider niemand nichts.“ (Stolle.) — Kargheit konnten die fahrenden Sänger nicht vergeben, sie werden nicht müde, Beispiele aus allen Zeiten anzuführen, wie freigebig Fürsten und Edle waren.

Und in den Gedichten hat ihre Phantasie freien Lauf, da verschwenden die Adligen ihre Güter zum Geschenk für Spielleute und Dichter. Fürsten von Thüringen und Östreich, der alte Welf, Alexander der Große, Richard Löwenherz erhalten Walthers hohes Lob, auch Saladin, der da sprach, des Königs Hände müßten dürkel (durchlöchert) sein (W. 35, 4; 19, 26; 19, 23; 17, 9; 20, 10 f.; 21, 1 f.; 25, 26; 34, 34. Vgl. Wartburgkrieg). Und in Wirklichkeit gaben manche Adlige über ihr Vermögen, um den Ruhmespreis der Sänger zu erhalten. In vieler Hinsicht waren ja die fahrenden Dichter eine Macht. Sie trugen die Neuigkeiten

von Ort zu Ort. Durch sie einzig hört das Volk, was in der Welt vorging. Auf die Gunst der Geber waren sie aber angewiesen (Vgl. P. 345, 10; 9, 10. W. 19, 17—28; 20, 31 ff. Cato 99. Tir. 30. Winsb. 47. W. G. 366—368. 13565 bis 13584. Buch X. W. v. Elmendorf 290—369. Gudr. 1671 bis 1687. Nib. 2, 1; 38, 7; 48, 2; 73, 10; 78, 1; 79, 1; 84, 6; 121, 5; 104, 3; 160, 6; 171, 4; 176, 6; 250, 2; 258, 5; ff.).

Und doch kam es auch vor, daß die Spielleute leer abziehen mußten. So zu Heinrichs III. Hochzeit (vgl. S. 232), Friedrich II. überredete bei seiner Hochzeit mit Elisabeth von England (15. Juli 1235) die Fürsten und Vornehmen, „sie möchten sich doch nicht um die herkömmliche Sitte kümmern und an die bei Hochzeiten sich massenhaft anstauenden Histrionen ihre Gaben verschwenden, es sei doch die größte Narrheit, wenn jemand seine Güter Histrionen und Mimen so thöricht dahingebe.“ — Das sind aber nur Ausnahmen.

Von früher Jugend auf ward dem Kinde befohlen, mild zu sein (Greg. 79. Tir. 38, 43, 45. W. v. Elmendorf 29, 3—369), aber nicht aus Ruhmbegierde, sondern von Herzen sollte gegeben werden, so ermahnen W. von Elmendorf, König Tirol und der Erzieher Gregors, so der Winsbecke und Cato. Thomasin widmet das X. Buch seines Werkes der „Milte“, und Freidank sagt gleich dem Volksprediger Berthold wiederholt, daß Almosen die Thür des Himmels öffnen.

Zur „Milte“ gesellt sich das Mitleid, die „barmunge, welche jeder in seinem Herzen aufkommen lassen soll, wie übel er auch sei“ (Welscher Gast 12539 f.). Das Unrecht entsteht nach Thomasin (13486—13538) durch Gier, Furcht, Üppigkeit, Trägheit, Feindschaft. Die Todsünden, namentlich die „erge“, die sich besonders im Geiz offenbart, sind der „milte“ ganz entgegengesetzt (W. G. 13750—13930).

Eng mit der „Staete“ ist die „Mâze“ verwandt. „Staete“ und „Mâze“ sind Schwestern, heißt es im Welschen Gast 1233. Die „Staete“ ist die Besonnenheit bei jeder That. Sie ist die Zurückhaltung beim einzelnen Werke und läßt Vernunft in der „Manheit“ walten. Im Siege menschlich zu sein, war auch schon die Forderung edler Denker jener Zeit, in der doch das

Sengen und Brennen, Rauben und Morden im Feindeslande an der Tagesordnung war. „Mâze ist ze allen dingen guot“, sagt der Renner 4447. 8508. „Barmherzigkeit und Maß laß in der kriegerischen Tapferkeit walten“, so ermahnt Gurnemanz den Parzival (P. 171, 25—30). „Aller Werdekeit einzige Fügerin, fürwahr, Frau „Mâze“, das seid ihr. Selig ist der Mann, der euch folgt,“ ruft Walther 46,32 (80, 5—19: übermâze, unmâze) aus. In einem Gedichte: „Diu Mâze“ wird diese: „Mutter aller Tugenden“ genannt (Vgl. Syon 2943—2993. Winsbecke 31. Winsbeckin 6). Ähnliches sagt der Winsbecke, die Winsbeckin, der Renner. „Vor allem soll die Jugend mäßig sein“, predigt der Welsche Gast 13725. 14205 f. Der geistliche Dichter Lamprecht von Regensburg räumte ihr auch den ersten Rang ein und zählt (Syon 2977—3042) als ihre Kinder: Demut, Geduld, Armut, Keuschheit, Stärke, Weisheit, Gehorsam auf. Der Dichter der „Mâze“ empfiehlt dieselbe namentlich den Frauen. Thomasin widmet sein ganzes achtes Buch der „Unmâze“ und „Uebermâze“.

Die Empfehlung des besonnenen Maßhaltens that dem ungestümen Ritter sehr Not. Und es scheint, als ob die goldene Mitte fast zu sehr empfohlen wäre, nur um die allzu kraftvolle Manheit ins Gleichgewicht zu bringen. —

Die „Mâze“ beschließt die Vierzahl der weltlichen Rittertugenden. — Machen sich nun auch entschiedene Änderungen der Sittenlehre gegenüber der mittelalterlich-kirchlichen geltend, so ist doch das Wort Zieglers über die moderne Ethik, daß der Glaube, die Liebe, die Hoffnung zu Gott auf die eigene Person und die Menschheit übergingen, kaum auf das Rittertum anzuwenden. Berthold von Regensburg und andere Kleriker stellen eine Reihe von Ständen nach ihrem Werte auf. Erst kommt der Papst, dann die Bischöfe, darauf die niederen Geistlichen und erst dann Kaiser, Adlige, Ritter. So oft die Ritter auch bemüht waren, diese Reihenfolge umzustürzen, so zollten sie doch jener Anschauung ihren Tribut und gingen oft im Alter ins Kloster, von Ludwig dem Frommen an, der doch die letzte Klippe vermied, bis auf Karl V. Und oft waren es d i e Ritter, die gerade am wildesten ihre „Manheit“ walten ließen. Fast scheint Freidank jenen den Weg zum Himmel abschneiden zu wollen, wenn er ausruft: „Wer der Sünden Buße aufs Alter verschiebt, der war übel auf seine Seele bedacht.“

Um 1139 verwandelt ein Graf Ludwig von Arnstein seine

Burg in ein Kloster und wird Mönch; seine Frau, die Gräfin Guda, lebt als Klausnerin in der Nähe. Trat aber erst ein kühner und beredter Wallfahrtsprediger, wie Gunther von Babenberg, auf (1064) und erklingt dazu eine gewaltige Weise der Buße, wie die Ezzos, dann „eilten sie alle, sich zu mönchen“, wie der Dichter singt.

Der weltfreudige Ritter Wirnt von Grafenberg sieht auf einmal — so meldet Konrad von Würzburg in „Der Welt Lohn“ — Frau Welt, deren Schönheit er immer geminnt, von der Kehrseite; „besteckt und behangen mit Nattern und mit Schlangen, mit Kröten und mit Nattern, den Leib bedeckt mit Blattern.“ Wirnt thut Buße, stellt sich in den Dienst der Kirche und stirbt auf einem Kreuzzuge. Der Dualismus Kirchengehorsam und Weltehre löst sich zu Gunsten des Mittelalters.

Speise und Trank.

Die ersten Aufzeichnungen über Speise und Trank der Germanen rühren von Tacitus her und lauten folgendermaßen:

Germania 23: Einfach ist ihre Kost: wilde Früchte, frisches Wildbret und geronnene Milch; ohne Aufwand, ohne Gaumenkitzel treiben sie den Hunger aus. G. 26: Nur Getreide ist's, was man vom Boden fordert. G. 21: Der Verkehr bei Tische ist liebreich.

Germania 20: Jeden Säugling nährt der eigenen Mutter Brust. Man giebt ihn nicht Sklavinnen und Ammen hin. G. 23: Der Germanen Trank ist ein Gebräu aus Gerste und Korn, wie eine Art Wein gemacht (in quandam similitudinem vini corruptus). Die Nachbarn des Rheins erhandeln wohl auch Weine.

In den Mitteln wider Durst sind sie nicht enthaltsam. Ist man ihrer Trinklust förderlich, giebt man ihnen, soviel sie verlangen, werden sie durch Laster und Waffe leicht überwunden.

G. 21: Dem Schmaus und der Gastung ist kein Volk haltloser ergeben. Sünde wäre es, irgend einem Sterblichen die Thür zu weisen; je nach Lage wird jeder beim Mahle empfangen. Tritt Mangel ein, so wird der bisherige Wirt Führer und Gesellschafter zum nächsten Hause. Ungeladen gehen sie, mit gleicher Freundlichkeit werden sie aufgenommen, niemand macht Unterschied zwischen Bekannt und Unbekannt. Geschenke erfreuen sie, doch rechnen sie nicht auf Vergeltung.

Diese Worte stehen zu denen in Gegensatz, die er von den Römern spricht, wie Vitellius von allen Meeren und Ländern die ausgesuchtesten Leckerbissen holen ließ. Dabei schildert er die Arbeit unzähliger Köche, die jede Speise vermengen, würzen und formen und verkünsteln mußten — den ganzen Tag über nichts anderes thuend.[1])

Zu den Feld- und Baumfrüchten gesellten sich bei den alten Germanen also Milch und wohl auch Fleisch der Haustiere, bei den Adeligen Wildbret.

Im Trinken waren sie nicht so enthaltsam, sagt unser Gewährsmann. Aber man mag bedenken, daß unsere Vorvordern draußen in Luft und Wald, Wind und Wetter wohnten. Ein Geschlecht, das immer in seiner Stube hockt, kann das nicht vertragen. Die alten Deutschen hatten eine unverwüstliche Gesundheit, nährte sie ja in der Jugend schon die kräftige Mutter mit eigener Milch.

Anfangs verschmähten die Germanen den Wein, wenigstens wird uns dies von den Schwaben (Sueven) gemeldet. Freilich gewöhnte man sich infolge des römischen Einflusses gar bald an den Göttertrank. Cassius Dio sagt dies von den Kimbern und Teutonen, Tacitus von den Bewohnern des Rhein- und Moselthales — und beide bekennen, daß jener Einfluß nur verderblich war. — Das Nationalgetränk der Germanen war Griechen und Römern ein Greuel. Mit fühlbarem Spott erwähnt der Geschichtschreiber germanischer Sitten des Mets.

Die Norweger, ähnlich sämtlichen germanischen Völkern, feierten in damaliger Zeit vier Hauptopferfeste: Julfest (Weihnacht), Ostern, Sommersonnenwende (Johannisfest), Erntefest (Michaelisfest). Die alten Schriftsteller erzählen von den blutigen Opfern, den langen Gelagen, dem Eber, mit den Apfel im Maule. In der späteren Zeit fehlte derselbe nie auf der Tafel bei großen Gastmählern.

Im Laufe der Zeit, namentlich seit Einführung des Christentums, veränderten sich die Verhältnisse um vieles. Die einfache Nahrung ward mehr und mehr durch Fleischkost verdrängt. Wir wissen aber, daß das Brot als Nahrung in der alten Zeit im höchsten Ansehen stand. Der Wandalenkönig Geilamir erbat sich als Gunst nur Brot aus. Das Himmelsbrot ward in den

[1]) Vgl. Webers Gastronomische Bilder, denen ich in diesem Abschnitte in manchen Einzelheiten folge.

späteren Zeiten oft gerühmt, und auch Otfrid bezeichnet Gottes Gnade mit Gottes Korn und bittet: Hirten Gottes, scheidet uns nicht aus des Herrn Korn; das ist das Himmelreich, wenn wir mit den Heiligen dürfen die himmlische Weide, den immer süßen Speicher mit Seligkeit genießen, aus dem heiligen Kornhause nimmermehr herausziehen zu müssen.

Das Christentum hatte mit dem Essäertum, wie uns Schriftsteller alter und neuer Zeit berichten, im Abendmahl auch die Fleischnahrung verdrängen und die Pflanzennahrung einführen wollen. Um den Übertritt zu erleichtern, führte man Fasttage ein, in der Hoffnung, man würde sich allmählich von den blutigen Mählern ganz abwenden. Aber man hatte falsch gerechnet. Man achtete auf die Art der Nahrung dann gar nicht mehr. Nur strenge christliche Schriftsteller wie Tertullian, schieden die Christen in wahre, die nur Pflanzenspeise aßen, und in Leiber ohne Seelen, die alles genossen. Die Mönche hatten aber noch Fasttage, wiewohl sie auch an diesen Fische aßen. Neben Met trank man später auch Wein, die Mönche vor allem pflanzten ihn überall an und bereiteten ihn; und Karl der Große bebaute die Rhein-, Benno die Elbberge mit Wein. Daß man das Quellwasser als Getränk nicht gekannt habe, ist großer Irrtum. Wohl gilt in den mittelalterlichen Epen (Herzog Ernst, König Rother, Reinhart u. s. w.), auch im Nibelungenliede der Wein als Getränk der Helden, aber der Lindbrunnen im Odenwalde erinnert noch heutigen Tages daran, wie der gewaltige Siegfried dereinst von der herrlichen Quelle getrunken. Sie saßen zwar an reichlicher Tafel; aber als Siegfried dereinst den Lindwurm töten wollte, ritt er auf vier Tage seiner Spur nach, ohne zu essen und zu trinken; und Hagen im Gudrunliede ward lange nur von Wurzeln und Kräutern ernährt. — Auf zunehmend üppigere Mahlzeiten deuten verschiedene Zeilen Walthers:

Ir pfaffen ezzet hüener und trinket wîn,
Und lât die toerschen tiutschen leien vasten.

Wir suln den kochen râten
Daz sie der fürsten brâten
Nu snîden groezer baz dann ê
Doch dicker eines dûmen.

Die wîle ich weiz drî hove sô lobelîcher manne,
Sô ist mîn wîn gelesen unde sûset wol mîn pfanne.

Walther meint aber auch:

Ein halm ist kreftec unde guot.

Er hât nicht wol getrunken, der sich übertrinket.
Wie zimet daz biderbem man, daz ime diu zunge hinket
Von wîne?

Sus trinke ein iegeslîcher man, daz er den durst gebüeze.

Das deutsche Rittertum hielt zur Zeit der Minnesänger auf eben die Art Tafel, als jetzt. Einiges Eigentümliche will ich berichten. Die Hauptmahlzeit ward etwa 3—6 Uhr eingenommen. Die Gerichte bestanden meist aus Fleischspeisen und zwar Wildbret. Im Winter aß man Salzfleisch. Geflügel und Hühner briet man am Spieße und richtete sie mit Pfeffer-, Kapaunen mit Nelkenbrühe an, Pfauenbraten war ein Leckerbissen. Hirsche, Rehe, Wildschweine, Hasen, Kraniche, Reiher, Schwäne, Trappen, Gänse, Enten, Rebhühner mußten alle ihr Leben lassen und wurden mit scharfem Gewürz zugerichtet. Fische waren meist nur Fastenspeisen. Pasteten waren sehr beliebt. Weißbrot, auch Biskuit, gehörte zu den Mahlzeiten. Kuchen und Torten kannte man auch. Zum Nachtische wurde Käse gegeben und Obst: Äpfel, Birnen, Nüsse, Pfirsiche, Mandeln, Datteln, Rosinen, Weintrauben, Feigen, geröstete Kastanien u. s. f.

Das Getränk bestand, wie schon gesagt, aus den verschiedensten Sorten Wein.

Bei diesen Gelagen ging es übrigens sehr prunkvoll her, und die kostbarsten Geschirre wurden zuweilen aufgetragen. An gewöhnlichen Tagen wurden Kohl und Hülsenfrüchte gegessen, und außer den meist jungen Weinen, die mit Würzwerk gemischt wurden, ward auch Äpfel- und Birnenmost und aus abenteuerlichen Trinkgefäßen allerlei Bier getrunken. Branntwein galt als Arznei und ward erst im 15. Jahrhundert als Getränk aufgeführt. Über das Verhalten bei Tafel gaben die Tischzuchten und namentlich Thomasin von Zerkläre sonderbare Ratschläge. In Bürgerkreisen war selbstredend das Mahl einfacher, als beim Adel. Man hatte drei Eßzeiten, das Frühstück 5 Uhr morgens: Suppe und Brot, das Mittagsessen 11 Uhr: Suppe, Gemüse und Fleisch, meist von Haustieren, das Abendbrot: Brot und Zuspeise. Als Gemüse werden erwähnt: Reis, Hirse, Erbsen, Schoten, Kohl, Rüben, Sauer- und

Rotkraut. Käse, Milch, Eier, Obst waren beliebt. Man bediente sich schon damals unserer Tischgeräte, mit Ausnahme der Tischtücher und Gabeln, die im Reformationszeitalter aufkamen. Je nach dem Stande hatte man hölzerne, zinnerne, silberne Löffel. Die Teller waren schüsselartig. Man besaß ferner Taschenmesser und Salzfässer und für die immer mehr in Aufnahme kommende Butter: Butterbüchsen. Sehr reichlich war man mit Trinkgefäßen: Krügen, Flaschen, Kannen, Humpen, Bechern, Gläsern versehen, oft sehr kostbarer Art. Auch Kochbücher kannte man seit Mitte des 14. Jahrhunderts. Ich will ein Rezept aus einem sehr alten anführen: Schweinefleisch und gebratenes Hühnerfleisch mische man und siede es weich, hacke es unter einander, thue ¼ Pfund Rosinen, Ingwer, Pfeffer, auch Wein oder Essig und Honig oder Zucker dazu und siede es nochmals. — Unter heidnischer Küche verstand man Speise, bestehend aus Fleisch, Speck, Pfeffer, Eiern und Äpfeln. Das hackte man untereinander, machte einen dünnen Teig und buk ihn. Eine komische Anweisung geben folgende Verse:

Nimm Stieglitzfersen und Mückenfüße,
Das macht das ganze Gerichte süße.

Man sollte nicht zu viel Gebratenes essen und auch nicht zu spät. Schweinefleisch ist eine Speise der rauhen Arbeiter. Fleisch von Stalltieren ist zu meiden, ebenso das von solchen, die fern von Bergen an stinkenden Gewässern wohnen. Geiß- oder Bockfleisch beschädigt die Milz und verstopft sie, namentlich bei Melancholischen. Die Gichtkranken sollen sich vor Tauben hüten. Gänse und Enten schaden dem Haupte, machen Fieber und Lebersucht. Die Aale sind giftig. Gehirn macht dem Magen Unwillen. Gurgeln, Ohren, Nasen geziemen nur Dreschern und Holzhackern. Brotrinde ist gut für ein schwaches Gesicht, Käse dient der Verdauung. Früchte löschen die Hitze des Geblüts, Pfirsiche, Haselnüsse, Äpfel stärken Herz und Gehirn. Salat, Erbsen und Reis sind besser als Bohnen und Gerste. Aus dem Kunst- und Wunderbüchlein des Balthasar Schnur muß angeblich eine charakteristische Weise mitteilen, wie eine Gans lebendig gebraten wird. „Man rupfe sie bis an den Hals, mache rings Feuer, lasse sie aber nicht ersticken, sondern allmählich braten. Ein Gefäß Wasser, mit Honig und Salz gemischt, setze man hinzu, daß sie oft trinkt. Dann schneide

man Äpfel klein und koche sie in der Pfanne und beträufe damit die Gans; man rücke das Feuer näher zu ihr, eile aber ja nicht zu geschwind. Hebt sie an zu kochen, so läuft sie ängstlich im Feuer umher, kann aber nicht fliegen und trinkt, um sich zu kühlen. Ist sie heiß geworden, so kocht sie auch inwendig. Kühle ihr aber mit feuchtem Schwamme immer Haupt und Herz. Fällt und zappelt sie, so nimm sie vom Feuer, lege sie in die Schüssel und setze sie den Gästen vor. Sie ist gebraten und lebt noch und schreit, wenn man von ihr schneidet, welches sehr lustig zu sehen."

Die Nachrichten aus dem Mittelalter über Hochzeiten, Kindtaufen, Leichenschmäusen zeigen, wieviel man damals im Essen leisten konnte, und man findet nicht viel Unterschied von den römischen Gastereien. Ich will nicht darüber berichten. Zwei Werke seien erwähnt, in denen manches darüber zu finden ist, der dörperliche Schwank von Metzen Hochzeit, und für die ritterlichen Zustände: Hans von Schweinichens, Lieben, Lust und Leben der Deutschen des 16. Jahrhunderts." Auch die Mönche verlachten die gelobte Mäßigkeit, und Peter von Clugny klagt: „Gierig wie Habichte und Geier rennen unsere Mönche von einem Ort zum anderen, wo sie Rauch und Braten riechen. Käse, Eier und Gemüse, ja auch Fische sind ihnen längst zuwider, sie gieren nach den Fleischtöpfen Ägyptens." Das wurde in der Folgezeit immer schlimmer. Ein Mönch konnte es sogar wagen, den Ausspruch zu thun: „Gott hat das Wildbret nur für die Klostergeistlichen geschaffen; könnten die Tiere reden, so würden sie uns bitten: Verspeist uns, daß wir dereinst auch in einem verklärten Leibe auferstehen können, mit den Gottlosen mögen wir nicht zur Hölle fahren." — In der Mehrzahl der allmählich aufkommenden Gasthäuser ging's nicht sonderlich fein her, namentlich ließ die Reinlichkeit sehr viel zu wünschen übrig. Über den schlechten Wein sollte man sich nicht beklagen. Der Käse war nur dann gut, wenn er stank und von Würmern wimmelte. Das Essen bestand in Fleischsuppe, Pökelfleisch, Mus, Brot, Braten. — Wie noch jetzt, wurden auch im Mittelalter viele Geschäfte und Feierlichkeiten beim Gelage vollzogen. Tritt einer in ein Amt ein, so muß er ein Trinkfest veranstalten. In den Ratauskellern der aufblühenden Städte namentlich entwickelte sich ein buntes Leben und Treiben. Ritter und Bürger, Bauer und Pfaffe, Frau und Magd waren da zu finden bei Bier, Wein und Imbiß. Zum Wein gab

der Wirt oft Haufen von Nüssen. Dabei wurde gesungen und erzählt, gespielt und geschlagen.

Ketzereien in Speise und Trank.

Zu Karls des Großen Zeiten war es eine todeswürdige heidnische Ketzerei Pferdefleisch zu essen. — Das ständige Fasten war ein Zeichen der Heiligkeit, und die Geschichtschreiber vergessen nicht, die namentlich zu nennen, die dem Fleischgenuß entsagten. Paul Diakonus führt beispielsweise den Bischof Arnulf von Metz als einen solchen an, der immer fastete d. h. hier: kein Fleisch aß. Anders zu verstehen ist, was Einhart in seinen Annalen berichtet. Da hat ein zwölfjähriges Mädchen im Dorfe Commerciacum nach dem Genusse des heiligen Abendmahls von Ostern 813 bis zum November 825 überhaupt nichts genossen, während sie darauf wieder die gewöhnliche Speise aß.

785 bestimmte Karl zu Paderborn für die Sachsen: „Wenn einer die 40tägigen Fasten nicht hält und Fleisch ißt, so sterbe er des Todes. Nur der Priester kann ein Urteil abgeben, ob etwa Zwang oder Not vorlag.“ — Allmählich zog der Mensch fast alle Tiere in den Kreis seiner Nahrung.

Doch gab es immer neben Allesessern und Feinschmeckern Asketen mit karger Fastenspeise, und als der jugendliche Parzival in den Bereich des königlichen Klausners Trevrizent kommt, kann ihm dieser nichts bieten, was einer höfischen Tafel ziemte. Die Kostbarkeiten dieser zu genießen, wäre dem Wirt des Königssohnes Sünde gewesen.

Kaiser Heinrich III. verfuhr mit einer Härte gegen vermeintliche Ketzer, die einzig dasteht. Es handelte sich um Leute mit vegetarischer Lebensweise, wie Hermann von Reichenau aus dem Jahre 1052 meldet. Der Kaiser weilte am Geburtstage des Herrn zu Goslar. Daselbst befanden sich auch „Ketzer mit allerhand schlechten Irrlehren,“ namentlich war es die eine, daß der Fleischgenuß verabscheuungswürdig sei. Unter Zustimmung der ganzen Umgebung ließ der mächtige Kaiser alle jene am Galgen aufhängen, „damit dieser ketzerische Aussatz sich nicht weiter verbreite und andere anstecke.“

Die Verabscheuung des Fleischgenusses war eine „manichäische Irrlehre“. Die manichäische Sekte hatte im frühen Mittelalter

ziemliche Verbreitung, und jene Irrlehre entstammte religiösen Vorschriften, die man der Bibel entnahm.

Ketzerisch galt den Katholiken auch der arianische Abendmahlskelch. War der Abendmahls-Wein vergiftet, so hätte er dem Trinkenden geschadet, was bei den Katholiken angeblich nicht der Fall war.

Der Wein galt immer für vornehmer, als das Bier. Des Unterschieds zwischen Wein und Bier waren sich die Klosterschüler ganz genau bewußt, und sie zogen Bacchus' Gabe der des Gambrinus vor. Sogar ein Leibeigener des Klosters St. Gallen stiftet in der Zeit der Karolinger den Klosterstudenten auf Ostern einen Becher Weins. Und die angelsächsischen Scholaren sagen ihrem Lehrer auf Befragen: „Ich trinke Bier, wenn ich's habe, sonst muß ich Wasser trinken." Und auf die Frage, warum ein Schüler nicht Wein trinke, sagt dieser: „Ich bin nicht so reich, daß ich Wein zu trinken vermöchte. Wein ist ja auch kein Trank für Junge und Thoren, sondern für Weise und Greise."

2. Erziehungsziel des Ritters.

Das deutsche Rittertum blühte in den letzten Jahrzehnten des 12. und in den ersten des 13. Jahrhunderts. Seine Anfänge finden sich schon bei den alten Germanen, später deutlich im Reiterwesen Karls des Großen und Heinrichs I. Noch zu Karls Zeiten waren alle wehrhaften Männer zur Heeresfolge verpflichtet,[1]) später nur die fürstlichen Vasallen mit ihren Dienstleuten. Durch die Ausbildung des Ritterdienstes und die Bildung von Reiterheeren seit Heinrich I.[2]) hatte der berittene Dienstmann ein höheres Ansehen erlangt, als der Freie, der zu Fuß zur Verteidigung des Vaterlandes erschien. Der Adelige mit seinem Geleite, ja selbst

[1]) M. G. LL. I. p. 91 Aachen. März 802 (c. 4. c. 7): ut hostile bannum domini imperatoris nemo praetermittere praesumat, nullusque comes tam praesumtiosus sit, ut illum de his qui hostem facere debiti sunt, exinde vel aliqua propinquitatis defensionem, vel cuius muneris adolationem dimittere audeant. — p. 119. a. 803. —

[2]) Widuk. I, 38 (M. G. SS. III, 434) (auch c. 35—37). Rex autem cum jam militem haberet equestri proelio probatum, contra antiquos hostes videl. Ungarios praesumpsit inire certamen. — Über miles s. Raumer, Hohenst. V, 30. — Für miles kommt in deutschen Quellen rîter (= 1. Hochstufe = unser „Reiter") später häufiger ritter (Tiefstufe) vor. —

dieses allein, traten in entschiedenen Gegensatz zum Bürger und Bauer. Die Reiter trugen Schwert, Schild und Harnisch,[1]) Ritter wie Knappe.[2]) Die Kreuzzüge brachten eine neue Einrichtung. Früher diente der Lehnsmann nur seinem Herrn, jetzt hatten Adelige und Diener einen gemeinsamen Lehnsherrn: Gott im Himmel, ein gemeinsames Ziel: das heilige Grab zu befreien; sie sind milites dei. Der Ministeriale, der das „gewîhte swert" empfangen hatte, war gleich seinem Herrn; der Dienstadel hatte in betreff der Turnierfähigkeit dieselben Rechte, als der alte Adel, der freie Reichslehen besaß. Die Tüchtigkeit des Gefolgsmannes ward durch seinen Herrn mit der Schwertumgürtung belohnt,[3]) die man gewöhnlich Ritterschlag[4]) nennt. So war Ritterwürde und

---

[1]) Walther 125, 1—3 ir traget die liehten helme und manegen herten rinc, dar zuo die vesten schilte u. diu gewîhten swert. —

[2]) Abbildung v. Rittern in voller Rüstung b. Hagen 4. 12. 24. 27. 28. 2c.; ohne Schwert 18, 22; ohne Helm: 20, 40. — Das Schwert sprechen dem Knappen ab St. Palaye = Klüber p. 241, 242. Anm. — Schultz p. 140 (im Krieg statt des Schwertes eine Keule nach Erec 2347.), Nib. 5, 6 werden die Knappen, die den Ritterschlag erhalten sollen, swertdegen genannt. — Der Irrtum beruht wohl auf Verwechslung von Schwert und Rittergurt. — Rauschnick (Gesch. des Adels II, 41) sagt: Knappen hatten keinen Schild; dagegen P. 342, 11—13: ein knappe gar unfuoge vrî, einen niwen schilt er fuorte.

Wigalois 46, 23 f. erhält Schwert, Schild, Speer. — Götz v. Berlichingen sagt p. 27 zum dritten Nachvolgents uber ein Jahr, da hab ich (ca. 20 Jahr alt) daz harnisch angethan, wie die gestalt gebabt 2c. — daß war daß erst bannzer vnnd harnisch, daz ich anthat, sonst war ich für ein jungen ziemlich versucht vnnd gebraucht worden, jnn kriegen vnnd anders, doch jnn knaben weiß. — Ecke 44, 7; verwâfent in garzûnes wîs. — Daß aber der Knappe den Harnisch hatte, beweist Erec 2347: 15 knaben: ieglîches harnasch was guot ein panzer u. ein îsenhuot. Willehalm 317, 12. 12. der knappe — truoc harnasch ob al den liden. Nib. 297, 1 fallen im Kampfe 9000 knappen u. 12 ritter.

[3]) z. B. P. 348, 21 ff.

[4]) Mhd. kommt das Wort nur spät und ganz selten vor. (Suchenwirt 4, 421.) Leben d. hl. Ludwig (Ausg. v. Rückert) 24, 16: der tugentliche lantgrave Lodewig wart in seiner stat zu Isenach erlich zu rittere geslagin. Rittersp. 429 ff. (877 ff.) — Man braucht gewöhnlich „swertleite". — In lat. Chroniken: Lamb. Hersf. Ed. Pertz p. 58. Mart. 27. 1065 primum se rex arma bellica accinxit. — Ragew. (M. G. SS. XX a. 1157) (Ed. Pertz p. 136, 6): Fridericum gladio accingi et militem profiteri postulant. — Otto St. Blas. (M. G. SS. XX. p. 317 e. 26 a. 1184) Heinricum et Fridericum, gladio accingi armisque insigniri disposuit. — Matth. Paris. II, 454 a. 1199. Johannes

Adel nicht mehr dasselbe. Ja, der alte Adel hatte die moralische Pflicht, die Ritterwürde zu erwerben. Balduin v. Flandern bestimmte, daß der Adelige, der sie bis zum 25. Jahre nicht errang, den Bauern gleichgehalten werden sollte.[1]) Keineswegs aber konnte jeder Ritter werden, wenn auch dazu nicht bloß die Rittersöhne ein Recht hatten. Friedrich Barbarossa schloß ausdrücklich Söhne der Priester und Bauern aus.[2]) — Sein bestimmtes Gepräge er-



Schwertleite (Ritterschlag).
(Miniat. im Codex des Matth. Paris.)

hielt das Rittertum von Frankreich her, — und zwar durch Vermittlung der vlämischen Ritter.[3]) Auf Frankreich und die Kreuz-

gladio accinctus est. — II, 533 a. 1212 Joh. Alexandrum cingulo militari donavit. III, 190 a. 1229 rex Joh. cingula militari donavit. — Ursp. Chron. (Ed. Pertz p. 55). — gladios accinxerunt.

[1]) Martene (Thes. nov. Anecd. I, 765 f. a. 1200) filii vero militum qui usque ad vigesimum quintum annum aetatis suae non fuerint facti milites, post vigesimum quintum annum tales erunt ad pacem quam rustici. —

[2]) Ursp. Chron. p. 65 v. 30. XII. 1186: de filiis quoque sacerdotum, diaconorum, rusticorum statuimus, ne cingulum militare aliquatenus assumant et qui iam assumpserunt, per iudicem provinciae a militia pellantur.

[3]) Außer vielen französischen Ausdrücken, die sich in den Ritterepen finden, kommt im Meier Helmbrecht 717 f. 747 f. 764 f. der Gebrauch vlämischer Worte vor, um ritterliches Wesen an den Tag zu legen. — — Der erste bedeutende Dichter, Heinrich v. Veld., dichtete niederfränkisch. — Greg. 1401—1406 swelch ritter z' Henegöuwe ze orse ie alles beste gesaz, sô kan ichz mit gedanken baz. — Zuvor: ichn wart nie mit gedanke ein Beier noch ein Franke. —

züge ist wohl auch die priesterliche Einsegnung des Schwertes zurückzuführen, die nicht unbedingt nötig gewesen zu sein scheint, denn in den meisten Urkunden wird nur die Schwertumgürtung (aber cingulo militari) erwähnt und zwar so, als ob sie die Hauptsache und der Abschluß der ganzen Handlung gewesen sei. Auch die dabei stattfindenden Festlichkeiten waren in Deutschland nicht allgemein; nur Fürsten und Reiche mögen bei der Schwertleite ihrer Söhne große Feste veranstaltet haben. Große Feste,[1]) vor allem Pfingsten oder die Sommersonnenwende wurden zur Schwertleite vieler erwählt. So werden zu Mainz Pfingsten 1184 Friedrich Barbarossas Söhne Ritter.[2]) — Dem Tristan wird beim kirchlichen Feste das Schwert gesegnet; Schwert, Sporen und Schild werden ihm gegeben.[3]) Bei Siegfrieds Schwertleite heißt es Nib. 6, 2: „Got man zen êren eine messe sanc.“

Wenn man in Bezug auf die Schwertleite die französischen Quellen kaum gebrauchen kann, so sind sie bei vielen anderen kulturgeschichtlichen Fragen in Bezug auf unseren Stoff unentbehrlich. Durch die Kreuzzüge traten sich die Ritter der ver-

---

[1]) Matth. Par. II, 454 in die Paschae. III, 190 in die Pentecostes. — Wig. 46, 19 f. Viele Knappen erhalten dann oft den Schwertgurt gleichzeitig. Ritterschlag Siegfr. Nib. 5, 4—7, 4. Nib. 5, 6: 400 swertdegene die solden tragen kleit etc. Mai 84, 2: 100 knappen. Flore 7510: 100 swertdegene. Nib. 97, 7: vil knappen swert dâ nâmen, vierhundert oder baz. — Meleranz 3110—3174. Flore 7510 ff. Mai 83, 21—86, 25. — Roth v. Schreckenstein neigt (Forschgn. zur Gesch. XXII. p. 235. 240.) zu der Ansicht hin, daß das Beisein des Priesters und „die Ceremonie des Schlages“ keltoromanische, nicht deutsche Sitte sei. In seiner Gesch. d. Reichsrittersch. p. 205 sagt er aber: „Daß bereits im 12. J. der Rittergürtel unter kirchlichen Ceremonien verliehen wurde (in Deutschland), unterliegt durchaus keinem Zweifel.“ —

[2]) Ursp. Chron. p. 55. Imperator apud Maguneiam maximum festum et convivium celebravit, convocatis ibidem principibus et baronibus totius regni sed et de aliis regnis quam plurimis. In quo conventu duo de filiis ipsius, videlicet Heinricus rex et Fridericus dux, gladios accinxerunt. Otto St. Blas. p. 317: anno dominice incarnationis 1184 Fridericus imperator — in pentecoste apud Moguneiam indixit, ibique filios suos, Heinricum scilicet regem et Fridericum Suevorum ducem, gladio accingi armisque insigniri disposuit. ad hanc curiam totius imperii principes, utpote Francorum, Teutonicorum, Slavorum, Italicorum ab Illirico usque ad Hispaniam congregantur etc.

[3]) Trist. 127, 12 ff. — Nib. 6, 2. Wigal. 46, 22: Die pfaffen gâben im den segen.

schiedensten Länder näher, als die Volksgenossen verschiedenen Standes.

Das feine Wesen, die höfische Zucht war es, die das Rittertum auszeichnete und die den Deutschen von Frankreich her kommen mußte, denn beim 2. Kreuzzuge sollen die Franzosen über die plumpe Unbeholfenheit der Deutschen gelacht haben (Weinh. p. 161). — Außer dem äußerlich feinen Anstande, der hövescheit, gehörten zur Rittererziehung nur in geringem Maße die Wissenschaften, zu denen sich aber um so bedeutsamer die Pflege der Dichtkunst und der heimischen Sprache gesellte, und an dritter Stelle müssen die Ritterkünste erwähnt werden: die Leibesübungen, deren Petrus Alfonsus in Gemeinschaft mit der Dichtkunst sieben aufzählt.[1]) — Genaueres über Pflichten und Eigenschaften des Ritters erfahren wir aus den Gedichten jener Zeit. Auch durch die Charakterbilder in Chroniken[2]) wird manches angedeutet.

Jenes Gelöbnis bei der Ritterweihe Wilhelms v. Holland hat nach den Ausführungen Roths v. Schreckenstein (Forschungen zur dtschn. Gesch. 22, 233—247) wohl nicht mehr als historisch zu gelten, sondern als eine „um hundert Jahre spätere tendenziöse Fälschung des Johannes v. Beka," der — nach Roths Ansicht p. 235 — die Handlung „als eine nur mit priesterlicher Beihilfe

[1]) Petr. Alf. Disciplina Clericalis (Ausg. v. Schmidt) p. 43: hae sunt artes: dialectica, arithmetica, geometria, musica, astronomia, scientia (nigromantia, grammatica). probitates vero hae sunt: aucupare, scacis ludere, equitare, natare, sagittare, cestibns certare, versificari.

[2]) Ursp. Chron. p. 14 erat Lotharius strenuus belli ductor, precipuus in armis, providus in consilio, terribilis inimicis Dei et sanctae ecclesiae, veritatis amicus, iustitiae socius, iniustitiae inimicus, cuius probitas patuit in Sicilia, viguit in Saxonia etc. — p. 21. Friedr. I. — erat enim vir armis strenuus, acer anima, exercitatus in bellis, corpore robustus, in consiliis providus, in negociis peragendis virilis, affabilis mansuetis, superbis resistens, ingenio subtilis, memoria excellentissimus etc. p. 59 vir christianissimus, = animosus, familiaris quibuslibet, victis clementissimus, obliviosus iniuriae etc. — Konrad p. 60 vir armis strenuus, ingenio et scientia sagacissimus, animo et facto amabilis, cunctis mundanis virtutibus preditus, in omni consilio supremus, spes blanda suorum et hostium fulmen ignitum — omnis linguis instructus etc. Heinr. VI. p. 70, Philippus p. 85: animo lenis, mente mitis, eloquio affabilis, erga homines benignus, largus satis et discretus, debilis quidem corpore, sed satis virilis in quantum confidere poterat de viribus suorum, facie venusta et decora, capillo flavo, statura mediocri etc. cf. Kaiserchron. über Karl d. Gr. p. 462.

mögliche feierliche Initiation" darstellen will. Roth sagt (p. 239): „Für die Zeit Friedrichs II. paßt ein so ganz entschieden klerikales Verzeichnis von Ritterpflichten nur dann, wenn man so ziemlich alles, was man über das deutsche Ritterwesen aus der Glanzperiode der Staufen weiß, auf den Kopf zu stellen geneigt ist und etwa den jüngeren Titurel für den Ausdruck der in den ersten Decennien des 13. Jahrhunderts in ritterlichen Kreisen herrschenden Gesinnungen gelten lassen will. — — Es weht ein ganz anderer Geist aus Wolfram und den Liedern Walthers." — — Dennoch wollen wir den Inhalt anführen,[1]) weil er durchaus nicht so

---

[1]) M. G. SS. II, 363. (3. Okt. 1247 ?) Preparatis in ecclesia Coloniensi omnibus post evangelium solennis misse prefatus Wilhelmus armiger coram cardinali productus est per regem Bohemie, dicentem in hunc modum:

Vestre reverentie, pater almiflue, presentamus hunc electum armigerum, devotissime supplicantes, quatenus vestra paternitas votivam eius professionem accipiat ut militari noster collegio dignanter adscribi valeat.

Dominus autem cardinalis in pontificalibus assistens ornamentis, eidem dixit armigero, secundum etymologiam eiusdem nominis, quod est miles:

Oportet unumquemque militare volentem, esse magnanimum, ingenuum, largifluum, egregium et strenuum: magnanimum in adversitate, ingenuum in consanguinitate, largifluum in honestate, egregium in curialitate, et strenuum in virili probitate; verumtamen, antequam votum professionis tue facias, cum matura deliberatione jugum regule prius audies. —

Hec est itaque regula militaris ordinis:

In primis cum devota recordatione dominice passionis missam diurnatim audire; pro fide catholica corpus audacter exponere; sanctam ecclesiam cum ministris eius a quibuscunque grassatoribus liberare; viduas, pupillos aut orphanos in eorum necessitate protegere; iniusta bella vitare, iniqua stipendia renuere, pro liberatione cuiuslibet innocentis duellum inire; tyrocinia non nisi causa militaris exercitii frequentare; imperatori Romanorum seu ejus patritio reverenter in temporalibus obedire; rempublicam illibatam in vigore suo permittere; feudalia bona regni vel imperii nequaquam alienare; ac irreprehensibiliter apud Deum et homines in hoc mundo vivere. Hec statua militaris regule si devote custodieris, et pro posse sive nosse diligenter adimpleveris, scias te mereri temporalem honorem in terris, et post hanc vitam requiem eternam in celis.

His autem expletis, dominus cardinalis coniunctas manus eius tyronis clausit in missali super lectum evangelium, ita dicens:

Vis ergo militarem ordinem in nomine Domini suscipere devote, et

grell von der Wahrheit absticht, als aus Roths Ausführungen hervorzugehen scheint und im wesentlichen auch mit den Anforderungen Seifrid Helblings[1]) übereinstimmt, der allerdings der Blütezeit nicht angehört. — Übrigens fordern die Dichter der Blütezeit dieselben Tugenden vom Ritter.

In dem Rittergelöbnis heißt es in Bezug auf Gott: ein Ritter soll dem katholischen Glauben in allen Satzungen nachkommen, ihn verteidigen und die Kirche nebst ihren Dienern von allen Bedrängern befreien;[2]) in Bezug auf die Mitmenschen: ein

---

regulam tibi verbatenus explicatam pro tua possibilitate perficere? cui respondit armiger: Volo.

Dominus autem cardinalis subsequentem exinde professionem eidem armigero dedit, quam et idem armiger palam omnibus in hunc modum legit:

Ego Wilhelmus Hollandiensis milite princeps, sacrique imperii vasallus liber, iurando profiteor regule militaris observantiam in presentia domini mei Petri sancti Georgii ad velum aureum diaconi cardinalis et apostolice sedis legati, per hoc sacrosanctum evangelium quod manu tango. — Cui cardinalis: Hec devota professio, peccatorum tuorum sit vera remissio. Amen. —

His itaque peractis, rex Bohemie grandem dedit ictum in collo tyronis, ita dicens: Ad honorem omnipotentis Dei te militem ordino, ac in nostro collegio te gratulanter accipio; et memento, quod Salvator mundi coram Anna pontifice pro te colaphisatus et illusus, coram Herode rege chlamyde vestitus et derisus, et coram omni populo nudus et vulneratus in cruce suspensus est; cuius opprobria te meminisse suadeo, cuius crucem acceptare te consulo, cuius etiam mortem ulcisci te moneo. Omnibus ita solemniter adimpletis, novus tyro post dictam missam cum stridentibus buccinis, perstrepentibus tympanis, et tinnientibus cymbalis, contra filium regis Bohemie tribus vicibus commisit hastiludium, et exinde cum gladiis emicantibus dimicando tyrocinium explevit, celebravitque magnificiis expensis triduanam curiam, ac donis largifluis cunctis magnatibus suam manifestavit honorificentiam. —

[1]) Helbling VII, 1181—1200: ein junger ritter haben sol niun tugent, die ich nenne wol: diu erste tugent sî im kunt, daz er got minn in aller stunt. zem andern mâl minn reinin wîp, daz ungevelschet sî ir lîp; des gewint er freud und saelde. guot ritter ûf dem velde zem dritten mâl nem wir für guot, zem vierten manlîch hôchgemuot, zem fünften êren wîse, zem sehsten triu ich prîse, zem sibenten wârhaft sîner wart, zem ahten milt in rehter vart, zem niunten mâl barmherzikeit, daz im der armen schade sî leit. — swelch ritter nû die tugende hât daz er sie volliclîch begât, ich nim iz ûf die triuwe mîn, er mac vor got ein ritter sîn. —

[2]) Zuweilen mußte auch das Gelöbnis zum Kreuzzuge gegeben werden.

Ritter soll Witwen, Waisen und Mündel in ihrer Not beschützen, gegen die Verwandten anständig und edel sein, freigebig in Ehren;[1]) unrechte Fehden und Dienste soll er unterlassen, für die Unschuldigen kämpfen, Turniere nur wegen der Übung besuchen, vor allem treu zu Kaiser und Reich halten; in Bezug auf sich selbst: der Ritter soll hochgemut im Unglück, ehrenhaft in der Mannhaftigkeit, von höfisch-feiner Bildung sein und unsträflich vor Gott und den Menschen leben.

Die eben aufgezählten Pflichten und Tugenden gewähren den „staeten prîs" (Tit. 41. P. 308, 17. 317, 16. 342, 25) und machen die „werdekeit" aus.[2]) Sie wurden aber im Leben nicht gleichmäßig erachtet und erfüllt. Obenan stand Schildes Amt. Das ist des Ritters Stolz,[3]) seine Ehre. Zu ihr gehören jene sieben Rittertugenden.

Mit der êre war, — geboten durch das Lehnsverhältnis der damaligen Zeit —, die Treue zum Lehnsherrn eng verbunden, wie wir sie in den Helden des Nibelungenliedes und bei einem Hartmann von Siebeneichen (Otto St. Blas. c. 20) bewundern.

Die Vaterlandsliebe trat angesichts der politischen Verhältnisse

---

Denn wenn auch die deutschen Ritter nicht mit so großer Begeisterung die Sache des Papstes zu ihrer eigenen machten, so finden wir doch oft den Gedanken, das heilige Land sehen zu wollen. cf. Walther 125, 1 f. ritter, ez ist iuwer dinc! 14, 38 f. Allerêrst lebe ich mir werde, sît mîn sündic ouge siht daz hêre lant und ouch die erde etc.

[1]) W. G. 14130 f. diu milte mac niht ersehen, daz mit unreht genommen ist. — Schon Tacitus, Germ. 14: materia munificentiae per bella et raptus. —

[2]) werdekeit wird zuweilen als angeborner Adel gefaßt. (P. 311, 12. j. Tit. p. 17 v. 174 Ausg. v. Hahn). Thomasin (7424. 7770—7796. 3901.), Walther (22, 9—13), der Winsbecke (28) sagen, daß sie erst erworben werden müsse. Denn der bescheidenheit geht die tumpheit, die Unerfahrenheit voraus (P. 142, 13. 155, 19. 448, 15. 286, 4 unbescheidenheit. 144, 11 an witzen laz). Bei Wolfram wird die saelde und mit ihr die werdekeit erst erlangt, nachdem der Held dem zwîvel verfallen ist. zwîvel bedeutet hier (P. 1, 1. 332, 1—16. 461) Verzweiflung an allem, auch an dem, was dem Menschenherzen lieb und teuer ist. Dieser zwîvel ist gewiß eine notwendige Entwickelungsstufe einer ringenden großen Menschenseele. Der mittelalterlichen Theologie, die dem Menschen durch bloßen Glauben Vergebung verlieh, war dies ganz entgegengesetzt. —

[3]) P. 115, 11 schildes ambet ist mîn art; swâ mîn ellen sî gespart, swelhiu mich minnet umbe sanc, sô dunket mich ir witze kranc.

noch nicht in bedeutsamer Weise hervor.[1]) Zum ritterlichen Weltleben gehörte ferner der Besitz irdischen Gutes und die Wertschätzung desselben.[2])

Untrennbar vom Ritterleben und -Streben ist die Minne; sie bildet neben der Ehre den Grundton des Rittertums. Der Hüter des Grals ist verheiratet. Die Turniere und Ritterthaten wurden „der Ehre und der Damen wegen" ausgeführt. Ulrich v. Lichtenstein nennt seine poetische Lebensbeschreibung „Frauendienst." „Da

---

[1]) Vereinzelte Spuren treten aber doch auf. Zunächst gilt das Dichterlob der deutschen Sprache. Pilatus v. 1 ff. (Zeitschr. f. deutsche Phil. VIII, 272 bis 288). Den Ruhm der deutschen Kaiser verkünden die Geschichtschreiber und die Kaiserchronik: s. Anm. 3, S. 8, die Würde der d. Kaiser: Walther und besonders der Dichter des Grafen Rud. D[b]. 12 f. keisers genoz ne wart nie nechein geborn. Wh. 434: hôch mit hôher ahte hât roemisch krôn vor ûz den strît, daz ir niht ebenhiuze gît: sô scharf ist roemisch krône ervorht. swaz anderr krône sint geworht, die ûf getouften houbten sint, ir aller kraft gein dirre ein wint ist. Deutsche Macht und Kraft wird verherrlicht im Pilatus v. 495: Pylâtus hête den tôt verscolt, dô wêre reht an im irvolt, do entlinen sî dem rehte, si vochten sîn geslehte u. tûtisch volk mêre dan die Karlingêre.

Im Osterspiel (cf. Scherer, D. Lit. im 11. u. 12. saec. p. 107) vom Antichrist, wird dieser durch den furor teutonicus besiegt. Der König besteigt den Thron nach der Schlacht u. singt:

Sanguine patriae honor est retinendus: virtute patriae est hostis expellendus. Jus dolo perditum est sanguine venale. Sic retinebimus decus imperiale. —

Am großartigsten ist Walthers Lob der deutschen Zucht und der deutschen Frauen 56, 14. ir sult sprechen willekomen etc.

[2]) Mit aller Offenheit stehen die ritterlichen Dichter dafür ein, daß zur Würde eines Mannes Geld und Gut gehöre und daß der nur ein halbes Leben führen könne, dem dies abgeht. Engelh. 272 an hôher wirde gêt im abe, swenne er geldes niht enhât. Walther, 8, 12: wie man driu dinc erwürbe: — êre, varnde guot, gotes hulde. 31, 17. 13, 5. — Auch Spervogel M. F. 22, 9 sô wê dir armüete; du benimest dem man beidiu witze u. ouch den sin, dêr niht enkan. — 31, 2 armuot hoenet den degen. —

Der Mönch, der sich im Besitze einer höheren Weltanschauung glaubte u. die irdischen Güter verachtete, scheute sich nicht, von geschenkten Gütern zu leben. Die ritterliche Sittenlehre hatte den Wert der Arbeit und des Besitzes wohl erkannt. — Das Ideal, der „wunsch", ist die saelde (Tit. 44. P. 164, 14 bis 20. 169, 18. 326, 28. Tit. 4), der beglückende, freudevolle Besitz geistiger und auch irdischer Güter. Der Gral, als der „saelden wunsch", „der saelden fruht", „erden wunsches überwal", P. 235, 24 gewährt auch allerhand Speise und Trank. P. 238. 470.

Gott Engel dort erschuf, gab er sie für Engel hie," sagt der Winsbecke. Die Minne, die der Anstoß zu jener hohen Ausbildung des Gesanges, ja des ganzen Gefühls- und Kunstlebens war, verlor freilich sehr bald ihr ideales Gepräge.[1])

Das religiöse Interesse trat etwas in den Hintergrund. — Das Ziel der Erziehung war nicht nur in toten Formeln ausgeprägt. Hoher Vorbilder sollte der junge Edle stets eingedenk sein und den Thaten eines Gawein, Erec, Iwein, Karl d. Gr., Tristan nachstreben, vor allem aber dem gefeierten Artus (W. G. 1040—1045. — P. 123, 6. 126, 12 f.). Ganz anderer Ansicht über das Lesen dieser Heldenromane ist freilich der Renner 4502 f. —

Die Ritterbildung sah man bald als Vorbild der allgemeinen Bildung an und stellte das Erziehungsziel des Ritters in etwas veränderter Gestalt für alle Laien auf.[2])

---

[1]) Man denke an den Preis und die Herrlichkeit der Sigune (Tit. 32. 36. 165. — P. 138, 11 ff. 435 f. 249, 11 f.), der Kriemhilt (— Nib. 43, 1. — 2c.), der Ortrun (Gudr. 1046), Hildburg 1063, der Gudrun (z. B. Gudr. 1044), überhaupt der Frauen M. F. 123, 1. 129, 20. 134, 27. 36. 38. 138. 38. 143, 24; man erinnere sich der Liebe Siegfrieds (Nib. 9, 1. 21, 5. 6. 44, 4), des süßen Gedenkens Parzivals an die ferne Condwiramur, P. 282 und wie Obie dem galanten Fürsten Lyppaut heimleuchtet. P. 346, 3—18. — Damit vergleiche man die angelernte Gesuchtheit Ulrichs, der als Kind den Frauen „smilent" nachschlich (4, 14. 7, 19: Trinken des Waschwassers, dagegen Gudr. 24). — Die fünfjährigen Kinder Flore u. Blanscheflur (Flore 124 f.) lesen Liebesgeschichten 712. cf. 610 ff. 754 f. 810 f. 820 f. 1037 f. — Der dreizehnjährige Partonopier (397 Parton. v. Konr. v. W.) wird von schönen Frauen mit begehrlichen Blicken angesehen 301 und weiß sich ganz nach ihnen zu richten. Part. 1362 bis 1738. 1537. 1566. 1585. 1722. Damit steht freilich das Wimmern und Klagen 680, als er sich auf der Jagd verirrt hatte, ganz im Einklange. — Ähnliches im Alexius 160. Meleranz 838 ff. 170: 12jährig; Wilhelm v. Orleans (Göd. Litgesch. p. 124. 2. Aufl.). — Walther 218, 16 redet von einer falschen Minne „diu möhte unminne heizen baz." — Im Lanzelot 6134 paßt von 200 höfischen Damen einzig und allein der Iblis der Keuschheitsmantel. —

+[2]) ~~W. G.~~ 9257: daz ich von der herren site gesprochen hân, dâ meine ich mite ouch ander liut die edel sint. 7419. 7422. rîter = ieclîch biderbe man. — 7443. Thomasin zeichnet als vollkommenen Menschen einen solchen, der das Rittertum in weiterem Sinne verwirklicht, der „ze hove wil wol gebâren 653, der biderbe 640, von unstaete vrî 132, 3653 vrum ist u. alles aus ‚vrier wal' 2577 thut." Dabei ist dem Dichter das Speerbrechen 7446 Nebensache; aber schöner Schmuck des Lebens, das Waffnen gegen die Untugend macht das Rittertum aus. 7424. 7770—7796.

+ Thomasin v. Zirklaria: der wälsche Gast, hg. v. H. Rückert, Quedlinburg u. Lpz. 1852.

In den jungen Helden der mittelalterlichen Epen regt sich früh der Thatendrang, die Lust am freifröhlichen Welt- und Ritterleben, — auch wenn sie klösterlich oder weltabgeschieden erzogen wurden.[1])

Wie schmerzlich[2]) es für beanlagte Rittersöhne sein mußte, wenn sie nicht als Erstgeborene Schloß und Erbe empfingen, so betrachtete sich doch der ärmste Ritter dem Kaufmann (P. 352. 16—24), Bürger und Bauer gegenüber als ungleich höher stehend. Man ging so weit, daß man nur den Ritter des Guten und Edlen, im ritterlichen Sinne für fähig hielt.[3])

Neben dem Erziehungsideal des Ritters gab es damals noch

---

[1]) Gregor 1324—1452. — 1421 mînen gedanken wart nie baz danne sô ich z'orse gesaz u. den schilt ze halse genam und daz sper ze hant alsam und daz undern arm gesluoc und mich daz ors von sprunge truoc. sô liez ich schenkel vliegen. — 1434. ob des satels ich schein als ich waere gemâlet dar. — Biterolf 2165 Dietleibs Ansprache ans Schwert: solde ich dich nâch willen tragen (Dietl. = Kind) — wie frô ich des waere. — P. 126, 12 ff. Gudr. 25. Wig. 38, 27. Klage Floriens über den auf Abenteuer ausziehenden jungen Sohn Wigalois.

[2]) P. 5, 1 f. daz ist ein fremdiu zeche.

[3]) Schultz I p. 120: Adenès li Rois, Cléomadès spricht aus, daß nur Leute edler Geburt ehrenhaft, treu, bereit seien für ihren Fürsten das Leben einzusetzen, die niederen Volksklassen, des Ehrgefühls bar, den Tod feig fürchten, nur auf Gelderwerb bedacht. — Dörper, vilân genannt werden, war größte Schande. — Freilich erwuchs daraus jener überspannte Ehrbegriff, kraft dessen die Menschenwürde überhaupt vom Adel und von dem äußerlichen ritterlichen Gebaren abhängig gemacht ward.

Zur Charakteristik der Rittermacht gehört ferner eine Urkunde Friedr. II. a. 1232 (Roth, Gesch. d. Adels I, 245). Darin heißt es: volentes igitur libertas et dona quae dilecti nostri et imperii Principes ex dono nostro culminis nunc possident et sunt pro tempore possessuri latissima interpretatione gaudeant. —

Wie gering der Kaufmann geachtet ward, erhellt aus einer Stelle Freidanks 27, 1 got hât driu leben geschaffen gebûre, ritter, pfaffen, daz vierde geschuof des tiuvels list — daz lebn ist wuocher genant. — In der Lagerordnung Friedrichs I. (Ragewin 432, 17 Kap. 26): si mercator Teutonicus civitatem intraverit et emerit mercatum et portaverit ad exercitum et carius vendiderit in exercitu, camerarius auferet ei omne forum suum et verberabit eum et tondebit et comburet in maxillam. — Ähnlich werden in der Kaiserchronik 453, 30 f. die Bauern behandelt. Ganz anders verhielt man sich Ritterbürtigen gegenüber: Lagerordnung Fr. I. p. 431, 36: si extraneus miles pacifice ad castra accesserit, sedens in palefrido sine scuto et armis, si quis eum laeserit, pacis violator iudicabitur.

das des Mönchs: Askese; Gehorsam gegen die Kirche und ihre Diener, Keuschheit, Armut. — Hier Weltflucht und stille Behaglichkeit neben büßerischer Selbstpeinigung, dort Weltfreude und Thatendrang,[1]) auf der einen Seite Verneinung des persönlichen Willens, auf der andern stolze êre, selbstbewußte „arebeit.“ Hier Verachtung des Weibes, gleich einem unreinen Wesen, dort hingebender Minnedienst. — Auf jener Seite Verzicht auf jeden persönlichen Besitz, hier jubelnde Freude über das eigene Haus[2]) und beim Empfange eines Lehens.[3]) — Die Ideale können sich nicht schroffer gegenüber stehen. Und doch hat die Kirche das Rittertum gesegnet und geweiht. Sie bedurfte sein und ahnte den Feind nicht. Das Rittertum entwickelte sich in ihrem Schutze, äußerlich ihren Bräuchen folgend, um seine Eigenart immer selbständiger zu gestalten und unabhängig neue Wege zu gehen. Das Ritterwesen bedingte eine neue Geistesbildung und Erziehung. Die höfische Bildung ward später Grundlage aller Erziehung. — Rittertum und Scholastik haben viel zur Befreiung der Geister und zur Vorbereitung der Reformation beigetragen. Ulrich v. Hutten, Franz v. Sickingen, Götz v. Berlichingen waren nicht durch Zufall auf seiten Luthers.

3. Der Zögling.

Schon in frühesten Zeiten bereitete die Geburt eines Knaben größere Freude, als die eines Mädchens.[4]) Herzeloyde herzt und liebkost das Kind Gahmurets in hoher Wonne, da es ein Knabe ist.[5]) — Der Ritter hinterläßt bei seinem Tode dem Sohne „hantgemaelde“,[6]) seinen Stammbaum, damit man ihm künftig Recht und Erbe nicht bestreite. —

Man nimmt gewöhnlich an, daß die mit dem Ritterschlage

---

[1]) Gregor, der das Klosterleben mit dem Ritterwesen vertauschen will, spricht zum Abt (1505—1559): wold ich gemach für êre, sô folgt ich iuwer lêre und lieze nider mînen wert: wan mîn gemach des waer hie guot. — 1542: waz solde ich âne êre? ob ich mit rehter arbeit, mit sinne und mit manheit würbe guot und êre, des prîset man mich mêre. —

[2]) Ulr. v. Singenb. Walther. Ausg. v. Paul p. 122. Anm.

[3]) Walther 28, 31: Ich hân mîn lêhen, al diu werlt!

[4]) Grimm, R. A. 403.

[5]) Parzival 112, 23 ff. 26 er muose vil getriutet sîn, dô er hete manlîchiu lit. —

[6]) Parzival 55, 17—56, 26, Schwanritter 8—13.

abschließende Erziehung bei allen, die Ritter werden wollten, — ob adeliger oder nichtadeliger Herkunft — dieselbe gewesen sei. Aus allen Quellen geht aber hervor, daß ein Unterschied gemacht wird zwischen Kindern „von hoher Art“ und denen, die oft zeit ihres Lebens nur gewöhnliche[1]) Knappen blieben und zum Dienste bestimmt waren. — Es liegt zuvörderst ob, die Namen klar zu stellen, die der Zögling führte. — Man hält an der Dreiteilung in Kindes-, Knaben- und Knappenalter fest und nimmt im großen und ganzen eine siebenjährige Dauer an. Man glaubt, daß der Übergang vom Knaben- zum Knappenalter mit einer großen Feierlichkeit, ähnlich der vermeintlichen beim Ritterschlage, begangen worden sei. Die Dreiteilung ist richtig,[2]) die Feierlichkeit aber kann man nicht nachweisen. Man stützt sich mit oder ohne Namensnennung stets auf St. Palaye, der wieder auf Savaron,[3]) traité de l'épée française p. 34. 35 und Théâtre d'honneur de Favin p. 84 verweist. Es ist ja möglich, daß in Frankreich eine derartige Sitte bestand, für Deutschland ist sie durchaus nicht nachzuweisen, wenigstens nicht für die Blütezeit des Rittertums.[4]) Bei

---

[1]) Klüber p. '5. p. 183: In diesem Sinne sagt Juvenal des Ursins, hist. de Chev. p. 57 a. 1386. „Es waren daselbst 8000 Ritter und Knappen und Packknechte und Großknechte ohne Zahl (gros Varlets).“

[2]) J. Grimm p. 413 zeigt, daß man im Altgermanischen nach dem Kindesalter zwischen voller und unvoller Mündigkeit unterschied, und er bezeichnet als das Schlußjahr jener das 16. 18. 21., als das Schlußjahr dieser das 10. 12. 15. Die Wehrhaftmachung erfolgte ursprünglich bei letzterem; noch früher dann, wenn das Kind die Kraft dazu erlangt hatte. Mit der vollen Mündigkeit, zu der in der Staufenzeit Verleihung des Schwertgurtes kam, war gewöhnlich Gründung des Hausstandes oder Belehnung verbunden; vgl. Nib. 7, 1. Götzinger, Reallexikon der deutschen Altertümer II. Aufl. p. 163, meint: wenn das 7. Jahr als Beginn der Übungen angesehen wird (Eintritt ins Knabenalter), so erscheint das nicht germanisch, wohl aber, wenn der Knabe mit dem 12. Jahre an einen fremden Hof geschickt wird. — Meler. 171. Part. 2721. Wigal. 36, 41. — cf. Brunner, Rechtsgesch. I, 77.

[3]) Klüber I, 185. Ich habe leider beide Quellen nicht erlangen können. Wahrscheinlich nehmen nur auf St. Palayes Autorität hin die Feierlichkeit auch an: Büsching p. 34, Schmidt, Gesch. d. Päd. p. 290. Falke (Richter, Kulturgesch. p. 221 f.), Veesenmeyer mit besonders viel Redeschmuck.

[4]) Später fand ja in äußerlichen Sachen größerer Pomp statt. — Mosers Hofrecht II, 197 kann für die Staufenzeit nicht in Betracht kommen. Seite 198 erwähnt Moser den Lerch v. Dürmstein; er „hat in seinem Discurs v. d. Ritterwesen der Teutschen den Gebrauch der bey dem Wehrhaftmachen üblichen Ohrfeige erörtert und diese Ohrfeigen-Ahnen schon von Kayser Carls d. Gr. Zeiten

Tacitus wird nur die Wehrhaftmachung erwähnt.[1]) Die Epen unterscheiden zwischen swert = wâfen nemen[2]) = swertleite = ritterslac und swert = wâfen tragen[3]) = Eintritt ins Knappenalter. Letzterer scheint hier und da an ein bestimmtes Alter gebunden zu sein (Alexander 410—413: nû bin ich 15 jâr alt und bin sô komen zô mînen tagen, daz ich wol wâfen mac tragen. — Bouge und Wahsmuot: 11 Jahre. S. Wolfdietr. D. III, 6. Wolfd.: 13 Jahre). Der Ritterschlag folgt natürlich später.[4]) — Es kann nun freilich hier leicht Unklarheit herrschen, da die Begabung mit dem Schwert und die Begabung mit dem Schwertgurt zum Verwechseln ähnlich sind und noch dazu, obgleich jene den Eintritt in die Knappenzeit, diese das Ende derselben bezeichnet, kein bestimmtes Ein- und Austrittsalter feststand. — Wer den Schwertgurt, das cingulum militare erhielt, war nun swertmaezic (Gudr. 940). (Abbildung des cingulum militare bei v. d. Hagen, Bildersaal 1. 8ª. 14. 30; 3, woselbst ein Ritter einem Knappen den Schwertgurt giebt; 21. Walther v. d. Vogelweide, dem man aber aus anderen Gründen das cingulum militare streitig macht: Vgl. Uhland I, 536 in Reclams Ausg. Vgl. die Bilder auf S. 265 u. 239 dieses Buchs.)

Der Brauch beim Ritterschlage war derselbe, der in vorritterlicher Zeit bei der Belehnung herrschte,[5]) die jetzt nicht mehr damit verbunden war. Es standen sich also im Altgermanischen als Eintritt in die unvolle und volle Mündigkeit gegenüber: 1. Schwertleite, 2. Belehnung; in der Ritterzeit: 1. Empfang des Schwerts = Eintritt ins Knappenalter, 2. Empfang des Schwertgurtes = Ritterschlag.

Der Knappe hatte auch schon, außer dem Schwert, Helm,

---

herzuleiten gewußt." „Der Ehrentag endigt nach Teutscher Art nicht ohne Sauffen." — Der Ritterschlag ist gemeint.

[1]) Germ. 13.

[2]) Gudr. 19. 171. 178. Nib. 97, 7. Wigal. 46, 20. Wolfd. 3269. Flore 7510 dô bat er im leiten swert. 7521. Part. 18730. Karl Mein. 46, 12. Mel. 2750. S. § 4, 6.

[3]) Nib. 5, 2. Gudr. 577. 4. Alex. 410 f.

[4]) Wolfd. D. III., 6. Bouge, Wahsmuot 11jährig, Wolfd. 13jährig dô begundens houwen helm u. schiltes rant, sît wurden sie ze ritter.

[5]) Klüber 223 le Laboureur (traité de la Pairie p. 248). Auch sind die Zeremonien bei Erteilung der Ritterwürde eine Art von Belehnung; sie stellen eine Art von Lehneid vor.

Schild, Panzer. Ein völlig ausgebildeter Knappe, der nur den Ritterschlag noch nicht erhielt, im übrigen aber dem Ritter ebenbürtig war, wird zuweilen kneht genannt.

Die Vorstufe des niederen Knappen war der garzûn. Nach Büsching p. 11 gebraucht Froissart das Wort garçon für einen Diener geringeren Standes; aus dem Gebrauche des Wortes bei unseren höfischen Dichtern scheint dasselbe hervorzugehen.[1]) Er kommt nie reitend, stets nur gehend vor.[2]) Er dient Rittern und Frauen.[3])

Die Vorstufe des Knappen überhaupt war das kint[4]) oder barn.[5])

In Götz von Berlichingens Zeit kommt neben knabe,[6]) = Edelknabe, puer nobilis, außerdem bube = garzûn vor.

Kint hat oft eine allgemeinere Bedeutung. Gîselhêr wird im ganzen Nibelungenliede und noch kurz vor seinem Tode „daz kint“ genannt.[7])

Knabe bei Götz v. Berl. ist der, welcher bei der Herrschaft „uf warttet“, beim Felddienste aber nicht gebraucht wird.

Juncherrelîn[8]) und juncherre[9]) bezeichnen den Edel-

---

[1]) P. 18, 21. dâ rîten zweinzec knappen nâch. sîn bovel man dort vor ersach; garzûne, koche u. ir knaben. P. 523, 6—9. 660, 27 f. Nib. 34, 3. Trist. 128, 19: Zusammentragen der Lanzensplitter auch Hagen 4.

[2]) Lanz. 2595. Iw. 2132. 7106 f. es lief kreiiernde hie behender garzûne gnuoc. Nib. 34, 3 die garzûne liefen.

[3]) P. 283, 25. 62, 16. 27. Wigal. 288, 23.

[4]) P. 8, 4. j. Tit. 718, 722.

[5]) P. 488, 19.

[6]) Götz v. Berl. p. 30 sagt, daß er ein Jahr in die Schule gegangen, aber mehr Lust zu Pferden und Reuterei trug und dann zu seinem Vetter gekommen sei, bei dem er drei Jahre verharrt und „für einen buben gebraucht worden.“ p. 21: Hans Berlin v. Heilbronn, des Markgrafen Thürhüter, mein und anderer buben Zuchtmeister. p. 23: volgends hat mich Markgraf Friedrich als ein knabn auferzogen onnd mußt ich samt etlichen andern knabn uf ihre fürstl. Gnaden, wann sie eßen wollten, wartten.“

[7]) Nib. 321, 1. — — Der 14jährige Tristan wird stets kint genannt. Trist. 55, 22. 71, 38. 72, 20. 75, 7. 77, 39. 78, 20. 80, 4. 14. 83, 33. 35. 81, 33. 85, 8. 90, 13. 93, 1. 98, 14. Dann ist er knabe, knappe 99, 34, kneht, jüncling 99, 40.

[8]) P. 711, 1. 227, 19.

[9]) P. 275, 7. 122, 15.

knaben oder den adeligen Knappen, doch wird zwischen knappe und juncherre zuweilen Unterschied gemacht.[1])

Knappe und Knabe ist ursprünglich dasselbe Wort, erst später bezeichnet letzteres den jüngeren. — In allen diesen Namen herrscht aber viel Schwankung, und fast jeder kommt in jeder Bedeutung vor. Im Otte z. B. wird „eines fürsten junger sun", V. 51 juncherre, V. 60 knabe, V. 65 kint, V. 82 jünclink[2]) genannt.

Die Ritter standen natürlich höher als die Knappen;[3]) Edelknaben und Knappen[4]) bilden die Begleitung der Ritter.

Die eigentliche Erziehung fällt in die Zeit vom 7.[5]) bis 14. Jahre. Doch soll und kann keineswegs eine genaue Altersgrenze angegeben werden. Die Ausbildung in Waffenspiel und Rittertugend erstreckte sich durchs ganze Knappenalter.

Wir haben meist den lernenden, nicht den dienenden Knaben und Knappen vor Augen. Seiner Erziehung gleicht in späterer Zeit auch die des besseren Bürgerstandes, man redet auch bei ihm von höfischer Zucht; viele Züge aus dessen Erziehung können wir getrost auch auf die ritterliche anwenden. Der Dreiteilung in Edelknaben, Knappen und Ritter entspricht in der gelehrten[6]) Erziehung scholasticus (= scholaris) magister, doctor. —

---

[1]) Trist. 235: 8 knaben ûz des koninges hove und zwên junchêren wol ze love.

[2]) Parziv. heißt im gleichen Alter 143, 5 kint, 138, 9 knabe, 117, 29. 119, 9. 120, 27: knappe, 122, 15. 125, 20 juncherre. — Des „künec Gramoflanzes kint."P. 713, 3 heißen 711, 1 juncherrelîn, 713, 2 knappen, 714, 1 knaben, 720, 23 kindelîn — Lanzel. 2595: garzûn. 2598: knappe. 2695 betschelier (bas chevalier? vasall. cf. Diez, Etym. Wört. d. rom. Spr. IV, 34). — Wigal. 287, 27: kint. 288, 15: juncherre. 288, 1: knappe. — 287, 32: garzûn, 287, 39 knappe, 288, 20 juncherre. —

[3]) P. 154, 22 ine wil niht langer sîn ein kneht, ich sol schildes ambet hân. — Unterschied zwischen kint und knappe Trist. 99, 32—35. 287, 13. zw. kneht und ritter Trist. 271, 15. Klüber p. 241 f. Trist. 271, 17: er ist ein ritter und ein man. Wh. 67, 16. 66, 7: dô ich ze Termis wart ein man — und ich gewann schildes ampt. — Virg. 10, 2. Wig. 46, 34 sus wart her Wîgâlois ze man mit rîterschefte.

[4]) P. 8, 1 ff. s. Klüber p. 182.

[5]) Alte Klosterregeln befahlen auch, daß die Aufnahme ins Kloster nie vor dem 6. oder 7. Jahre stattfinden dürfe; wenn die Kinder fähig seien, die Buchstaben zu lernen und gehorsam zu sein. — Regula St. Caesarii. Holstenii cod. reg. Aug. Vindel. 1759 I, 356 V.

[6]) Veesenmeyer (Schmids Encykl. I, 36—50). Zappert, Gesprächsbüchl. Wackernagel, Ritterleben (Kl. Schriften I, 258—301. p. 261).

4. Die Erzieher.

Die Erziehung des Edelknaben war eine sehr sorgfältige. Fast formelhaft wird, wie bereits erwähnt, von den Helden gesagt: man zôh in mit dem vlîze, als im daz wol gezam.[1]) Der juncherre hatte eine ganze Reihe von Erziehern. —

Zu diesen sind zunächst die Paten zu rechnen. Sie waren nicht nur Zeugen der Taufe und Namengebung, sondern werden auch wiederholt ermahnt, ihre Patenkinder Glauben und Vaterunser zu lehren.[2]) Bis zum 7. Jahre stand das Kind wie bei den Persern, Griechen und Römern unter der Pflege der Frauen.[3]) Die sorgfältige Erziehung der Mutter, die ihr Kind nicht verhätscheln will,[4]) wird oft gerühmt.

Die Mutter säugte ihr Kind nicht selbst; Herzeloyde und Clarine, Lanzelots Mutter, bilden Ausnahmen.[5]) Herzeloyde scheint sich fast rechtfertigen zu wollen, wenn sie spricht: die hochste küneginne Jêsus ir brüste bôt.

---

[1]) Nib. 4, 5. 108, 6. Gudr. 23 f. 205. Wigal. 35, 38. Wigam. 340. Mai 194, 33. Trist. 53, 11. 50, 21: si leite ouch allen ir sin mit muoterlîcher liebe an in. Trist. 58, 14: sô sî dîn meister hie bî dir, der neme dîn war und hüete dîn. Bit. 188. 1295. 2023. Virgin 14, 7. Alph. 174. Wolfd. D. IX, 220 ff.

[2]) Die Taufe und Namengebung fand oft 6 Wochen nach der Geburt statt. j. Tit. 1079. Trist. 50, 35: Trist. 51, 14—18. — Berth. v. Regensb. I, 44: ez sollten des kindes totten daz kint den gelouben und das pater noster lêren, sô ez 7 jâr alt würde, wan si sint ez im schuldic. —

[3]) Klüber 177: Eustach Deschamps Bl. 510: Bis in das 7. Jahr und noch weiterhin drohen ihnen nur zu viele Gefahren, allein unsern Männern fällt nichts davon zur Last. — Grimm R. A. 410 f. Bit. 2028. Trist. 53, 17. nu si (Floräte, Tristans Pflegemutter) daz getriben unz an sîn sibende jâr — sîn vater, der marschalc in dô nam. — Wigal. 36, 11. steht 12 Jahre unter Frauenpflege. Eracl. 396: 5 Jahre. Flore 627: 5 Jahre. Gudr. 3. 24: Hagen 7 Jahre. dô ez was gewahsen ze 7 jâre tagen, man sach ez dicke recken ûf ir handen tragen. im leidet bî den vrouwen und liebte bî den mannen, sît wart ez in vremede: ez wart von in gevüeret verre dannen.

[4]) Mai 195, 12. Das Kind ward doch nicht sêre verzart, als man etlîcher kinde pfligt, an den man zühte sich bewigt. — Trist. 53, 10. Nib. 5, 1.

[5]) P. 113, 9 ff. Lanz. 88. Eracl. 1162.

Klüber J. L.: Das Ritterwesen des Mittelalters nach seiner politischen u. militärischen Verfassung, aus dem Französ. des Herrn de la Curne de Sainte-Palaye. Nürnberg 1786.

Außer der Amme[1]) werden als Erzieherinnen noch genannt: vrouwen,[2]) schoene vrouwen,[3]) edele vrouwen,[4]) wîse vrouwen und vil schoene meide.[5]) So ward das Kind gewiegt,[6]) lernte stehen[7]) und gehen.[8])

Als Kinderspiele werden erwähnt: Steckenpferd[9]) (gerten rîten), zolle, tribkugeln, meizzen, Ball,[10]) Ringe werfen,[11]) Kreisel,[12]) Schaukeln,[13]) Haschen,[14]) Grüblein graben,[15]) mit Bogen und Bölzlein schießen,[16]) Blindekuh.[17]) Auch Bilder[18]) erhielten die Kinder zum Spielen. — Tanz und Reigen wurden frühzeitig gepflegt (s. Zingerle, Das deutsche Kinderspiel im Mittelalter. Wiener Ber. 57, 119—169). Für ein vorgeschrittneres Alter

---

1) Mai 9, 15 daz kint man sîner amme gap. Engelh. 6370. Trist. 123. G. v. Nifen (Kurz. Litgesch. I, 81) amme, nim daz kindelîn, daz ez niht enweine.

2) Wigal. 36, 1.

3) Lanz. 92. Alph. 174.

4) Gudr. 198.

5) Gudr. 23, 52.

6) Lanz. 92 f.

7) Tit. 86.

8) Wolfd. A. 38.

9) Ulr. v. Licht. 3, 23.

10) Renner 14863 (andre Spiele 27364). — Alex. 1466 f. Walther, 39, 1. Neidhart 19, 25 gein âbent spil wir kint des balles. Reinm. M. F. 204, 8: sô si mit dem balle trîbet kindes spot. — Meist ist an Mädchen gedacht.

11) P. 368, 12 vingerlîn sneln.

12) P. 150, 16 hie helt diu geisel dort der topf. Schon in der Römerzeit spielten die Kinder in Deutschland mit Kreiseln, wie das Ende 1896 in Worms aufgefundene Kindergrab ausweist, in dem außer kleinen gläsernen Schälchen und Tierfiguren mehrere Kreisel lagen.

13) P. 181, 7 seht wie kint ûf schocken varn. W. v. Elmend. 826.

14) Renner 12570.

15) Renner 11386.

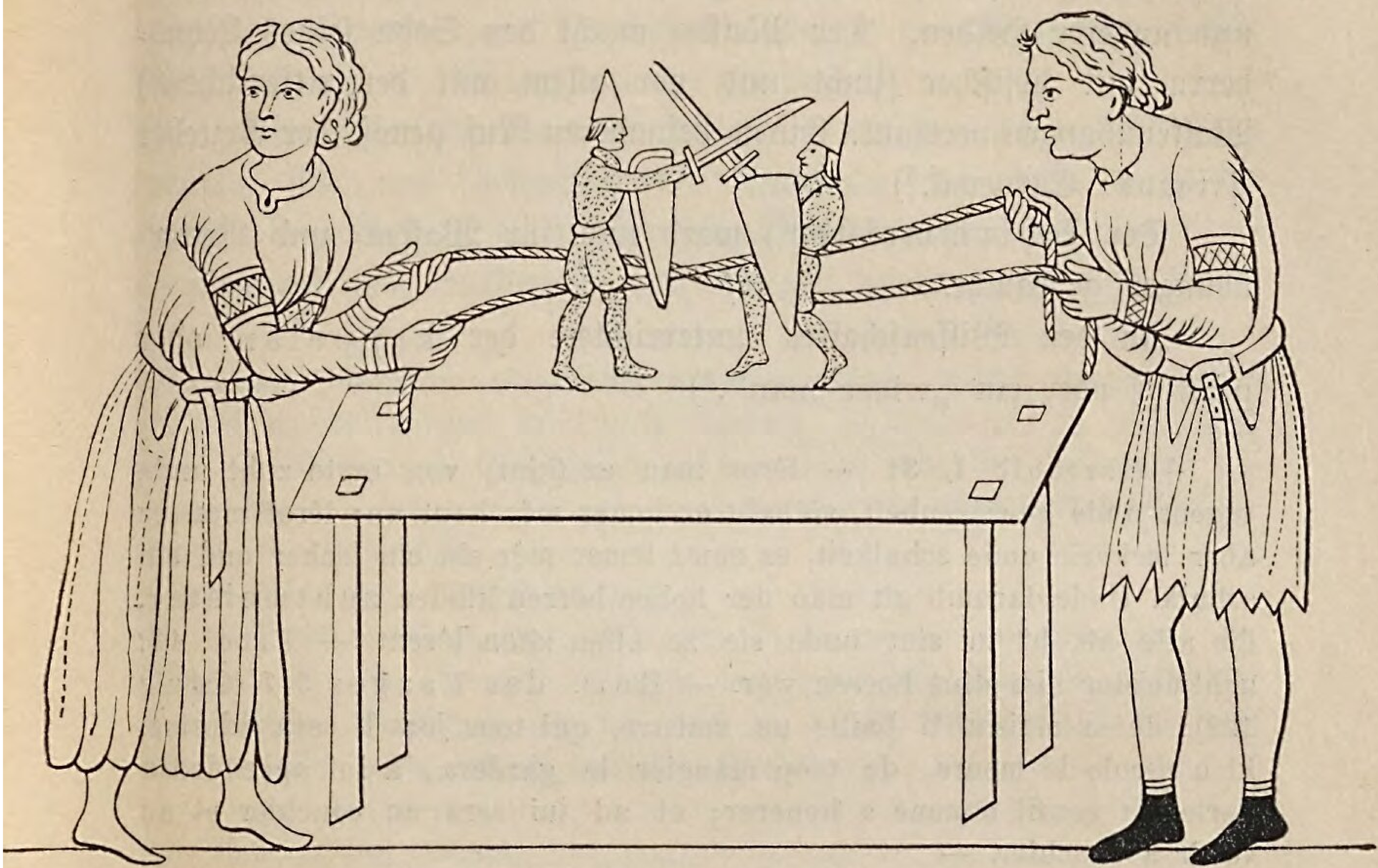
16) P. 118, 4.

17) Zingerle p. 154: aus der Tugenden Schatz: zwei spilten blinder muosen (?). Liliencron, Hist. Volksl. p. 171, 460 — spilten der blinden müse. Otfried IV., 19, 73. thiu ougun sie imo buntun, thaz in zi spile funtun.

18) W. G. 1099 swer niht enkan verstên swaz ein biderb man an der schrift verstên sol, dem sî mit den bilden wol. Raumer VI. p. 355. Ums Jahr 1205. Petrus Pictav. cancellarius Parisiorum excogitavit arbores historiarum veteris testamenti in pellibus depingere.

muß besonders das Schachspiel[1]) erwähnt werden, das Petrus Alphonsus sogar zu den sieben probitates des Ritters rechnet.

Mit dem 7. Jahre kam das Kind in der Regel aus den Händen der Frauen in männliche Erziehung.[2]) Der Edelknabe hatte Dienste für die Edeldame zu besorgen.[3]) Hier lernte er feine Sitte.



Kinderspiel.
(Nach einer Miniat. im Hortus Delic. der Herrad v. Landsberg.)

[1]) Abbildg. Hagen 5. — P. 408, 19. Trist. 57, 21 f. Doch auch C. 217.

[2]) König Antzius erzieht Herzog Bertung. Wolfd. B. I. 3. Bertung ist Hugdietr. Erzieher Wolfd. B. 9, ebenso der Wolfdietrichs = Wolfd. A. VII, 251—254. Herbrant erzieht den Sohn Wolfd. D. IX, 222. Der Königssohn Meljanz wird vom Fürsten Lyppaut erzogen P. 345, 5. 392, 11 sagt Meljanz: Lyppaut, der ander vater mîn. — Ulrich von Lichtenstein erhält seine Bildung bei Markgraf Heinrich von Ysterrîch (Istrien). U. v. L. 9, 13: er sagte mir in mîner jugent vor vil der sînen süezen tugent: er lêrt mich sprechen wider diu wîp, ûf örsen rîten mînen lîp, an prieven tihten süeziu wort. — Gâwein, der Erzieher des Wigalois 45, 17: her Gâwein underwant sich sâ des knaben mit sîner lêre. Götz v. Berl. p. 20. — Gudr. 574 f. — Schon die merovingischen Edlen schickten ihre Söhne zur Erziehung an den Hof oder zu befreundeten Adeligen. S. Specht 1. Kap.

[3]) Frauendienst 5, 13 ff. Wig. 288, 23.

Während der Knabenzeit haben Ritter und Frauen gleichen Anteil an der Erziehung. Hier gilt Wigal. 36, 35: swenn in die rîter liezen, sô nâmen in die vrowen wider. Als Erzieher werden erwähnt: zuhtmeister,[1]) die den späteren Hofmeistern gleichen. Ihnen ähnlich ist der magezoge = meizoge = paedagogus.[2]) Ein allgemeinerer Ausdruck ist meister.[3]) Diese Bezeichnung führt gewöhnlich Hildebrant, der Erzieher Dietrichs und anderer Helden. Der Meister macht den Sohn seines Lehnsherrn mit höfischer Zucht und vor allem mit den ritterlichen[4]) Waffenübungen vertraut. Einen besonderen Ruf genoß der Erzieher Tristans: Curneval.[5])

Der Schirmmeister[6]) ward nur für Waffen- und Ritterübungen gebraucht.

In den Wissenschaften unterrichtete der kappelân oder pfaffe[7]) oder ein „wîser man".[8])

---

[1]) Berthold I, 34 — lêret man ez (kint) von erste zuht unde tugent unde gewizzenheit, sô habt ez iemer mêr hant an; lêret man ez aber leckerie unde schalkeit, ez muoz iemer mêr sîn ein lecker und ein schalk. Unde darumb gît man der hohen herren kinden zuhtmeister, die alle zît bî in sint unde sie ze allen zîten lêrent. — Tirol 44: zuhtmeister nim dîns herren wâr. — Rom. des 7 sages 347 (Schultz 122): de sa maison li baille un maistre, qui tous jors li sera adestre, ki a escole le meura, de trop mangier le gardera, a lui aprendre a parler et gentil homme a honerer; et ad lui sera au couchier et au vestir a cauchier. —

[2]) Nib. 301, 2. 109, 2. Gudr. 53. P. 805, 13. paedagogus oft in Urkunden z. B. Mon. Boic. XI, 35 a. 1248: Ego Albertus de Hals — — haec autem omnia feci de consilio Purchardi de Weier, qui tunc meus fuit paedagogus.

[3]) Virg. 10, 2. Laurin 456. Alph. 174: dâ phlac sîn wol mit êren meister Hildebrant. — Gudr. 359. — Alex. 181—265.

[4]) Bit. 1992 den Dietleib erziehen wîgande. cf. Anm. 12 S. 428. Der „marschalc" tritt als solcher meister auf Trist. 53, 20.

[5]) Trist. 58, 25. Tristr. 133. — Wolfram ruft wehmütig dem ausziehenden tumben Parzival nach P. 144, 20: in zôch nehein Curneval: er kunde kurtôisîe niht.

[6]) Gudr. 539 f. Bit. 2134: Schirmmeister aus Irland. Wie der Juncherre unter der Leitung eines Knappen Ritterübungen lernt, sieht man deutlich im Lanzelot. Johfrit de Liez, der Lehrer Lanzelots 487.

[7]) P. 97, 15. Flore 663 (Mai 141, 27. Virg. 246, 2. 944, 1.). Über Hauskaplane als Erzieher vergl. m. bes. Zappert, Gesprächsbüchl. p. 197 ff. Z. B. Acta SS. Mai 3, 620. Ego Joseph — quondam autem Aquitanorum Regis Cancellarius, nunc inclyti Regis Hludovici

Auch die Spielleute[1]) hatten Anteil an der Erziehung und unterrichteten im Gesang. Daß Walther der Erzieher eines hochadeligen Kindes gewesen sei, scheint aus vielen Stellen hervorzuleuchten.[2]) Etwas Bestimmtes weiß man nicht. Er selbst lernte „ze Ôsterrîche singen unde sagen".[3]) Reinmar der Alte ist sein Lehrer gewesen. Übrigens führt unter den Minnesängern der von „Ezzelingen" den Titel Schulmeister.

Die Kloster- und Domschulen waren von Einfluß auf die Ritterbildung in wissenschaftlicher Hinsicht.[4])

Beim Vergleich der Rittererziehung mit der Mönchserziehung drängt sich uns besonders die Thatsache auf, daß durch die Klöster so frühzeitig die Kinder dem Elternhause und den Familienbanden entrissen wurden.[5]) Im übrigen gedieh aber auch Fröh-

---

liberalium literarum etsi immeritus praeceptor, atque eiusdem sacri palatii cancellariorum ministerio functus. — Specht, p. 246. 247. Anm. 4: Quicunque burgensium liberos suos seu alios de familia sua manentes in domo propria per clericum suum in domo sua erudiri voluerit, hoc ei licebit.

[8]) Nib. 5, 1. Trist. 53, 21.

[1]) Trist. 198, 20. 197, 30 f. 202, 6: ir meister der spileman: der bezzerte si sêre 199, 1 f. Übrigens beruht die von Weinhold angedeutete (nach Scherer) Bemerkung, die von Just p. 9 und Götzinger 163. 864 aufs neue verbreitet wird, auf sehr spärlichen Quellen.

[2]) Vgl. S. 265 f.

[3]) Walther 32, 14.

[4]) S. Schmidt p. 245: Zu Lüttich waren zur Zeit des Bischofs Alexander (Mitte des 12. s.) in der Domschule 9 Königssöhne, 14 Herzogssöhne, 30 Grafensöhne und 7 Freiherren und Ritter, die sich wissenschaftliche Kenntnisse aneignen wollten. Budinszky, Die Univers. Paris im M. A. führt p. 115—163 eine Menge deutscher Kleriker und Laien an, die zu Paris studierten, ohne daß alle die Gelehrtenlaufbahn ergreifen wollten. — In früherer Zeit erzog Notker viele junge Adelige an seinem Abthofe ritterlich. S. Specht p. 246; dazu noch Chronicon Wortmat. apud Ludewig, Reliquiae Manuscr. II, 79. — Tutilo unterrichtete die Söhne der Edlen in der Musik: M. G. SS. II, 94, 41: nam et filios nobilium in loco ab abbate destinato fidibus edocuit. Ekkeh. IV, 142, 5 f. — Alex. 222.

[5]) M. G. SS. 11, p. 140, 160. (vita Meinwerci). Praefatus quoque Imadus episcopus tempore suae pueritiae tanto disciplinae claustralis rigore ibidem est nutritus, ut unquam patrem suum videre extra conventum specialiter, vel ei colloqui fuerit permissus: dicente episcopo, pueros et adolescentes cum districtione debere erudiri et non nocivis blandimentis deliniri: quoniam audaciae et ferociae nutrimenta eis ministrarent blandimenta etc.

lichkeit[1]) unter der strengeren mönchischen Erziehung. Hrabanus Maurus, Walahfrid, Ekkehart preisen wiederholt die Jugendfreuden im Kloster.

5. Die Hövischheit.

Am meisten kennzeichnet sich die Rittererziehung durch die Pflege der Hövischheit. Diese war durchaus nicht auf deutschem Boden gewachsen. Sie kam von Frankreich her, wurde aber bald bei den deutschen Rittern heimisch. Sie war zunächst keinesfalls das sichtbare Kennzeichen feiner innerer geistiger Bildung. Ihr baldiger Verfall beweist dies. Und doch hatte auch die Form ihren Bildungswert; sie lebt bis heute fort.

Der gute Ton, das feine Benehmen in seiner Vollkommenheit herrschte am Hofe des Fürsten; dort versammelte sich darum stets eine große Zahl von juncherren zur Ausbildung. — Der fremde Ausdruck kurtoisîe[2]) kommt in deutschen Gedichten vor nach der damaligen Sitte, die Rede mit französischen Worten zu zieren[3]) doch brauchen unsere Dichter weit häufiger hövescheit, hübschheit.[4]) Hövesch, hübsch ist der fein gebildete und gesittete Mann. Der Gegensatz, das Fehlen des guten Tones, das Betragen, welches der Sitte entgegen stand, wird unhövescheit[5]) genannt, auch dör-

---

[1]) Fest am Tage der unschuld. Kindl. — Ekkeh. IV., Haupts Zeitschr. 14, 44. — ludus clericalis. — cf. Specht 216—229. Besuch Kaiser Konrads in St. Gallen: M. G. SS. II. 85, 20. Puerulis edixit tres dies ad ludendum et tunc quidem et in posterum. 84, 38. — Nicht hierher zu rechnen das als unecht erwiesene Tagebuch Walahfrids. — Freuden bei der Obsternte. (Walahfr. M. G. Poet. lat. med. aev. II, 348 f.)

[2]) P. 144, 20. 297, 1. 630, 25. 672, 25. Gâwân der kurtoys Trist. 59, 16.

[3]) W. G. 41—45. swer strîfelt sîne tiusche (wort) wol mit welsche sam er sol, dâ lernt ein tiusche man, der niht welhische kan, der spaehen worte harte vil.

[4]) W. G. 183. 1708. P. 169, 25. Trist. 58, 22. — hövisch in weiterem Sinne umfaßt die ganze ritterliche Erziehung, aller hande hovespil: Trist. 55, 1: = jagen, sprâche, seitspil Trist. 95, 4. Wigamur 344 kann singen, seitenspil und ander hübschheit vil. Trist. 201, 27 ff. = vuoge. — 202, 4. Tristan wird hövisch genannt: Trist. 71, 33. 87, 27. 161, 4. 263, 17. Marke: 12, 21. 14, 21. 17, 28. Riwalin: 19, 15. 20, 33. Kurnewâl: 133, 29. Rual: 101, 23. Clinschor: P. 618, 1. 643, 6 ꝛc.

[5]) Iw. 1189. Walther 90, 15. âne liep sô manic leit wer möhte daz erlîden iemer mê? waer ez niht unhövescheit, sô wolt ich schrîen, sê, gelücke, sê. — ungezogen: Gudr. 1475.

perheit,[1]) gebûrische siten,[2]) vilanie, von vilan[3]) = Bauer. — Gottfried von Straßburg wendet auch das Wort môrâliteit[4]) an. Noch häufiger als hövescheit wird zuht[5]) gebraucht. In ihr erblickte man die Vollkommenheit des Ritters, später des Menschen überhaupt. „Tiuschiu zuht gât vor in allen“ ist das höchste Lob, das Walther seinem Vaterland vor anderen Reichen zollt.[6]) Gurnemanz wird „houbetman der wâren zuht“ genannt.[7]) Doch darf hier nicht zu erwähnen vergessen werden, daß man sich den Begriff zuht gewöhnlich viel weiter dachte und auch die Tugenden und das feine Menschlichkeitsgefühl dazu rechnete. — So wenig „zuht“ im heutigen Sinne zu nehmen ist, ebensowenig unzuht,[8]) das Fehlen der hövescheit.[9]) Meister Stolle entwirft in ironischer Weise ein Bild der Zuchtlosigkeit und stellt die Hohlheit und Förmlichkeit der ritterlichen Zucht an den Pranger.[10]) Daneben braucht man für zuht: vuore,[11]) gebâr,[12]) fuoge, gefuoge,[13]) gebaerde und site.[14])

---

1) Rud. γ^b 15.

2) C. 47.

3) P. 74, 13; 257, 23.

4) Trist. 202, 10. môrâliteit, diu kunst diu lêret schoene site. môrâliteit, daz süeze lesen deist saelec und reine.

5) P. 458, 24. 582, 11. frouwe, ez krenkt mir mîne zuht, suln dise frouwen vor mir stên, gebiet in daz si sitzen gên oder heizt si mit mir ezzen. — Berth. I, 34. Mai 96, 2 ir zuht si ouch begiengen, daz si ir dankten vlîziclîch und nigen ir schône alle gelîch. —

6) Walther 56, 37.

7) P. 162, 23.

8) A. 9. Gudr. 1475: ungezogen.

9) J. 6, 44. unzuht diu heizt unedellich.

10) Stolle (Kurz, Literaturgesch. I, 131) swelich junger herre balde lob unde êre erwerben wil, der sol der messe und des gebetes ahten niht ze vil; sîn nüchtern trunc etc. liegen, triegen, gedröuwen, lützel tuon etc. — V. d. tôdes gehügede 395 ff.

11) Winsbeckin 8.

12) P. 363, 29. Trist. 53, 16 f. rede u. gebâr 97, 16. 358, 30. 379, 11. rede u. gebaerde: Trist. 479, 32. 485, 36. rede u. gelâze, gelâz u. gebâren: Trist. 70, 20. 73, 12.

13) Walther 117, 26. 116, 13. P. 344, 9. Trist. 111, 39. P. 121, 12. (74, 10). vuoge u. êre: Trist. 28, 11. 33, 23. vuoge: Trist 133, 18. 58, 39. 72, 33. 137, 25. 94, 25. — 97, 19 sprâche u. vuoge. 194, 31 vuoge u. hövescheit. 218, 26: wîsheit u. vuoge.

14) Trist. 70, 25. 85, 28. 205, 22. — Helmbr. 300: hovelîche siten.

Tristan hat „der vuoge wunsch".[1]) — Das Gegenteil, die unfuoge,[2]) war für den Ritter große Schande. Nur von einem Meljakanz kann es heißen „er treit der unfuoge kranz".[3]) Und es ist interessant, wie ein junger Knappe sich in seiner Verlegenheit alle mögliche Mühe giebt, um nicht den Anschein zu erlangen, daß er gegen die äußerlichen Anstandsregeln verstoße.[4]) — Die Belehrung in der Zucht war die Hauptaufgabe der Rittererziehung. — Wir haben schon erwähnt, daß man unter zuht sowohl die äußerlichen Anstandsregeln als auch die Bildung des Geistes und Gemütes verstand. Thomasin trennt zuht und hüfschheit[5]) und versteht hier und unter zuht Tugend und Sittlichkeit.

Wir behandeln zunächst die Hövischheit (in Thomasins Sinne), dann die Tugend. Einen Begriff von jener erhält man beispielsweise durch Tannhäusers Hofzucht (C), die alle folgenden Tisch- und Anstandsregeln enthält; ähnlich sind die Tischzuchten, deren eine schließt: dit is der kindere hovescheit.[6]) Noch Hans Sachs hielt es für angebracht, die Tischzucht umzuarbeiten und neu herauszugeben.

Über Hövischheit und Erziehung zu derselben geben uns ferner Aufschluß — abgesehen von Epen wie Tristan und Parzival — der Winsbecke, König Tirol, der Welsche Gast, Cato, der Jüngling, auch Freidank, und in späterer Zeit der Renner.

Wie fand nun der Unterricht in und zur Hövischheit statt, welches war der Inhalt und Bildungswert derselben?

Die ganze Art und Weise der Tischzuchten und teilweise auch der didaktischen Gedichte zeigt uns, daß die einzelnen Sätze den Kindern eingeprägt, den älteren und kundigen wohl auch zum Lesen gegeben werden sollten, und daß dieselben gewissermaßen ein Lehrbuch für Zuchtmeister und Zögling waren. — Es handelte sich zunächst um Belehrung der Kinder.[7]) Thomasin wendet sich besonders

---

1) Trist. 94, 32 f. P. 124, 19 dir hete got den wunsch gegeben, ob du mit witzen soldest leben.

2) Walther 117, 27. 65, 25. 64, 38 frô unfuoge ir habt gesiget. P. 487, 12. 342, 11. 458, 24. 533, 9.

3) P. 343, 25.

4) P. 342, 22. herre hân ich sölhen pîn mit unfuoge an iu erholt?

5) W. G. 567 beidiu zuht u. hüfscheit komment von der gewonheit.

6) D. 153.

7) W. G. 1707 am êrsten teil hân ich geseit daz man zuht u. hüfscheit in sîner jugent haben muoz. 157. 161. 166. 185. f. Helmbr.

an die Hausfrauen, als die hauptsächlichsten Erzieher.[1]) Die Tischzuchten beginnen: Swer nu in solher gewizzen sî, daz im wonet zuht und êre bî, den bit ich durch den willen mîn daz er iz lâze ân zorn sîn, ob ich strâf die jungen kint, diu bî siben jâren sint und noch nicht gewizzen hânt noch den kein zuht ist bekant.[2]) Mit dem Anruf: „Merket!"[3]) beginnt der Dichter seine Regeln. So ruft auch der Lehrer im Münchner Psalter seinen Schülern wiederholt zu. Mit diesem Anrufe steht der Volksprediger Berthold von Regensburg vor seinen Zuhörern. (Vgl. das Bild im XI. Abschnitt dieses Werkes.) Ähnlich fordern Herzeloyde und Gurnemanz den Parzival auf[4]) und belehren ihn; der Winsbecke beginnt jede Strophe mit dem Anrufe „Sun (merke)!" Man merkt das Leben, das geistige Band zwischen Erzieher und Zögling.

Wilmanns nimmt an, Walther habe die bekannten Sprüche: „Nieman kan mit gerten"[5]) in einem Kreise von juncherrelîn vorgetragen.[6]) König Tirol (Kraus p. 3) und der Winsbecke (Abb. S. 224) sitzen ja auch belehrend erhöht vor juncherren, aber nur vor einem.

Ich wage zu bezweifeln, daß eine solche zusammenhängende und abstrakte Ermahnung ersprießlich gewesen ist und allgemein

---

244 ff. Die Tischzuchten wollen Kinder von 7 (A_6), 12 (D_6), 10 (V_4) Jahren belehren.

1) W. G. 128. — Es mögen hier die Worte im Lanzelot über dessen höfische Erziehung durch Frauen folgen 241—269: Nu wuohs ân alle schande daz kint in dem lande, mit vreuden, âne riuwe. er muose sîn getriuwe, hübsch unde wol gemuot; daz hiez in diu vrowe guot, diu in vil êren lêrte. an spot er sich niht kêrte, als ungeslahte liute tuont. als schiere dô er sich enstuont, waz guot was u. wol getân, zuo den vrowen muos er gân. dî heten sîn grôzen schimpf. dâ ersach er manigen gelimpf, wan si alle hübsch wâren. si lêrten in gebâren u. wider die vrouwen sprechen. ern wolte nie gerechen deheinen wîplîchen zorn, wan er von adele was geborn. ze mâze muos er swîgen. harpfen unde gîgen und aller hande seitenspil, des kund er mê danne vil, wand ez was dâ lantsite. die vrouwen lêrten in dâ mite baltlîche singen. er was an allen dingen bescheiden unde saelden rîch. —

2) A. 1—8, ähnlich C. 1—19, D. 1—10, v. 1—8.

3) A. 11.

4) P. 127, 13. 14 f. ich wil dich list ê lêren. 170, 13 habt iuch an mînen rât.

5) Walther 87.

6) Wilmanns, Walthers Gedichte p. 234. —

stattgefunden hat. Ganz anders findet die Belehrung bei Gurnemanz statt,[1]) doch ebenso wirkungslos scheinen mir derartige Worte am kindlichen Geiste vorübergegangen zu sein, wie im Gregor.[2]) — Es konnte die Belehrung nur so vor sich gehen, daß der Erzieher bei jeder passenden Gelegenheit dem Zögling sagte, wie er sich gerade hier zu verhalten, was er gerade hier zu thun und zu lassen habe. Man denke an Lanzelot und Parzival. Welche Lebhaftigkeit! Wie praktisch und unmittelbar treten Gurnemanz und Johfrit de Liez vor ihre Schüler.[3]) — Das sind keine allgemeinen Redensarten, keine ermüdenden Ermahnungen oder aneinandergereihte Abstrakta, die Herz und Sinn kalt lassen. Sobald es dem Gurnemanz der gute Ton gestattet, zeigt er dem Parzival, wie unschicklich er den Schild trägt. Unter seiner Aufsicht muß er höfisch reiten und fechten lernen. — Und Johfrit ruft dem Lanzelot zu 486 f.: sô helf iu got, wie varnt ir sô? ist ditz ein buoz, diu just gegeben? ez ist ein wunderlîchez leben, swelch wîp iuch selben ir erkôs. iwer schilt der vert sô wîselôs und lânt den zoum hangen. mit iwern beinen langen sitzent ir gedrungen. iwer ros gât in sprungen und loufet hin unde her. dar zuo füerent ir daz sper iu selben kumberlîche. — 572 ir sult den zoum zuo iu hân imer durch den willen mîn. lât iwer wipluppen sîn, habt iwer selbes bezzer war und rîtent tâlanc als ich var. — So nimmt Dietrich im Nibelungenliede immer Gelegenheit, den ihm anvertrauten Wolfhart in den Schranken höfischer Zucht zu halten.[4]) Meister Hildebrant kämpft sogar mit seinem alten Zögling Dietrich, der sich unentschlossen vor dem Kampfe mit Siegfried zeigt.[5]) Und der Truchseß im Otte züchtigt sofort ungebührliches Betragen.[6])

Auch die Tischzuchten machen durchaus den Eindruck des Anschaulichen und aus dem Leben Gegriffenen. Sie sind dem Lernenden

---

[1]) P. 170.

[2]) Greg. 73 ff. wis getriu, wis staete, wis milte, wis diemüte, wis vrevel mit güete.

[3]) P. 173, 14 wie kômet ir zuo mir geriten! ich hân beschouwet manege want dâ ich den schilt baz hangen vant, den er iu ze halse taete. ez ist uns niht ze spaete: wir suln ze velde gâhen: dâ sult ir künste nâhen.

[4]) Nib. 305, 5 nû swîget, ir habt den tiufel getân. 343, 1.

[5]) Bit. 7904—8074.

[6]) Otte 79 f. Anm.

keineswegs im Zusammenhange vorgetragen worden. Die Vergleiche sind dem täglichen Leben entnommen.[1])

Die einzelnen Sprüche des Cato sind auswendig gelernt worden.[2]) Zur Belehrung in der Hövischheit gehörte auch, daß dem Jungherren die Geschichten der Helden zur Nacheiferung vorgeführt wurden.[3]) Der Erzieher mußte selbst mit gutem Beispiele vorangehen, wie Gurnemanz „ein houbetman der wâren zuht“ sein und dem Zögling auf jede Art die dörperkeit verleiden.[4]) — Die Strafe folgte auf der Stelle.[5])

Wir wollen nun sehen, welche Vorschriften der Zögling erhielt, daß er beim Gehen und Stehen, in der Kleidung und bei Tische Wohlanständigkeit bewahrte und dieselbe im Umgang mit seinen Genossen, mit Priestern und Laien, Rittern und Frauen zeigte. Da finden sich in den erwähnten Gedichten folgende Regeln.

Der Zögling soll gerade Haltung bewahren,[6]) anständig sitzen,[7]) sittsam gehen und nicht herumtoben. Das Haar soll nicht lang getragen werden, ausgenommen, wenn es „krûs reit vlederîn“ ist.[8]) Der Busen soll nicht offen und das Hemd nicht sichtbar sein.[9]) Vor Frauen darf man nicht ohne Unterhosen sein, beim Reiten soll man

---

[1]) A. 43: snûden als ein wasser dahs. A. 44: smackitzen als ein lahs. C. 102: snîden als ein kürsner. C. 63: smatzen als ein Beiersahs.

[2]) Haupts Z. VI, 489. Nach Bartsch (Ges. Aufsätze ꝛc. p. 225) sind die gereimten Lehren überhaupt auswendig gelernt worden.

[3]) W. G. 1041: juncherren suln von Gâwein hoeren, Clies, Erec, Iwein. 1051: an gevuoc volgt ir Tristande. — W. G. 777: boese bilde verkêrent sêre guote zuht und guote lêre.

[4]) Rud. γ^b 15. C. 47. J. 116. Es war eine verbreitete Annahme, daß jeder ursprünglich dörperkeit besitze, die ausgerottet werden müsse = eruditio.

[5]) Otte 79—89. Walther 24, 9. hie vor dô berte man die jungen, die dâ pflâgen frecher zungen. — J. 95. 97: sîn buosem ist offen, sîn hemde blecket, ich waen er selten ist erschrecket mit slegen oder mit worten.

[6]) J. 116: ein villân der niht êren gert, der stê und kêr sich, swar er welle. Trojanerkr. 3032. J. 55.

[7]) J. 558: sô sitzet maneger als ein pfluoc der laet bein und arme ragen. er enruochet wie im ligen die hende, den naehsten er mit der ahsel stabet. er bringt den rücken — durch ezzens gir — über die schüzzel. —

[8]) J. 38—40. Wolfd. B. 2. Hugdietr. Haar wird schön genannt; es ist reide, lang, vâl. — S. auch: P. 63, 29. Helmbr. 11. 271. 433. 510. 1898.

[9]) J. 95.

vermeiden, immer auf die Beine zu sehen.[1]) Nach Ablegung der Rüstung muß man sich waschen.[2])

Bei Tische gelten nachfolgende Vorschriften:

Vor dem Essen soll man Gottes und der Armen gedenken.[3]) Es ziemt sich, mit der vorgesetzten Speise zufrieden zu sein und nicht immer Wein und gute Nahrung zu begehren[4]) und etwa das Beste aus den Speisen herauszunehmen,[5]) „seltsaenez ezzen und niht teilen“[6]) und das Brot vor der Mahlzeit essen.[7]) — Man stemme beim Essen das Brot nicht an die Brust,[8]) Knochen oder angebissenes Fleisch lege man nicht wieder in die Schüssel[9].) Man soll nicht „vraezic“ sein;[10]) unschicklich ist es,[11]) andre überessen und übertrinken wollen[12]) und dabei die Speisen gleich heiß verschlingen.[13])

Es gebührt sich, nur mit einer Hand und zwar mit der, „diu engegen ist“ zu essen.[14]) Senf und Salz soll nicht mit den

---

1) W. G. 457: ein rîter sol niht vor vrouwen gên parschinc. — 433: zuht wert den rîtern alln gemein, daz si niht dicke schowen ir bein, swenn si rîtnt. ich waene wol, daz man ûf sehen sol.

2) P. 172, 2: ir müezet dicke wâpen tragn. sô'z von iu kom, daz ir getwagen undr ougen unde an handen sît, des ist nâch îsers râme zît. sô wert ir minneclîch gevar: des nement wîbes ougen war. — P. 9, 22.

3) C. 21—26.

4) Renner 9500.

5) J. 570.

6) J. 615.

7) W. G. 483: man sol daz brôt ezzen niht, ê man bringe d'êrsten riht. —

8) A. 17—22: welt ir ze hove brôt snîden, so schullet ir daz vermîden, setzt iz niht vor an die brust nâch der kranken wîbe glust.

9) 45—52. A. 80: swer daz bein genagen hât und wider in die schüzzel tuot, dâ sî die hübscheit vor behuot.

10) A. 39 f. Cato 323. Renner 9250. C 167 ff. W. G. 507. 485: ein man sol sich behüeten wol, daz er niht legen sol bêdenthalben in den munt. — S. P. 165, 15—30. 169, 24. Wolfram berichtet scherzend, wie Parzival gegen den guten Ton tüchtig den angebotenen Speisen zuspricht. —

11) C. 165.

12) C. 161—164. J. 573. W. G. 497: ein man sol niht sîn ze snelle daz er neme von sîme gesellen, daz im dâ gefellet wol, wan man sînhalb ezzen sol. —

13) C. 205: ir sült die heizen spîse (swie grôz ein hunger iuch bestê) vermîden, sît ir wîse.

14) W. G. 501—506: sitzet dîn gesell ze der rehten hant, mit der andern iz zehant.

Fingern genommen,[1]) Speise nicht mit der Hand angegriffen und auf den Löffel gelegt werden.[2]) Das bei Tische von mehreren benutzte Brot muß man sauber halten (C. 1371). Man darf nicht mit vollem Munde reden.[3])

Beim Eieressen soll das Brot nicht nach dem Eierschälen mit dem Munde, sondern vor demselben mit der Hand gespitzt werden. Dazu soll man nicht mit den Fingern in die Eier greifen.[4]) Die Schalen sind auf die Schüssel zu legen.[5]) Der Zuchtmeister hat darauf zu halten, daß der Zögling übriggebliebene Speisen nicht in den Winkel werfe.[6]) — Das Zuvieltrinken wird wiederholt verboten.[7]) Es soll niemand „in sich giuzen, als er tobe“[8]) oder „mit schüzzeln sûfen“,[9]) sich über die Schüssel beugen,[10]) „snaben und smatzen“,[11]) mit einem andern den Löffel gemeinsam haben.[12]) Man soll nur zwischen den Trachten trinken[13]) und sich vor dem Trinken den Mund wischen.[14]) „In den tranc blasen“[15]) oder über den Becher sehen,[16]) ist unschicklich. Nach dem Essen soll sich der junge Edeling nicht in der Nähe des Ritters waschen.[17])

1) C. 76—80.

2) C. 121—124. W. G. 479 ff.

3) C. 65—68: der beide reden und ezzen wil, diu zwei werc mit einander tuon, und in dem slâf wil reden vil, der kan vil selten wol geruon. — W. G. 489 f.

4) A. 93—101.

5) A. 102.

6) Tirol 44: zuhtmeister nim dîns herren war, daz er mit rehten siten var, mit hulden reine habe bejage, sîn spîse niht ze winkel trage.

7) A. 67: ir schult den munt ze mâzen in den becher lâzen. C. 181 bis 186: swer darumbe versalzt sîn brôt, daz er vertrinket sîn gewant, kumt er dâ von in grôze nôt, der muoz ein tôre sîn genant. — J. 575. 587. Tir. 44.

8) C. 40.

9) C. 37. A. 69.

10) C. 41.

11) C. 43. 61—64.

12) C. 33 f.

13) C. 97. 81: ez dünket mich grôz missetât, an sweme ich die unzuht sihe, der daz ezzen in dem munde hât und die wîle trinket als ein vihe. — S. P. 184, 10.

14) C. 83 f. A. 65.

15) C. 85; m. vgl. Helmbr. 1166 ff.

16) C. 89.

17) W. G. 523: wil sih dwahen ein juncherre, der sol gân einhalp verre von den rittern und dwahe sich tougen, daz ist hüfsch und guot zen ougen.

Es ziemt sich, gekämmt,[1]) mit gewaschenen Händen, gewaschenem Munde und verschnittenen reinen Nägeln zu erscheinen[2]) und sich nicht überm Essen zu räuspern und in die Hand oder gar ins Tischtuch zu „sniuzen".[3]) Man soll auch nicht überm Essen den Gürtel weiter lassen.[4]) Verboten ist ferner, den Ellenbogen aufzustemmen, krumm am Tische zu sitzen oder sich zurückzulegen.[5]) Unhöfisch ist es, den Finger aufs Messer zu legen, wie der Kürschner[6]) (daran den heiden man gesiget,) sich die Kehle mit dem Finger zu jucken,[7]) die Zähne mit Messern zu „stüeren",[8]) in den Tisch schneiden,[9]) mit der Zunge im Munde herumsuchen[10]) und in Augen, Ohren, Nase mit bloßer Hand zu greifen.[11])

Unschicklich ist es, bei Tische zu rechten,[12]) man soll launig sein, aber nicht am fremden Tische;[13]) durchaus unanständig ist es, nach der Weise der „gumpelliute":[14]) „stôzen, dringen, spotten, lachen."

Beim Lernen soll der Knabe aufmerksam und andächtig schweigen[15]) und die Lehren annehmen[16]) von dem „grâ wîsen

---

1) D. 13.

2) A. 11—14. C. 141—144. cf. P. 314, 7.

3) C. 57 f. 129—131. 157.

4) C. 125 f. A. 15 f. welt ir niht sitzen als ein gouch, so enlâzt den gürtel um den bouch. cf. Helmbr. 1151 f.

5) A. 51—56. — Bilder jener Zeit zeigen uns zuweilen Minnesinger, die die Wange — nach Walthers Ausdruck — in die Hand gesmogen haben. Das bedeutet das gedankenschwere, der Außenwelt abgewandte Haupt. — Da gelten diese äußerlichen Regeln nicht. — Abbildungen bei Hagen 9. 21. 41. 45.

6) C. 101.

7) C. 109—114: ir sült die kel ouch jucken niht, sô ir ezzet, mit blôzer hant — nemet hovelîch daz gewant. —

8) C. 117. — Ergötzlich schildert Wolfram, wie die belagerten Pelrapeirer mit ihrer hövescheit Ernst machen mußten. P. 184, 7: der zadel fuogte in hungers nôt. sine heten kaese, vleisch noch prôt, si liezen zenstüren sîn und smalzten ouch deheinen wîn mit ir munde, sô si trunken.

9) J. 542.

10) A. 103—106.

11) C. 157—160.

12) C. 69—72.

13) Cato 121: wis ob dînem tîsche vrô, an vremder stat tuo niht alsô.

14) J. 139 ff. W. G. 527 ff.

15) W. G. 585—612. 587: swer swîgent niht lernen wil, der spricht unnützer dinge vil.

16) W. G. 751 ff.: swer waenet wizzen âne lêre, der volget dem vihe harte sêre.

man,“[1]) der Zucht lehren will. „Swîgen und wîchen“ ziemt überhaupt der Jugend, nicht aber „klaffen,[2]) rûnen“,[3]) prahlen, ſchallen, „geuden“,[4]) fluchen und lügen.[5]) Es ſteht nicht wohl an, ungebeten Rat zu erteilen,[6]) die Rede des anderen zu unterbrechen[7]) oder ihn beim Einſchlafen durch Reden zu ſtören.[8]) — Man ſoll nicht immer fragen,[9]) nicht antworten, wenn ein andrer gefragt iſt,[10]) beim Reden nicht die Hände „wider eines mannes zende swingen,“ ſondern ſie ſtill halten und auch nicht auf des Nächſten Haupt oder Schulter legen,[11]) mit einem Worte: „mit zühten sprechen“.[12]) Unſchicklich iſt es, den Leuten den Rücken zu kehren[13]) und ſie verächtlich anſehen, Arme ſtolz und „knûz“ behandeln[14]) und beleidigenden Scherz zu treiben,[15]) neidiſch und zornig auf andre ſein[16]) und ihnen den Rang ablaufen wollen.[17]) Seinesgleichen ſoll der juncherre wohl behandeln,[18]) nicht Geheimniſſe ohne Not ausplaudern,[19]) ſich nicht ſelbſt loben, weder daheim

---

[1]) P. 127, 21 ff. 162, 28. 193, 16: altmannes rede stêt niht ze vâr.

[2]) Cato 129. 134. J. 175. mâze 15.

[3]) W. G. 577: swenn diu kint vür ir herren gênt oder vor ir herren stênt, rûnen, lachen, umbe sehen sol von in dâ niht geschehen, 527 bis 532.

[4]) W. G. 297. — mâze 80.

[5]) Cato 100. 103. Tir. 41. mâze 80. 87.

[6]) Cato 59 f. kum niemer an den rât, dar man dich niht gebeten hât. Winsb. 44. Sun, dû solt niht gên ungebeten an vriundes noch an vîndes rât.

[7]) Winsb. 10.

[8]) A. 84.

[9]) P. 171, 17: irn sult niht vil gevrâgen. 330, 4—6.

[10]) J. 589.

[11]) W. G. 441—450.

[12]) Wig. 36, 12.

[13]) J. 112.

[14]) J. 243.

[15]) W. G. 659: swelh kint schimpht, der schimphe alsô daz man dervon nien werde unvrô. — mâze 94.

[16]) W. G. 671. mâze 89.

[17]) J. 125: maneger waenet sîn êre gar vertân, sol er niht ze aller vorderst gân. W. G. 375 f. — Wohlverdientes Lob darf nicht vorenthalten werden. P. 9, 17: herre ir lopt mich umbe nôt, sît ez iwer zuht gebôt.

[18]) W. G. 365. 373: ich wil daz einer den andern êre.

[19]) W. G. 537—565. 545: ein iegelîch juncherre guot sî sîner zühte sô behuot, swaz im sîn geselle sage, daz erz mit triuwen wol verdage.

noch bei Hofe,[1]) Augen,[2]) Ohren,[3]) Zunge[4]) hüten, die Guten von den Bösen unterscheiden.[5]) Durch Zufall gebotene Vorteile soll er verschmähen, um dem andern nur ebenbürtig zu sein; das ist ritterlich (s. z. B. Gudr. 708).

Notwendig ist es, daß der ritterliche Jüngling hohen und freudigen Mutes bleibt und nicht immer klagt und „jaemerlîche" thut.[6]) Besonders Walther klagt, wie schlimm es in dieser Hinsicht zu seiner Zeit stehe, und fordert wiederholt auf, Freude zu suchen und zu zeigen. — Der junge Adlige muß allen Rittern so hochachtungsvoll entgegenkommen, wie seinem Herrn.[7])

Er darf sich nicht in Beisein des Ritters auf die Bank stellen,[8]) sich nicht in der Nähe des Ritters waschen;[9]) er soll Ritterschaft ehren,[10]) „ritterlîchen prîs"[11]) bedenken, ehrerbietig gegen jedermann[12]) sein und „lop den reinen vrouwen geben" (Virg. 361, 5). Der Frauendienst selbst kann in dieser Arbeit, die sich ja nur auf die Erziehung beschränken soll, keine Behandlung finden.

---

559 f. Winsb. 23: die boesiu maere dir ze ôren tragen, von in dîn staetez herze brich. Mâze 85.

1) mâze 77 f.

2) Walther 87: hüetent iuwer ougen offenbâr und tougen, lânt si guote site spehen und die boesen übersehen. W. G. 939.

3) W. 87. hüetent iuwer ôren oder ir sint tôren. lânt ir boesiu wort dar in, daz gunêret iu den sin. Winsb. 23 (züngelaere).

4) Walther 87. hüetent iuwer zungen, daz zimt wol den jungen, stôz den rigel für die tür, lâ kein boese wort dar für. Winsb. 24 f.

5) J. 213: man sol sie ungelîche hân den biderben und den boesen man. Cato 57. mit guoten ginc und lebe.

6) Walther 91, 17. junger man, wis hôhes muotes. 92, 2: von solher herzeliebe muost dû fröiden pflegen. 124, 18: owê wie jaemerlîche junge liute tuont. — 95, 27: muoz ich nû sîn nâch wâne vrô, son heize ich niht ze rehte ein saelic man. — 42, 33: wê wie tuont die jungen sô, die von fröiden solten in den lüften sweben. — 98, 1. 122, 14 ff. Mâze 92.

7) W. G. 385.

8) W. G. 413.

9) W. G. 523 ff.

10) Virg. 361, 7.

11) P. 342.

12) P. 127, 19 f. du solt dich site nieten, der werlde grüezen bieten. Cato 61. W. G. 403 ff. Des jungen Parzival Gruß 132, 23. got hüete dîn; — got halde iuch: 138, 27. 145, 9. 147, 19.

Welches war das Verhältnis zur Kirche und ihren Dienern? Der Winsbecke sagt: „Sun, ez was ie der leien site, daz si den pfaffen truogen haz.“ Freidank und Walther bestätigen dies. Friedrich I. u. II. mit ihren Rittern kämpfen gegen Papst und Kirche. Fast schüchtern nimmt Thomasin 11 163 ff. den Papst gegen Walther (s. bes. Walther 33. 34) in Schutz. Freidank sagt 150, 23 „der bâbest ist ein irdesch got und ist doch dicke der Rômaer spot“, aber auch (154, 6): ze Rôme ist manec valscher list dar an der bâbest unschuldic ist. — Im allgemeinen aber hielt sich der Ritter im Einklang mit der Kirche und ihren Einrichtungen, freilich meist sehr äußerlich. Es ist das persönliche Verlangen Thomasins, wenn er zum Verbrennen und Sieden der Ketzer auffordert (12 685—12 690), und es ist ein alter fatalistischer Zug,[1]) wenn Hagen beim Erprobenwollen der Weissagung den Pfaffen ohne viel Federlesens in die Donau wirft (Nib. 240, 6).

In Virginal (361, 4) rühmt sich der alte Hildebrant, daß er den Dietrich lehrte „priesters leben êren“. Gawein (331, 27 P.) im Gegensatz zu Parzival (332 P.) ist der Kirche treuer Sohn. Kurz, Rittertum und Frömmigkeit schienen sich — äußerlich angesehen — ganz gut zu vertragen.[2]) Dabei wurden aber auch Andersgläubige höfisch[3]) behandelt, wiewohl der Dichter des Nibe-

[1]) Spuren von Fatalismus auch noch Gudrun 54. 62. 1055. cf. Grimm, Mythol. II, 718.

[2]) Man vgl.: P. 36, 6. 93, 29. 106, 21. 169, 17. 196, 13. 307, 13. 378, 23 f. 392, 30. 426, 15. (448, 2). 502, 7 f. 705, 1. 802, 23. Gudr. 909. 915. 1153. 1138. Kennzeichnend Gudr. 854: die (Schiffe) truogen ûf der vluot manegen (Pilger) der das kriuze durch gotes êre selten truoc an sînen kleiden.

[3]) Thomasin freilich sagt W. G. 126 53: hie sprichet lîht ein man derz reht niht verstên kan: wir lân die Juden ouch genesn, wellent si niht kristen wesen. Seifried Helbling zeigt auch entschiedene Abneigung gegen die Juden. Wolfram (P. 12, 8) und Ulrich v. Lichtenstein erwähnen schelen Blickes jenes „ze den Juden varn.“ — Freid. 10, 17—22. 20, 18 f. 24, 6. Freidank sagt aber auch 6, 11: wer mac den strît gescheiden under kristen, juden, heiden, wan got der si geschaffen hât. 156, 6: kristen, juden, heiden sint z' Akers ungescheiden. 1641: des sult ir âne zwîvel wesen swer dâ rehte stirbt derst genesen. — Lob der Heiden, besonders wegen ritterlichen Sinnes und wegen Tapferkeit Gudr. 580 f. 705. 874 f. 1540. Die gefallenen Christen (908) werden getrennt von den Heiden (913) begraben, auch den gefallenen Feinden versagt man die letzte Ruhestatt nicht (911). — Im Rudolf werden die Heiden zu christlichen Festen geladen, γ^b 25, und man freut sich auf ihre Ankunft. Die heidnischen Edlen erhalten

lungenliedes mit all seinem äußerlichen Christentum die heidnischen Hunnen nicht im besten Lichte erscheinen läßt und man sich im Parzival auch nicht verpflichtet fühlte, Andersgläubigen das Wort zu halten (P. 54, 16). — Aber doch muß man eingestehen, daß im Parzival und Willehalm, im Rudolf und bei Wather alle nur eine große Menschenfamilie bilden, von Religionshaß ist keine Rede. Gahmurets Grab ziert ein Kreuz, das der bâruc bezahlt (54, 16 P.).

Wir haben nun schon das Gebiet der Sittenlehre gestreift. Ein System derselben kann es natürlich nicht geben. Auch Thomasin schöpft seine Lehren aus Seneka, Boethius, Isidor, Hildebert, Gregor d. Gr., Johannes v. Salisbury und gründet seine Ausführungen an erster Stelle auf die Bibel. Dies Zusammenstellen war damals sehr gebräuchlich. Das Lehrgedicht des Johann von Elmendorf führt selbst folgende Quellen an: 54 Salomo, 57 (Matthäus), 76 Sallust, 91 Cicero, 104 Boëthius, 120 Seneka, 585 Juvenal, 658 Horaz, 667 Ovid, 772 Lukanus, 849 Terenz, 1202 Xenophon. Aber Johann von Elmendorf hatte nicht etwa diese Stellen selbst zusammengesucht, sondern die „Moralphilosophie vom Ehrenwerten und Nützlichen" von Hilderbertus Cenomanensis ziemlich wörtlich übersetzt (vgl. Mignes Patrologie B. 171, 1003—1056), wie in Haupts Zeitschrift (34, 56) nachgewiesen wird.

Die diesbezüglichen Gedanken der Scholastik finden wir in entsprechender Gestalt bei den ritterlichen Dichtern wieder. L'Ordre de Chevalerie (Klüber 257: p. 14. 15. 16) stellt in Übereinstimmung mit den Kirchenlehrern auch für den Ritter die Forderung der sieben Tugenden und die Unterlassung der sieben Todsünden hin. Die drei kirchlichen Tugenden treten vor den weltlichen zurück.

Es werden immer eine Menge weltliche Tugenden namhaft gemacht, von denen aber die vier oben erwähnten die andern umschließen.[1])

---

dasselbe Lob, wie die christlichen D 6. Die Christen morden die unschuldigen Weiber und Kinder „alse rinder" δ 12, sie rauben und brennen 15, von den Heiden wird uns Ähnliches nicht erzählt. — Minne zwischen Christen und Sarazeninnen im Rudolf und bei Wolfram, seit der Zeit Friedrich II. öfter. Der römische Kaiser und der Kalif werden auf eine Stufe gestellt. Wh. 434. Tit. 93.

[1]) Wh. 462, 7: manheit, triuwe, milte ân riuwe, staete. Rud. γ^b 11. 17. 18. milte, truwe, otmutikeit, staete.

Barlaam (Goedeke, Lit. p. 122): zuht, minne, freude, vride, güete,

Der Manheit, Maße, Milte und Staete stehen als Todsünden die Feigheit (erge) und Hartherzigkeit, besonders aber Untreue, Unstaete gegenüber.[1])

Das sind die hauptsächlichsten Lehren der hövescheit und die Rittertugenden, welche zur Hövischheit in enger Beziehung stehen oder von dieser vorbereitet wurden. Es darf nun nicht umgangen werden, hier die Thätigkeiten aufzuführen, bei denen den juncherren Gelegenheit geboten war, diese Hövischheit zu lernen und zu zeigen. — Welche Dienste waren von den juncherren zu verrichten? Da muß nun einmal unterschieden werden zwischen den adeligen und niederen Knappen, welch letzteren die gewöhnlichen Dienste auferlegt waren, die noch heute jeder Knecht erfüllen muß. Auch bestand zwischen den Rittern selbst ein Unterschied; die einen wollten ihr Kind wissenschaftlicher erziehen lassen, als die anderen, und es ist klar, daß Edelknaben, die den ganzen Tag unter der Hand des Zuchtmeisters waren, zugleich nicht immer Dienste verrichten konnten.

Zu Botendiensten und Unterhandlungen wurden Knaben und Knappen, meist wohl letztere gebraucht.[2]) Wenn an manchen Stellen die Boten kint[3]) genannt werden, so hängt dies zuweilen mit dem

---

triuwe, milte, lancmüete, enthabunge, gedultekeit. Walther, 85, 20: milte, staete, wolgezogenheit, unsûmiceit. 112, 14: triuwe, milte, zuht, êre. 38, 18: triuwe, zuht, êre. Engelh. 224 f.: zuht, êre, milte, staete. Trist. 116, 7: hôher muot (vollez guot), bescheidenheit, hövescher sin. Hartmann 1. Büchl. 1303. 1311. 1315: milte, zuht, diemuot, triuwe, staete, schame, kiuschheit, manheit, wer die hat, dem ist saelde bereit. — Syon (kirchlich) 2963 ff.: diemuot, gedult, willic, armuot, kiusche, sterke, wîsheit, gehorsam. 3059. ff.: diemuot, kiusche, gedultekeit, milte, sterke, wîsheit. — 3894 ff.: geloube, zuoversiht, karitas, kiuscheit, diemüete, gedult, senfte, güete.

[1]) A. Heinr. 62. Wig. 260, 35. Engelh. 7. P. 296, 2. triwe. 715, 15: staete. 1, 10: unstaete. P. 322, 6. 18: gegen die untriuwe. Walther 3, 20: starke staete widerstrebe 113, 37. 72, 21. 50, 13: triuwe und staetekeit. 96, 29. 43, 29. 21, 32. 8, 24: untriuwe ist in der sâze. Winsb. 31. 32. 33. 36. 38. 39. W. v. Elmend. 566: der welt unstetikeit 615. 808. 840. Rud. γ^b 18: ze stete bringen sînen muot. Cato 227: swer hât gedultige site, dem volget êre und saelde mite. W. G. 1985: swaz der herre spricht od. tuot er sol dar an hân staeten muot. 2029: unstaete der lüge muoter ist. 2520. — 12993 — 13008. — 1861: wandelung. 4337. 4346.

[2]) Die Botschaft der Königin Ampflise an Gahmuret führen aus: ir kappelân, kleiner juncherren drî: den riten starke knappen bî. P. 76, 1 f.

[3]) P. 709, 21. 720, 1 ff.

mittelalterlichen Sprachgebrauch des Wortes zusammen. Jedenfalls mußte der Bote mit der höfischen Zucht vertraut sein. Zunächst waren Knaben und Knappen die Begleiter des Ritters,[1]) auf Reisen, beim Turnier, im Kriege. Sie trugen ihm die Waffen nach (P. 61, 23 f.) (Hagen Abb. 4); die garzûne machen immer Lärm; sie haben das Feldgeschrei ihres Herrn und tragen sein Panier.[2]) Der Ritter erscheint als Feldherr; die Edelknaben standen wieder unter Meisterknappen.[3])

Die Edelknaben waren beim Ab- und Anlegen der Waffen und Kleider behilflich, hielten den Steigbügel,[4]) bedienten die ankommenden Ritter und Damen[5]) und nahmen Rosse und Waffen

---

[1]) Klüber, p. 182. L'Ordre de Chev. fol. 2: Ein Ritter muß einen Knappen (écuyer = Schildträger = armiger) und einen Jungen (garçon ou paige) haben, die ihn bedienen und Sorge für seine Pferde tragen. — Mel. 9177. Lanz. 2770 P. 8, 1 ff. 23, 18. 722, 1 ff. Trist. 86, 39. Tit. 39. 40. J. Tit. 718. P. 722. 357, 11.

[2]) Iw. 7106: ez lief kreiierende hie behender garzûne gnuoc, der ietweder truoc driu sper ode zwei: man hôrte niht, wan ein geschrei, wâ nû sper? wâ nû sper? ditz ist hin, ein anderz her. P. 72, 2. 79, 24. 80, 5. 74, 26. — Wigal. 80, 16: wîchâ, herre, wîche, die garzûn alle riefen, die dâ vor im liefen. — Im Nibelungenkampfe fallen auch 9000 Knappen, Nib. 297, 1. Klüber, p. 191. P. 357, 6: garzûne krîe manecvalt. bêde schottesch unde walsch wart dâ gerüefet sunder valsch. P. 385, 2: Meljanzes krî was Barbygoel, diu werde houptstat in Lîz. — Kraus 6. Hagen, Abb. 5. — Die Kleider der Edelknappen sind mit den Wappen des Herrn geschmückt. — Götz kommt als Edelknabe zu seinem Vetter, er soll ½ Jahr „vff in wartten", da läßt ihm der Vetter sofort die entsprechenden Kleider machen.

[3]) P. 105, 2. — Der Troß der Burgunden steht unter dem marschalk Dankwart und ist samt diesem von den Rittern getrennt. Nib. 265, 2. 3. 286, 3.

[4]) Walew. 2988 (n. Schultz I, 139): Dor gaf hi den garsoen sijn paert entie een cnielde hem voren ende dede hem of sine sporen ende ontgorde hem sijn swaert ende ontwapende metter vart Waleweine altemale. — Trist. 95, 17 ff. sih mîn swert und mîne sporn, mîn armbrust und mîn guldîn horn, geselle daz bevilhe ich dir. Trist. 253, 12 f. 235, 4 f. Klüber 197: Fabl. du Roi 7615 besorgen die Knappen die Betten; ebenso P. 243. 244, 27. — Trist. 103, 26. Tristan (als Knappe) in schiere haete schône gebadet unde wol gekleit. — P. 227, 19: vil kleiner juncherrelîn sprungen gein dem zoume sîn. ieglîchez für daz ander greif. si habten sînen stegreif. P. 191, 27: kint im entschuchten, sân er slief. Mel. 3205. 7884. 11204.

[5]) W. G. 385: swenn ze hove kumt ein vrömeder gast, din kint suln im dienen vast sam er waer ir aller herre. — Gudr. 1325. P. 163, 18. 320, 7—16. 549, 23. Wh. 174, 10.

in ihre Hut.[1]) Sie trugen bei Tische die Speisen auf[2]) und besorgten das Wasser zum Waschen.[3])

So dienten die Edelknaben bei Rittern und Damen, aber es hatte nicht der eine genau den Dienst des anderen. Nachdem sich die Hofämter entwickelt hatten, wurden vielmehr die Edelknaben und Knappen in eins derselben eingereiht, und sie standen dann unter der Aufsicht der obersten Hofbeamten.

Die Hövischheit war nur dem Rittertum eigentümlich. Walther spricht 62, 6: „Ob ich mich selben rüemen sol, sô bin ich des ein hübscher man, daz ich sô mange unfuoge dol sô wol als ichz gerechen kan. ein klôsenaere, ob erz vertrüege? ich waene, er nein. haet er die stat als ich sie hân, bestüende in danne ein zörnelîn, ez würde unsanfter widertân." — Und der Erzieher Gregors macht seinen Zögling mit Recht darauf[4]) aufmerksam, daß die lange ausgeübte klösterliche Erziehung dem Gregor die Ritterschaft verbiete. — Aber es ist bekannt, daß die Ritter von Einfluß auf die Geistlichen waren und daß die letzteren ihre Zöglinge zuweilen hövisch erzogen.[5]) Und doch mußte im allgemeinen der klösterlichen Erziehung die Hövischheit gleichgültig sein, denn der Ritter lebte zunächst für die Erde, der Mönch für den Himmel.

Welchen Wert hatte nun die Hövischheit als Teil der Erziehung? Der materielle Nutzen bestand natürlich im Erlernen der erforderlichen Umgangsformen. Bedeutender ist der formelle Bildungswert, besonders die Bildung des Wollens, des Charakters. Die Hövischheit war die Vorschule für die Tugenden, deren äußeres Zeichen sie zuletzt nur sein sollte. Besonders mußte sie den Gehorsam und die sich in vielen Stücken damit deckende „scham" bilden, vor allem den Grund zur Treue legen. Mit Recht sagt

---

[1]) P. 275, 9: si (juncherren) jâhn: wir suln der orse pflegn. Mel. 3205: ein knabe im sîn ors empfienc. — P. 44, 15. Trist. 95, 17 f. 235, 4—9. 253, 12 ff. Abbild. Hagen 31. Kraus 47.

[2]) Mai 228, 6. — Joinville St. Louis (Klüber 193). P. 237. 550, 3.

[3]) Raumer VI, 477. Fabliaux du Roi (Klüber 195). Et après le manger laverent. Escuier de l'eve donerent.

[4]) Greg. 1375: sun mir saget vil maneges munt, dem ze ritterschaft ist kunt, swer dâ ze schuole belîbe unz er dâ vertrîbe ungeriten zwelf jâr, der müeze iemer für wâr gebâren nâch den pfaffen.

[5]) S. § 6, am Ende. — Fleury p. 19 nach Klüber p. 191.

l'Ordre de Chev.:[1]) „Es gebührt sich, daß der Sohn eines Ritters, solange er Knappe ist, mit den Pferden umzugehen wisse, daß er vorher diene und eher Unterthan als Herr sei; außerdem würde er, wenn er einst Ritter wäre, die Vorzüge seiner Herrschaft nicht erkennen: und um deswillen muß jeder Ritter seinen Sohn in den Dienst eines anderen Ritters geben, damit er in seinen jungen Jahren bei Tafel vorschneiden und vorlegen und einen Ritter ankleiden und bewaffnen lerne. So wie einer, der ein Schneider oder Zimmermann werden will, einen Meister haben muß, ebenso gebührt es sich auch, daß jeder Edelmann, welcher den Ritterstand liebt und einst ein braver Ritter sein oder werden will, vorerst einen Meister hat, der selbst Ritter ist."

Aber die Pflege der Hövischheit weckte zugleich das Freiheitsgefühl und den Ritterstolz. Die dauernde Befolgung der einzelnen äußerlichen Regeln mußte dem ganzen Wesen des Zöglings eine feste Willensrichtung geben, zumal wenn dem juncherren immer der Unterschied vom vilân und die niedere Stellung desselben vorgehalten ward; wenn man ihm sagte: ein vilân der niht êren gert, der stê und kêr sich swar er welle,[2]) oder das ist „gebiurisch schande",[3]) oder „dâ man den heiden angesiget",[4]) kann man ermessen, welchen Eindruck dies auf das jugendliche Gemüt des Edelknaben üben mußte, der im Adelsstolz geboren, immer im Umgang mit feingebildeten Rittern und Damen lebte und stets auf „ritterlîchen prîs" aufmerksam gemacht wurde. So heißt es im Tristan 127, 25: „nu bedenke ritterlîchen prîs und ouch dich selben wer du sîs, dîn geburt und dîn edelkeit" — Edelknaben „mit guoter zuht, von hoher art" werden vorgezogen (P. 8, 4). — Die Hövischheit mußte einen noch bedeutenderen Bildungswert besitzen, wenn schließlich dem jungen Adligen gesagt ward, daß die hohe Geburt in Sachen der feinen Bildung wenig bedeute, auf letztere vielmehr alles ankomme (Helmbr. 489 ff. 506 f. W. G. 3855—3927).

Die fortwährende Bildung in den höfischen Regeln mußte den Edelknaben zwingen, die Gedanken zusammenzunehmen; sie mußte

---

[1]) Klüber p. 205.
[2]) J. 116.
[3]) J. 6.
[4]) C. 104.

jene spielend überlegene und bestrickende Sicherheit und Schnelligkeit im Gebrauche der äußerlichen Formeln und auch im Handeln hervorrufen, die wir noch heute bewundern. Hier gilt völlig Walthers Spruch 81, 7: Wer sleht den lewen? wer sleht den risen? wer überwindet jenen und disen? daz tuot jener der sich selben twinget und alliu sîniu lid in huote bringet, ûz der wilde in staeter zühte habe.

6. Strafen.

Es ist hier die beste Gelegenheit, der Zucht im heutigen Sinne zu gedenken, da sie sich bei Erlernung der äußeren Anstandsformeln auch geltend machen mußte.[1]) Es soll hier nur ein umstrittener Teil, die Züchtigung, behandelt werden. — In welchem Maße dieselbe in der Rittererziehung angewendet ward, darüber stehen sich die Ansichten schroff entgegen.

Zappert, Schmidt, Schultz neigen entschieden zu der Ansicht, daß die Körperstrafe wiederholt angewandt ward, Rochholz, Just, Dr. Preis (Pädagogium 1882, 335—354; im wesentlichen wohl nach Rochholz bearbeitet) leugnen das entschieden. — Ausgiebigere Quellen giebt nur Zappert (Stab und Rute im Mittelalt. Wiener Berichte IX, 173—221) und teilweise Rochholz („Die Rute küssen", Germania I, 134—155). — Rochholz sagt: „Das Stäupen, Geißeln, Besemen, Streichen, Beren, Fillen, Schwingen und wie man sonst die Rutenstrafe noch weiter hieß, war unseren Ahnen eine bloß knechtische Strafe. Ein freier Mann mit ihr belegt, verlor seine Freiheit und Ehre, schon ein Backenstreich, den er ungerächt hinnahm, machte ihn leibeigen, ein Ausreißen seiner Locke schändete ihn, machte ihn corpore infamis, Tac. Germ. 12. Nur die Unfreien konnte leibliche Strafe treffen." — Das steht ja aber in gar keiner Beziehung zur Kinderzüchtigung. — Rochholz fährt fort, aus den alten Gesetzen den gerichtlichen Wert eines Kindes nach dessen Alter zu bestimmen und ruft aus: „Ist nun der Knabe einer freien Familie durch die Geburt schon aller beschimpfenden Strafen enthoben, weil Strafen überhaupt nur zur Züchtigung der Knechte vorhanden sind; ist er durch besondere Satzungen des all-

---

[1]) Mai 195, 11: ûf êre ez gezogen wart u. doch niht sêre verzart, als man etlîcher kinde pfligt, an den man zühte sich bewigt. swer âne vorhte u. âne zuht wehset, dâ nimt Êre vluht.

gemeinen Rechtes gegen körperliche Mißhandlung und Verletzung in jeglichem Altersjahre seiner Kindheit schon besonders geschützt, ist überhaupt seine ganze Erziehung auf Ehre, Wehrhaftigkeit und Unabhängigkeit gerichtet — wie hätten zugleich Rutenhiebe und Schläge ein zweites übliches Sittigungsmittel für ihn werden sollen, wie hätte ihn noch dazu der eigene Vater züchtigen sollen gleich einem Hausſklaven, gleich einem unehrlichen Spielmanns- oder Pfaffenkinde (Grimm, R. A. 677)?" — Nun wird die jedermann unsympathische Gerlint angeführt, das „zerblouwen" der Kriemhilt (Nib. 135, 6) aus der naiven Sprache des Altertums erklärt, und die Stellen im Alexander[1]) und Otte werden im Rochholzschen Sinne gedeutet. Kurz, „Schläge als Erziehungsmittel werden nur von solchen angewendet, die gelehrte Bildung im Kloster empfingen," wo allerdings die Prügelstrafe in ausgedehntem Maße herrschte, so daß es beispielsweise nach Ekkeharts IV. Bericht[2]) vorkommen konnte, daß ein Knabe, der vom Boden zu seiner und anderer Knaben Züchtigung Ruten holen sollte, das ganze Haus aus Furcht vor Strafe in Brand steckte. — Wenn man indes die von Rochholz angeführten Stellen genauer prüft, wird man meist zu ganz anderen Schlüssen gelangen. Zunächst konnte er aus seinem Gewährsmanne Grimm ersehen,[3]) daß der Vater in alten Zeiten die Kinder völlig in seiner Gewalt hatte, sie vor der Mündigkeit sogar verkaufen konnte und nach dem Frostedingsgesetze alle Handlungen des Kindes bis zu dessen achtem Jahre völlig verantworten mußte (s. auch Brunner, Rechtsgesch. I, 76). — Dann sollten aber auch die Edelknaben an erster Stelle zum Gehorsam und nicht zu so unreifer Freiheit erzogen werden. Im Welschen Gast heißt es 12660: „Wolde niht mîn kint leben nâch mînem willen, als er sol, ich slüege in unde ruogte in wol." Der Erzieher stand eben über dem Zögling. Es ist darum unrichtig, das Lockenausreißen und beschimpfende Schlagen mit der Absicht zu schädigen und

---

[1]) Alexander 1487—1490. Darius will den Alexander, der ihn beleidigt hat, 1425, mit „besemen slân".

[2]) M. G. SS. II, 111, 24. erant disciplinae loci ut semper et tunc severe, non modo in claustro, sed et in scolis exterius. — 111, 46 f. mittatur unus vapulatorum in superiora domus pro virgis ibi repositis deferendis. At ille ut se et socios liberaret, titionem de fornacula quadam citissime rapiens aridis lignis tecto proximis infixit et quantum ocii erat, conflavit. — 122, 32 ff.

[3]) Grimm, R. A. 411. 461.

beleidigen wie bei Gerlint,[1]) Darius,[2]) das Schicken zum Hundetrog[3]) und all' die barbarischen Strafen zusammenzuwerfen mit dem Schlage, den der zu erziehende Knabe in ganz anderer Absicht erhielt. — Man kann doch nicht die alten leges so auf die Erziehung anwenden wollen, daß man sagt: „Was der Freie in Geld büßte, mußte der Unfreie am Körper leiden.“ — Das grundsätzliche Verbot aller körperlichen Züchtigung ist eine spätere Ansicht, die im Gegensatz zu der unsinnigen Prügelmethode ausgesprochen, in der Praxis aber kaum mit Erfolg bethätigt wurde. Solche Spitzfindigkeiten sind den Rittern nicht zuzutrauen; auch wäre dann jener Brauch beim Ritterschlage (Diesen und keinen mehr!) sinnlos.

Der Truchseß im Otte tritt als Wächter der Hövischheit auf, daß er „ieclîchen bere, der hie ze hove unzühtic ist“;[4]) der Zuchtmeister des Fürstensohnes ist der Beschützer seines Pfleglings, der die völlig unhöfische Art und Weise, einen fremden Herzogssohn zu schlagen,[5]) bitter rächt. — Beweise für die Haltlosigkeit der Rochholzschen Annahme liefern die Klosterberichte, nach welchen zuweilen die äußeren und inneren Schulen gleiche Zucht hatten. Dann führt Zappert (Gesprächbüchlein p. 224: verberatus) an, daß selbst Kaiser Max der Rute nicht entging. Cuspinian, De Caesaribus atque imperatoribus Romanis. Frankf. 1601, 485. Meister Peter, der nichts verstand als Logik, suchte dem Knaben M., der Latein lernen wollte, Sophismen aufzuzwingen und bestrafte seine Langsamkeit mit grausamen Schlägen. Erfolg: M. haßte das Lernen, denkt als Kaiser noch mit Ärger daran und würde ihn „die Zeit bereuen machen,“ aber er war gestorben. Auch

---

1) Gudr. 1267. 1278 f. 1282—1285.

2) Alex. 1487 ff.

3) P. 528, 28.

4) Otte 120. Schwabensp. 158. 313. Sachsensp. II, 65. J. Twinger (Chron. der deutschen Städte 8. Straßburg I, 420): Dieser keyser Otte hette eines moles einen hof mit sinen fürsten uf den osterdag. — und e das die herren zu dische gesossent, do ging eines fürsten sun vor dem tysche und noch kintlicher wise nam er spise von dem dische. do slůg in der drohsesse mit sime stabe uf die hende. das sach Heinrich v. Kempten, des kindes zuhtmeister und slůg den drohsesse zů tode. — do gap sich der keyser schuldig, das ime reht were geschehen, sit er das hochzit nüt hette geeret.

5) S. Gudr. 1284. Hingegen Zappert p. 219. 224. — Vinc. de Beauvais „De eruditione filiorum Regalium“ empfiehlt virgae, ferulae.

Kei wird nur getadelt, weil er es wagte, des Fürsten Schwester Cunnewâre ze sêre z'alûnn mit eime stabe (P. 151, 28. 279, 5). Ferner vergleiche man Walthers Gedichte. — Wenn dieser sagt:[1]) „Nieman kan mit gerten kindes zuht heherten", so setzt dies doch eben sicher eine wenn auch geringe Züchtigung voraus. Dazu kommt der folgende Spruch:[2]) „Selbwahsen kint, dû bist ze krump, sît nieman dich gerihten mac. dû bist dem besemen leider alze grôz, den swerten alze kleine.". Weitere Sprüche sind:[3]) „Die veter habent ir kint erzogen, dar ane sie bêde sint betrogen: si brechent dicke Salomônes lêre. der sprichet, swer den besemen spar, daz der den sun versûme gar." — „Wer zieret nû der êren sal? der jungen ritter zuht ist smal: sô pflegent die knehte gar unhübescher dinge mit worten und mit werken ouch. swer zühte hât, der ist ir gouch. nemt war wie gar unfuoge für sich dringe. hie vor dô berte man die jungen, die dâ pflâgen frecher zungen: nû ist ez ir werdekeit."[4]) — Die Klage, daß der Zögling zu wenig Schläge bekomme, wird oft laut, doch wird auch erwähnt, — aber als sei es nur Annahme — daß ein Kind „âne slege" aufgezogen ward.[5]) Es ist merkwürdig, daß sich jene Klagen über den Verfall der Zucht immer reichlicher wiederholen,[6]) schon in der Vorblüte des Rittertums. Es hängt dies sicher mit dem äußerlichen Wesen derselben zusammen. „Geligeniu zuht und schame vor gesten mügen wol eine wîle erglesten: der schîn nimt drâte ûf und abe" (Walther 81, 12). — Der Gewohnheit entweicht zu leicht Geist und Gedanke.

Keineswegs darf man nun behaupten wollen, daß die Prügelstrafe ein notwendiger Bestandteil der Rittererziehung gewesen sei;

---

[1]) Walther, 87, 1; ähnlich Trojanerkr. 6428 ff.

[2]) Walther, 101, 23.

[3]) Walther, 23, 26 ff.

[4]) Walther, 14, 3. J. 1102: diu friuntschaft ist gar enwiht dâ von ein edel kint verdirbet. ein vîntschat im dâ bezzer waere dâ im der besem tugent baere. Seifr. Helbl. VII, 235. Die Zucht hat eine lichte Fahne „wîz als ein swan dâ stêt schôn gemâlet an ein besem in einer zeswen hant."

[5]) Mai 195, 11 ff. Greg. 995: wie gerne ez âne slege mit bete sînes meisters willen tete. — Helbl. XV, 202.

[6]) V. d. t. gehügede 395 ff. Meler. 1—35. Francisc. 424—459. Renner 457. 563. 7460.

in diesem Punkte unterschied sich ja die Mönchserziehung zum Nachteil der letzteren. Schultz hat im allgemeinen recht, wenn er S. 125 sagt: „Die Erziehung wurde mit Strenge durchgeführt. Unnatur, widerspenstiges Wesen, Faulheit wurden durch tüchtige Schläge den Kindern ausgetrieben“.[1] Aber eben auch nur diese drei. Das grobe und verstockte Wesen[2]) konnte nur Ausnahme sein. — Es gilt wohl sicher auch für die Ritterkreise, was der Mönch Berthold dem Volke predigte:[3]) „Wan für die zît als ez (Kind) êrste boesiu wort sprichet, sô sult ir ein kleinez rüetlîn nemen bî iu, daz alle zît ob iu stecke in dem diln oder in der want. und als ez eine unzuht oder ein boesez wort sprichet, sô solt ir im ein smitzelîn tuon an blôze hût; ir sult ez aber an blôzez houbet niht slagen mit der hant, wan ir möhtet ez wol ze einem tôren machen: niwan ein kleinez rîselîn, daz fürhtet ez und wirt wol gezogen. Tuot ir des niht, sô müget ir leiden blic an im werden sehen, unde swâ sie ungerâten werdent von iuwern schulden, daz irz von kinde niht lêret zuht unde tugent und ez ziehet gein gote unde der werlte, sô müezet ir an dem jungesten tage antwürten für iuwer eigen kinder, als ein probest und ein apt und ein ieglich klôstermeister für sîne samenunge.“

7. Die wissenschaftliche Bildung.

Beim Begriffe „erziehen, bilden,“ hat man die andauernde Thätigkeit, eine fortschreitende Entwicklung vor Augen. Eine Be-

[1]) Kaiserchron. 43, 20: dô sprac der chuninc herre: nu vernemet ê min lere, swer dem besem entlibet, den sun hazzet unt nidet. zuht unt vorhte ist gůt. swer aver des niht entůt, daz er in zarte wil haben: der zuhet aller dichest den zagen; swenn er kumet ze den wizzen, daz er das erbe sol besizzen, so nekan er zemazen tůn noh verlazen. p. 44. Jw. 723. Lohengr. 7424 daz kint (Otto II.) durch unzuht wart geslagen (von Brun).

[2]) Wolfd. A 253: ouch wart er in der bürge sô frevel und müelîch, daz si alle wâfen schriuwen über den Wolfdietrîch. swenn in hêr Berhtunc wolte umb sîn ungefüege slân, sô muosten si in immer rehte binden unde vân. — Als si in ouch gebunden, sô sluoc er in ze fromen: des muoste er der unfuoge deste schierer abe komen. er sluoc in harte dicke, die slege im tâten wê. swaz er im ouch verlobte, daz brach er nimer mê.

[3]) Berth. v. Regensb. I, 35, 4—16.

schreibung derselben muß sich eigentlich mit den aufeinander folgenden Stufen der Erziehung beschäftigen. Nun führen aber mittelalterliche Dichter und Geschichtschreiber ja nur gelegentlich entweder nur eine Stufe der Erziehung oder die letztere als Ganzes vor; schwierig wäre es, jene fortschreitende Entwicklung nachzuzeichnen. Man muß sich immer mehr oder weniger darauf beschränken, die einzelnen Kreise der Unterrichtsfächer durch Andeutungen verschiedener Quellen zu erweitern und kann so zwar keine eigentliche Beschreibung der stufenweisen Erziehung, aber doch eine Darstellung des Bildungsinhalts geben. Dies ist besonders auch bei der wissenschaftlichen Erziehung des Ritters der Fall. —

Von einer eigentlich wissenschaftlichen Bildung kann allerdings kaum die Rede sein. Gemeinnützige Kenntnisse und Kunstpflege bilden ihren wesentlichen Teil.

Wir wissen von den Bemühungen der Amalaswintha in der Gotenherrschaft. Bekannt sind die Anstrengungen des Kaisers Karl, des Erzbischofs Brun,[1]) des Kaplans Wipo[2]) und anderer. Wir wissen aber auch, wie sich die Deutschen dagegen sträubten.

Der Widerwille setzte sich bei den Rittern fort, sei es aus Stolz gegen den Dünkel gewisser Gelehrten, sei es aus Furcht, daß Bürger und Bauern aufgeklärter und die socialen Zustände dadurch verändert werden könnten. — Die Ritter haben aber in anderer

---

[1]) Brun. Dissertation v. Zimmermann.

[2]) Sein Schmerz über die Verachtung der Bildung bei den Deutschen äußert sich in den Worten (M. G. SS. XI, 251 v. 199 f.): Solis teutonicis vacuum vel turpe videtur, — ut doceant aliquem nisi clericus accipiatur, sed, rex docte, jube cunctos per regna doceri ut tecum regnet sapientia partibus istis. — Außerdem Zappert, Gesprächbüchl. p. 218. — Thomasins Tadel W. G. 9196 ff. 4627 ff. 6583 swenn si (die vrumen) von schuole komen sint, sô hât man dâ ze hove ein rint baz danne si. swer rîcher ist, der sol sîn tiwerre zaller vrist. 6373 deheiner wil nâch der kunst streben vil (v. Rittern u. Pfaffen) — 6409: wâ ist nu Aristôteles, Zênô und Parmenides, Platô und Pŷtâgoras? wâ ist ouch Anaxâgoras? nu wizzet daz mich dunket des und lebt hiut Aristôteles, im entaet dehein ander daz im Alexander ze êren tet di wîl er lebt. — Kaiserchron. I, 135, 25 ff. reden si begunden von vil guoten knehtin die dem rîche wol getorsten vehten. Sumelîche begunden si aver schelten die ir zageheit muosen engelten. an denselben stunden redeten si von scônen rossen unde von guoten hunden, si redeten von vederspil von ander kurzewîle vil, sie redeten von scônen frowen. — Das beweist am besten, welchen Gedankenkreis die Ritter hatten.

Hinsicht der Kunst und Literatur Vorschub geleistet, so daß die Gelehrten keineswegs scheel auf sie zu blicken Ursache haben.

Die sieben Künste wurden nur in lateinischer Sprache getrieben und waren den Rittern fremd, wenn nicht der eine oder der andere, der ursprünglich für das Kloster oder die Kirche bestimmt gewesen war, seine Laufbahn änderte.[1]) Allerdings fand auch aus anderen Gründen Unterricht in der äußeren Schule statt.[2]) Gewöhnlich rechnet man zu den sieben freien Künsten als Trivium oder Unterstufe: Grammatik, Dialektik und Rhetorik, zum Quadrivium als Oberstufe Musik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie. Die Grammatik behandelte die Redeteile in katechetischer Form und in Merkversen, ferner Erklärungen, Satzbau und Verslehre. Man legte die Lehrbücher des Donat und des Priscian zu Grunde. Jener lebte um 350 zu Rom und war der Lehrer des heiligen Hieronymus, dieser lehrte um 510 in Konstantinopel. Beide Bücher galten im ganzen Mittelalter. Die Ars minor Donats katechisierte über die acht Redeteile, seine Ars grammatika behandelte in drei Büchern die Laute, Silben, Versfüße, Redeteile, bildlichen Ausdrücke u. s. w. Zur Probe einige Sätze aus der Ars minor. Darin heißt es: „Wieviel Redeteile giebt's? 38. Welche? Hauptwort, Fürwort u. s. w. Was ist ein Hauptwort? Ein Redeteil mit Casus" u. s. w. Bei Priscian, dessen Lehrbuch der Grammatik in 18 Büchern ausführlich und systematisch die Formenlehre und Satzlehre behandelt, steht beispielsweise: „Welcher Redeteil ist arma (Waffen)? Ein Nomen. Was für eins? Ein Appellativum. Welchen Geschlechts? Sächlichen Geschlechts? Warum?" u. s. w.

Die Dialektik war mehr Logik und Satzerklärung, ihr legte man die von Boethius ins Lateinische und von Notker ins Deutsche übersetzte Schrift von der Erklärung zu Grunde (περὶ ἑρμενείας).

Die Rhetorik umfaßte Rechtskunde, Redebau und Ausdruck auf Grund von Schriften des Martianus Capella, Augustin und Kassiodor, seltner des Quintilian und Cicero.

Die Geometrie umschloß Feldmeßkunst, Rechnen und Geographie, die Arithmetik: Zahlenlehre, Kopfrechnen, Kunde im Tabellenrechnen und der Osterberechnung (Computus), die Astro-

---

[1]) Namen und Ordnung der fr. Künste waren verschieden. W. G. 8999.

[2]) Specht 230—254. Zappert, Gesprächbüchl.

nomie umfaßte neben der Sternenkunde Sternendeuterei und mystische Betrachtung der Himmelskörper, die Musik theoretische und praktische Belehrung über die Tonarten, den Zusammenklang, die Instrumente usw. Neben den verbreiteten Encyklopädien dienten verschiedene Lehrbücher in diesen Gegenständen dem Unterricht. Daß die wissenschaftliche Bildung Ausnahme war, sehen wir aus den Worten Hartmanns, der „ein ritter, sô gelêret was, daz er an den buochen las“ [1]) und auch „tihtennes pflac, swenne er sîne stunde niht baz bewenden kunde.“ [2]) — Wenn uns nun Gottfried seinen Helden Tristan schildert, der mit allen körperlichen und geistigen Vorzügen ausgestattet, eine so harmonische Ausbildung in körperlicher und geistiger Hinsicht erhält, wie sie das geistige Auge des schönheittrunkenen Dichters gern vor sich haben mochte, so ist dies eben einmal dem idealen Sänger zuzuschreiben, dessen Blick über die Wirklichkeit hinausschweifte, dann aber auch dem Umstande, daß Tristan, königlichen Geschlechtes und Held des Gedichtes, nicht die Durchschnittsbildung gewöhnlicher Ritter haben durfte. — Und trotzdem sagt der gelehrte Dichter, von dem man, gleichwie vom Erzieher des Gregorius, Lob und Empfehlung der Wissenschaft erwartet, als Tristan der „buoche lêre“ beginnen soll:[3]) „daz was sîn êrstiu kêre ûz sîner vrîheite: dô trat er in daz geleite betwungenlîcher sorgen, die ime dâ vor verborgen und vor behalten wâren. in den ûfblüenden jâren, dô al sîn wunne solte erstân, dô er mit vröuden solte gân, in sînes lebenes begin dô was sîn beste leben hin; dô er mit vröuden blüen began, dô viel der sorgen rîfe in an, der maneger jugende schaden tuot und darte im sîner vröuden bluot. in sîner êrsten vrîheit wart al sîn vrîheit hingeleit. der buoche lêre und ir getwanc was sîner sorgen anevanc.“ — Wolfram[4]) sagt: „ich kan decheinen buochstap.“ Ulrich v. Lichtenstein[5]) muß angeblich zu seinem Verdruß zehn Tage warten, bis sein Schreiber kommt und ihm den Liebesbrief entziffert. In Ritterkreisen muß der Schreiber

---

[1]) Armer Heinr. 1 f. Iw. 21.

[2]) Iw. 21 f. —

[3]) Trist. 53, 28 ff.

[4]) P. 115, 27. Wh. 2, 19: swaz an den buochen stêt geschriben, des bin ich künstelôs belieben. niht anders ich gelêret bin: wan hân ich kunst, die gît mir sin. — Ahnl. Wigalois, 296, 40 f. —

[5]) U. v. Lichtenst. 60, 1. 32, 21. 101, 23. cf. Mai 143, 16 ff.

oder der Kaplan die schriftlichen Arbeiten besorgen, schreiben und lesen[1]) und darin Unterricht erteilen.

Trevrizent empfindet es als Ausnahme, wenn er als Laie lesen und schreiben kann.[2]) Die Frauen[3]) allerdings sind gewöhnlich des Lesens kundig. Sie nehmen überhaupt in wissenschaftlicher Beziehung eine vermittelnde Stellung zwischen Rittern und Pfaffen ein.

Von den Helden der mittelalterlichen Dichtung können Tristan,[4]) Alexander,[5]) Gregor,[6]) Eraclius,[7]) Flore,[8]) Mai,[9]) Gawan,[10]) Gahmuret (P. 55, 18) schreiben und lesen. Die Buchstaben wurden vor- und nachgeschrieben (cf. Specht p. 70 f.). Als Schreibmaterialien werden erwähnt helfenbein,[11]) pergamint,[12]) glesîn griffel,[13]) schoeniu griffelîn,[14]) die im griffelvuoter[15]) aufbewahrt werden. Vgl. die Abbildungen auf S. 237 und 95.

Die Aneignung des Lesens und Schreibens fällt in die Edelknabenzeit, denn der Knappe mußte die Ritterübungen pflegen.

---

[1]) Gudr. 607: als einer, der daz kunde die brieve gelas. Herzog Ernst 348: ir kappelân, der ir den brief ze rehte gelas. — Abb. bei Kraus. 58, 113, 123, 127. —

[2]) P. 462, 11.

[3]) Iw. 6455 ff. Wigal. 73, 9. Flore 6233. P. 438, 1. Virg. 130, 9. Der Psalter gehörte überhaupt zu der Frauen „Gerâde“. Sachsensp. I, 24, 3: saltere u. alle bûche die zu gotis dînste hôren. — die vrowen phlegen zu lesene. — Otfr. I, V, 10: mit psalteru in henti, then sang si (Maria) unzi in enti. — Grimm R.-A. 577—583.

[4]) Trist. 409, 7: er schreip brieve. 481, 35.

[5]) Alex. 201. der êriste meister sîn der lart in kriechisch unt latîn unt scrîben ane pergemint unt lart in vil manige bûch. — Fürsten und Adelige, die schreiben und noch öfter lesen können, s. Zappert, Gesprächbüchl. 204 ff. Specht 233 f. —

[6]) Greg. 991: der abbet hiez ez diu buoch lêren.

[7]) Eracl. 398: man begunde in die buochstabe wîsen unde lêren.

[8]) Flore 712: nu begunden sie lesen (Flore u. Blanscheflur) 820 an ir tävelîn sie schriben.

[9]) Mai 195, 3. 136, 2: schrîpgeziuc er im geben bat u. schreip ein brief mit sîner hant. —

[10]) P. 645, 1—9. 625, 14. Gâwân des künec Lôtes kint schreip gefuoge mit der hant.

[11]) Flore 828. Greg. 547 ff.

[12]) Alex. 203. p. 15. 8. P. 625, 12: er bat daz man im holte tincten unde permint. Abb. Hagen 8, 8ª, 41.

[13]) Hagen MS. III, 261.

[14]) Flore 829. 2358. Abb. b. Lacroix u. Schultz p. 124. Hagen 41. 42.

[15]) Flore 2359.

Gregor 1377 f.: swer dâ ze schuole belîbe unz er dâ vertrîbe ungeriten zwelf jâr, der muoz iemer für wâr gebâren nâch den pfaffen. — Berthold predigt (II, 233, 6), daß Gott den Laien zwei andere Bücher gegeben habe, daraus sie alle Saelde lesen könnten: Himmel und Erde.

Bei Urkunden malten die der Schrift unkundigen Ritter statt der Unterschrift ein Kreuz (propter ignorantiam litterarum), woraus sich das Monogramm entwickelte, später setzten sie ihr Siegel darunter (Zappert, Gesprb. p. 214: Du Cange, gloss. 6, 251, 3).

Noch weit weniger wurden natürlich die klassischen Sprachen, Latein und Griechisch gelernt. Hartmann sagt im Gregor 1438:

sun, dû hast mir viel geseit,
manic tiusch wort für geleit,
daz mich sêre umbe dich
wundern muoz, crêde mich,
und weiz niht warzuo ez sol,
ich vernaeme kriechisch als wol. —
dû bist, daz merke ich wol daran,
des muotes niht ein klôsterman; —

und Wernher: Helmbr. 741:

er antwurt mir in der latîn,
er mac wol ein pfaffe sîn. — —

Griechisch und Latein lernt[1]) Alexander, Mai; Latein: Flore. Als Umgangssprache ward Latein nur von den Geistlichen und Gelehrten, nie aber an Fürstenhöfen gebraucht. Rudolf von Habsburg verstand es nicht.[2]) „Weil der König nicht wissenschaftlich gebildet war und die geistlichen lateinischen Gesänge und Gegengesänge nicht verstand, wurden sie ihm deutsch erklärt.“ Konrad v. Würzburg, Rudolf von Ems und vielleicht auch Walther sind des Lateinischen kundig. Lateinische Ausdrücke bei anderen Dichtern sind meist den Glaubensstücken, dem Psalter, den Gebeten und Ähnlichem entlehnt, welche Gemeingut waren (s. P. 460, 25). Es hängt dies mit der kirchlichen Belehrung der damaligen Zeit zusammen. —

---

[1]) Alex. 201. Mai 195, 8. Flore 840.

[2]) M. G. LL. II, 386, 45 ff. Et quia rex tanquam illiteratus et laicus premissas interrogationes et earum responsiones in latino dictas non intelligit, dominus Coloniensis — — premissas interrogationes et earum responsiones domino regi in vulgari nostro, id est in teutonico, manifestius declarabit. — (cf. M. G. SS. XI, 262, 39. Chonrad. II, litteras ignorabat. — M. G. V, 343, 23. 447, 34.)

So wird vom heiligen Geraldus († 909) erzählt,[1] er wurde im Psalter unterrichtet, wie es bei jungen Adligen Sitte war.

Der Graf Guallevus (a. 1075) konnte noch im Alter die 150 Psalmen singen, die er in seiner Jugend gelernt hatte.[2]

Der Gedanke an die Bestrebungen Karls des Großen[3] war stets lebendig geblieben.[4] Außerdem ist uns ein Denkmal erhalten, das uns so ganz und gar in die Blütezeit St. Gallens versetzt und an die alten Interlinearversionen erinnert, daß man die sich daraus ergebende Unterrichtsweise ohne das geringste Bedenken auch auf die von uns behandelte zwei Jahrhundert ältere Periode anwenden kann, zumal wenn man den Windberger Psalter mit in Betracht zieht.

Es mag wohl die Belehrung über Gott oft in ähnlicher Weise stattgefunden haben, wie es uns Wolfram (P. 119) schildert, das Lernen des Glaubens und Vaterunsers ist aber auch nebenher hergegangen.

Jenes Denkmal ist die Rostocker Kinderlehre (Hgg. v. Krause. Rostock 1873 p. 13), über welche mir die Abhandlung von Frey vorliegt. Ich will den Anfang wiedergeben, nur um die Unterrichtsweise zu kennzeichnen. — Es ist die Unterrichtsanweisung eines Geistlichen für seine lehrende Schwester, die vielleicht des Lateinischen selbst nicht kundig war. —

Myn leve suster Taleke (Meine liebe Schwester Taleke), du scholt weten (du sollst wissen), wo me kinder leren schal. In dat erste wen se er fibele lezen (lesen) kont, so lerth me ze envort (hinfort) an der schule to dude (deutsch oder deuten). Item darneghest (danach) dat brevier. Item darna dat qui-

---

[1]) Acta SS. Octob. 6, 302 D.: — studiis literarum applicatus est ea tantum parentum voluntate, ut decurso psalterio mox secularibus exercitiis, sicut nobilibus pueris mos est, erudiretur.

[2]) Orderic. Vit. II, 266 (l. IV, 14). Guallevus comes centum quinquaginta Psalmos David, quos in infantia didicerat, in oratione Deo cecinit.

[3]) § 3. — Freilich regte sich bei ritterlich gesinnten Knaben, wie bei Gregor, der Rittersinn oft so sehr, daß sie der Lehre entflohen; z. B. d. h. Adalbert M. G. SS. 4, 596, 32. — semel et secundo concita fuga ad dulces parentes perrexit. —

[4]) S. Zappert, Gesprb. p. 200—228. — Berth. v. Regensb.: pater noster u. gelouben. künnent sie daz avê Marîâ dar zuo, daz ist vil wunder guot. — Wolfdietr. D. III, 2. Raumer VI, 355. —

narium, — sequencenarium. Item darna den salter, dyt synt schulebuke etc. etc. — unde den Donatus unde den Katonem, hebben ze (haben sie) mer tyd (zeit), so dudet me en (deutet man ihnen) epistolen unde evangelii, unde sermones de sanctis unde dat Kalendarium. —

Nu will ik dy hir bescriven (beschreiben) — men bidde ghod den heren ja vor my in dat erste —

Veni sancte spiritus.

Sancte spiritus o hilghe ghest, veni kum, reple vorvulle, corda de herte, tuorum fidelium dyner löveghen minschen, et accende unde entfenghe, in eis in en, ignem dat vur, tui amoris dyner gotliken lere, qui congregasti de du hest tosamende sammelt, per diversitatem vormyddelst der mennechvoldeneyt, linguarum cunctarum aller tunghen, gentes de heydenen unde alle volk, in unitatem an de enecheyt, fidei des loven. — Pater noster darneghest. — Pater noster vater unse etc.

So verstand der Zögling sehr wohl sein „ave Maria" und „in nomine Domini", ohne sonst Latein zu verstehen. Vorsagen und Nachsagen war die Methode, Lesen war gar nicht nötig. Wer es aber einigermaßen konnte, dem standen durch die Art der Lehr- und Gebetbücher, die teilweise nach den Interlinearversionen eingerichtet waren, reiche Wissensquellen zu Gebote, ohne daß ein tieferes Eindringen dazu erforderlich war. — Lesen, Schreiben, christliche Glaubensstücke, dazu einige lateinische Worte war die ganze Wissenschaft; „der buoche lêre" ist „getwanc." —

Daß den Rittern und vor allem den Königen Gesetzeskunde auch Gegenstand des Lernens sein mußte, ist leicht erklärlich. In Wipos Sprüchen für den jungen Heinrich III. heißt es u. a. (M. G. SS. XI, 245, 1.): Decet regem discere legem.

Alexander, der Unterricht in der Arithmetik und Astronomie erhielt (213—226), wird auch belehrt, „wi er daz irdêhte, wî er von dem unrehten beschiede daz rehte, und wî er lantreht bescheiden kunde allen den er is gunde." —

Die damaligen Lehrbücher[1]) behielten lange Zeit ihre Geltung.

---

[1]) W. G. 8937 ff. Grammatik: Donat, Priscian, Aristarch.
Dialektik: Aristoteles, Boethius, Zeno, Porphyr.
Rhetorik: Cicero, Quintilian, Sidonius.
Arithmetik: Chrysippus, Pythagoras.
Musik: Gregor, Timotheus, Millesius.

Die Art des Unterrichtes in den freien Künsten ist der Dialog gewesen. Zuweilen fragte der Schüler, und der Lehrer antwortete, erklärte, entwickelte; öfter stellte der Lehrer die Fragen, aber nicht nach der Weise des Sokrates. Es fand mehr ein Abfragen eingelernter Begriffe statt. Dadurch wurde Schlagfertigkeit, aber auch der Schein der Wissenschaftlichkeit erzielt. Daneben wurden dem Schüler Denkfragen vorgelegt.[1]) Um die Methode zu kennzeichnen, will ich Bruchstücke einiger solcher Lehrbücher geben.

Die Disputatio Regalis Pippini cum Albino besteht aus 101 Abschnitten. 1—84 fragt Pippin, und Alkuin antwortet; 84—101 fragt letzterer. „Was ist der Buchstabe? Der Wächter der Geschichte. Was ist das Wort? Verkünder des Geistes. Wer erzeugt das Wort? Die Zunge. Was ist die Sprache? Die Geißel der Luft. Was ist die Luft? Gefängnis des Lebens. Was ist das Leben? Der Glücklichen Freude, der Traurigen Betrübnis, die Erwartung des Todes. Was ist der Ritter? Die Mauer des Reichs, die Furcht der Feinde. Was ist und ist nicht? Nichts."

Wie die Kinder zugleich im Lateinlernen geübt wurden, zeigt Aelfrics († ca. 1025) Gesprächbüchlein.[2]) „Was trinkst du? Bier

Geometrie: Thales, Euklides.

Astronomie: Albumesar, Ptolemäus. — cf. Cato 240 ff.

Über Lehrbücher: Schmidt und besonders Specht IV. u. Ebert, Lit. d. M.-A. 1—3. — Hauptsächlichste Fundgruben des Wissens waren die Encyklopädien. Cassiodor: de artibus ac disciplinis lib. art. — Isidor, Etymologiae (cf. Ebert, Lit. d. M.-A. I, 556 f.); zu Cassiodor cf. Ebert I, p. 477. Anm. — Mart. Capella: de nuptiis Mercurii et Philologiae (Ebert I, p. 459 f.) Deutsch v. Notker.

[1]) 1. Pip. Quid est littera? Alb. Custos historiae.
2. P. Quid est verbum? A. Proditor animi.
3. P. Quis generat verbum? A. Lingua.
4. P. Quid est Lingua? A. Flagellum aëris.
5. P. Quid est aër? A. Custodia vitae.
6. P. Quid est vita? A. Beatorum laetitia, miserorum moestitia, exspectatio mortis. — etc.
99. A. Quid est miles? P. Murus imperii, timor hostium etc.
100. A. Quid est, quod est et non est? P. Nihil. — etc. —

[2]) Analecta Anglo-Sax. v. Thorpe. Darin stehen z. B. folgende Sätze (p. 117):

Mag. And hwaet drincst þu? Disc. Ealu, gif ic haebbe,
Et quid bibis? Cerevisiam, si habeo.
oþþe waeter gif ic naebbe ealu. — M. Ne drincst þu wîn?
vel aquam si non habeo cervisiam. Nonne bibis vinum?

wenn ich's habe, oder Wasser, wenn ich's nicht habe. Warum trinkst du nicht Wein? Ich bin nicht so reich, daß ich mir Wein kaufen kann, auch ist Wein kein Getränk für Kinder und Unerzogene sondern für Greise und Weise."

Im Gesprächbüchlein Maximilians stehen unter anderm folgende Fragen.[1]) „Was heißt Großvater? Der Großvater ist des Vaters Vater. Was heißt Urgroßvater? Der Urgroßvater ist der Vater des Großvaters. Und der Ururgroßvater? Er ist des Urgroßvaters Vater. Sag Wörter her, das Haupt? caput; ein Scheitel? vertex." — Dem Maximilian waren sieben Mitschüler beigegeben. —

Die Ritter pflegten die Musik und Dichtkunst in hervorragender Weise. „Der Nachtigallen giebt es viel," ruft Gottfried v. Straßburg mit Recht aus. Das Werk v. d. Hagens enthält die Lieder von 162 Dichtern, deren Namen er nennt.[2]) Weinhold sagt (I, 153), „daß die Weisen, welche die lyrischen Dichter des 12. bis 14. J. ihren Worten gaben, uns sehr wenig gefallen würden." — Die höfische Zeit freilich achtete sie ebenso hoch, wie wir unsere Melodien.[3]) —

Die Pflege des Gesanges und der Musik erfuhr einen wesentlichen Aufschwung durch Frankreich, besonders durch die Provence. Uhland sagt: „In den Thälern der Provence ist der Minnesang entsprossen."

In den altgermanischen Zeiten wurden die Heldenlieder wohl mit Begleitung der Harfe vorgetragen, von einem eigentlichen Gesange war hierbei vielleicht nicht die Rede. — Aber der Sänger stand neben dem Könige und dem Edlen. Jetzt wurden von den Fahrenden die alten und neuen Mären verkündet; die Ritter selbst aber sangen den Preis der Geliebten, den Ruhm der Helden, das

---

D. Ic ne eom swa spedig þät ic maege bicgan me wín, and wín
Non sum tam dives ut possim emere mihi vinum et vinum
nys drenc cilda, ne dysigra, ac ealdra and wísra.
non est potus puerorum, sive stultorum, set senum et sapientum.

[1]) M. Quid significat avus? Mxm. Avus est pater patris. M. Quid proavus? Mxm. Proavus est pater avi. M. Quid abavus? V. Abavus vocatur proavi pater. — — M. Recitate nunc vocabula das hawbt. Mxm. caput. M. ain schaytel. H. vertex. — —

[2]) Maness. Hs. (C): 140 Dichter. Weingartn.: 32. Heidelb. (A): 34. Über die musikalische Bildung der deutschen Dichter im 13. Jahrh. handelt Burdach, Reinmar d. A. u. Walther.

[3]) Lanz. 266. —

Lob seliger Zeiten. Die alten Recken konnten das nicht, ihr Ideal war ein Wate und Hagen, die höfische Zeit erzeugte einen Volker und Horant. Da gehört die Sangeskunst schon zur fuoge. Gudr. 389.

Der Sohn des Ritters ward in der Musik von Frauen und von gebildeten Spielleuten unterrichtet. — Von den Helden der Dichtung pflegen die Musik neben dem „küenen videlaere“ Volker[1]) und neben Horant[2]) besonders Tristan.[3]) Auch Lanzelot,[4]) Wigamur (344), Alexander,[5]) Mai[6]) werden in der Musik ausgebildet, im „singen u. seitenspil.“

Als Sangarten werden zunächst erwähnt: „daz liet“, eine Gesangsstrophe; mehrere heißen „diu liet“;[7]) „leich“ ist ein Tonstück aus ungleichen Strophen und ward gesungen oder gespielt.[8]) Andere Namen nennt uns Gottfried, wenn er im Tristan 203, 37 ff. sagt: „la dûze Isôt la bêle si sang ir pasturêle, ir rotruwange und ir rundate, schanzûne, refloit und rolate wol und wol und al ze wol.“ Über die Art und Weise des Gesanges berichtet der Dichter des Reinfried v. Braunschweig (hgg. v. Bartsch. Tübingen 1871. — 23080 ff.): mit irre künfte hôrt man lût mit süezem guft in misselîcher wîse, der hohe, dirre lîse, daz ez in leit zertrante. ir quinte und ir discante gie ûz mit süezem schalle nâ der falseten valle. octâv sich in die quarte zôch u. klam denn senfteclîchen hôch für die octâv mit volle. bêdûre und ouch bêmolle wart nie baz gedoenet. luft anger heid gekroenet wart mit disen nôten. si möhten einen tôten hân halber widerkicket. —

---

1) Nib. 270, 7. 280, 4. 306, 7. —

2) Gudr. VI. avent.

3) Trist. 132: harfin unde sêtin klingen lêrte Kurnevâl daz kint. — Trist. 93, 26 herre, ich hân gevlizzen an ieglîchem seitspil.

4) Lanz. 262—267. harpfen unde gîgen und aller hande seiten spil, des kund er mê danne vil, wand ez was dâ lantsite. die vrouwen lêrten in dâ mite baltlîche singen.

5) Alex. 207 f. sîn meister, den er dar nâh gwan, der lart in wol mûsicam und lart in di seiten zîhen, daz alle tône dar inne gîhen, rotten und der lîren clanc, und von ime selben heben den sanc.

6) Mai 195, 1 f. —

7) Nib. 260, 4: er videlt süeze doene u. sanc ir sîniu liet. Trist. 482, 6.

8) Trist. 91, 24: nu Tristan der begunde einen leich dâ lâzen klingen în von der vil stolzen vriundîn Grâlandes des schoenen.

Bei den Frauen wurde aber bald ein Hochmut über vermeintliche Schönheit ihres Gesanges offenbar, so daß sich Berthold wiederholt gegen das „hôhverten mit wolsingen“ wendet.[1]) Da war also das raubvögelähnliche Gekreisch,[2]) von dem Julian in betreff unserer Ahnen spricht, ins Gegenteil umgeschlagen, und der Zeit gedachte man kaum noch, da Karl[3]) und Otto der Große Sänger aus Italien zum Unterrichte bestellten.

Zum Gesange gehörte das „seitenspil“.[4]) Das hauptsächlichste war die videl[5]) und die dieser ähnliche gîge.[6]) — Diese und die folgenden Instrumente[7]) werden nicht nur selbständig, sondern auch zur Begleitung[8]) gebraucht. — War doch die ganze Lyrik nicht Buchlyrik; Wort und Weise, Text und Melodie waren untrennbar. Instrumente, die nicht sehr von einander verschieden waren, sind harphe,[9]) rotte,[10]) lîre,[11]) sambiût.[12]) Die drei letzteren glichen unserer Zither, wurden aber mit zwei Händen gespielt. —

---

1) Berthold v. Regensb. I, 83, 22. 192, 9. 527, 10.

2) Julian, Misopogon. rec. Hertlein p. 434, 2: *ἐθεασάμην τοι καὶ τοὺς ὑπὲρ τὸν Ῥῆνον βαρβάρους ἄγρια μέλη λέξει πεποιημένα παραπλησίᾳ τοῖς κρωγμοῖς τῶν τραχὺ βοώντων ὀρνίθων ᾄδοντας καὶ εὐφραινομένους ἐπὶ τοῖς μέλεσιν.* — cf. Fortunatus (M. G. Berl. 1881.) Praef. cap. 5. p. 2. stridor anseris, canor oloris. —

3) M. G. SS. II, 102, 14 ff. 170.

4) Trist. 93, 27. 94, 4. 199, 2. 482, 3.

5) Trist. 93, 36. 95, 10. Reinfr. 23292. — Abb. Schultz 101 a—c. I, 432: Fiedel ist eine Geige ohne Griffbrett. —

6) Trist. 191, 10. 286, 7. — Weinh. I, 157. Schultz, Fig. 101 d. f. 100. Kraus 46, 105, 132, 140. — Hagen, Bilders. 3. 22. 39. 44.

7) Schultz I. Abb. 98—101. v. d. Hagen, Bilder aus dem Ritterl. I. II.

8) Trist. 92, 14—33: mit der harphen singen. 190, 4. 9. 26. 193, 10. 194, 1. 197, 30. 432, 12. 16: Tristan u. Isot, eins singt, das andere harft.

9) Trist. 93, 37. 190, 4. 26. Schultz I. Fig. 98. 99. — Englische Harfe = swalwe. P. 663, 17 f. 623, 20.

10) Trist. 330, 5—8: ein rotte, diu was kleine mit golde und mit gesteine geschoenet und gezieret. Reinfr. 23292: harpfen, rotten hât si vil, psalterien, videlen, gîgen. Abb. Kraus 135; ähnlich das Psalterion. Schultz I. Fig. 99. d. — Kraus 91. 134. Trist. 93, 35: mich lêrten Parmenîen videln und symphonieen, harphen unde rotten daz lêrten mich Gâliotten, zwêne meister Galoise mich lêrten Britûnoise, die wâren ûz der stat von Lût, rehte lîren und sambiût.

11) Trist. 94, 2. 201, 37. 203, 30: ir lîren und ir harphen spil sluoc si ze beiden wenden mit harmblancen henden.

12) Trist. 94, 3 f. sambiût, daz beste seitspil, daz ich kan.

Die harphe war in der höfischen Zeit veraltet und wurde nach Wackernagels Ansicht[1]) nur noch von Spielleuten gebraucht; in der Dichtung jedoch wird sie oft erwähnt. Sie wurde mit den Fingern gerührt oder mit dem plectrûn geschlagen.[2]) An ihre Stelle trat die von den Kelten gekommene Rotte, die wie die lîre nur kleiner und zierlicher als die harphe war;[3]) sambiût wird auch für ein pfeifenartiges Instrument gebraucht.[4]) Als Blasinstrumente erscheinen floite,[5]) horn.[6]) —

Mit der Pflege der Musik war die der Muttersprache verbunden. Das Latein war dem Laien unverständlich, wie der Gesang der Vögel.[7]) Dem Gelehrten klang die deutsche Muttersprache rauh, ungelenk, bäurisch. Er würde es gar nicht der Mühe wert gehalten haben, daran zu denken, wertvolle Gedanken überhaupt deutsch auszusprechen und niederzuschreiben. Der Dichter des Pilatus sagt (Z. f. d. Philol. VIII, 272 ff. v. 1 ff.): „Man sagit von dûtscher zungen, siu sî unbetwungen, ze vôgene herte. swer si dicke berte, si wurde wol zêhe, als dem stâle ir geschêhe, der in mit sîme gezowe ûf dem anehowe berte, er wurde gebouge." — Diese Aufgabe übernahmen nun die Ritter. Aus der Not wurde eine Tugend; sie verstanden nur ihre Muttersprache und wußten sie hoffähig zu machen. Die Erziehung fand in deutscher Sprache statt. Es erklang bald alles Sinnen der Sehnsucht, jeder Gedanke der Liebe und Freiheit im heimischen Laute. Es ward jene Ausbildung und Vollkommenheit der Sprache erreicht, jene Schönheit, der Jakob Grimm den Preis vor unserer neuhochdeutschen einräumen will.

---

1) Wackernagel, Literaturgesch. I, 131. Anm. 21. — Weinh. I, 155.

2) Weinh. I. p. 156. — Trist. 90, 33: mit den (henden) sô ruorte er unde sluoc (harphe) ursuoche und nötelîn genuoc seltsaene süeze guote. hie mite wart im ze muote umbe sîne leiche von Britûn. sus nam er sînen plectrûn, nagel und seiten zoher, dise nider, jene hôher, rehte als er si wolte hân. —

3) Weinh. I, 156. —

4) Müllenh. u. Sch., Denkm. 103, 3: Dô liuthin simo zi samini mid trumbin joh mit cymbilin, mid phigilin undi suegelin, mid rottin und mit lŷrin, mid phîffin und sambûcin.

5) S. Weinh. I. p. 158. Schultz I, 433. P. 511, 25—27. Abb. Kraus 140. Hagen 3: Flöte u. Horn. 44: Flöte. 28: Pfeife od. Trompete.

6) Trist. 82, 10 f. Tristan sîn hörnelîn dô nam u. hürnet alsô rîche etc. Abb. Hagen 4. 28. Hagen, Ritterl. V. VI, 1. 3. — Kraus 67. 111.

7) Trist. 436, 5: diu wilden waltvögellîn hiezen si willekomen sîn vil suoze in ir Latîne. —

An erster Stelle ward das höfische, das feine und anständige Sprechen gepflegt. — Bei Tristan wird besonders erwähnt, daß er mit dem siebenten Jahre „rede und ouch gebâr vernemen kunde und ouch vernam.“[1]) Wigalois lernt „mit zühten sprechen“,[2]) Lanzelot „gebâren und wider die vrouwen sprechen.“[3])

Die Rede sollte, wie schon erwähnt, mit französischen Worten „gestrîfelt“ sein (W. G. 41 ff.). Aber nicht nur in Prosa, sondern auch in Versen sollte sich der juncherre geschickt auszudrücken wissen. Petrus Alphonsus rechnet das versificare zu den Ritterkünsten. Das Ideal der Poesie sah Gottfried (Trist. 117—121) in den Werken eines Hartmann, Reinmar, Walther, Bliker, aber nicht in denen Wolframs, dem „vindaere wilder maere, der maere wildenaere.“ Auf höfische Sprache aber legt auch Wolfram das größte Gewicht (P. 342. 343.) — Und ein anderer Zeitgenosse, Wirnt v. Grafenberg sagt: „her Wolfram, ein wîse man von Eschenbach, leien munt nie baz gesprach.“ Wigal. 6343 f.

Frühzeitig übte sich der Knabe im Versebilden. Ulrich v. Lichtenstein[4]) berichtet über Heinrich von Istrien: „Er sagte mir in mîner jugent vor vil der sînen süezen tugent: er lêrt mich sprechen wider diu wîp, ûf örsen rîten mînen lîp, an prieven tihten süeziu wort.“ — Poetischer Sinn mochte hie und da den Kindern schon in früher Jugend eingepflanzt werden. Wate erzählt von Kindermaeren.[5]) Vielleicht zielt auch Mosers Hofrecht[6]) darauf, der da meint, daß man früher zu fürstlichen Erzieherinnen alte Frauen genommen, die dem zarten Gemüte des Kindes nur Mord- und Gespenstergeschichten vorgeführt hätten. Thomasin[7]) wollte ja auch, daß sich die Jugend mit den Geschichten der Heldensage vertraut machen sollte. Gesellten sich nun zu diesen Erzählungen die Lieder der Sänger und das Lob des Gesanges, so kam der inneren Neigung der äußere Antrieb gewiß bedeutsam entgegen. — Gottfried sagt:[8]) „Sie kunnen alle ir ambet wol und

---

1) Trist. 191, 9. 53, 18.

2) Wigal. 36, 15. —

3) Lanz. 256 f.

4) Frauend. 9, 13 ff.

5) Gudr. 1128: ich hôrte ie sagen von kinde für ein wazzermaere, dâ ze Gîvers in dem berge ein wîtez künicrîche erbouwen waere. —

6) Hofrecht II. p. 7.

7) W. G. 1041 ff.

8) Trist. 120, 36.

singent wol ze prîse ir süeze sumerwîse; ir stimme ist lûtr unde guot, si gebent der werlte hôhen muot und tuont reht in dem herzen wol.“

Mit der Pflege des Gesanges und der Muttersprache ging bei vornehmen Rittern die Erlernung des Französischen Hand in Hand. Es wurde Brauch, Franzosen zum Unterrichte an die Ritterburgen zu berufen. In der „Berte“[1]) heißt es, daß zu jener Zeit alle großen Herren um sich Franzosen gehabt hätten, die die Edelknaben und Mädchen im Französisch unterrichteten. Im Iwein ist von einem Mädchen die Rede, „diu wälhisch lesen kunde“ (Iw. 6455. cf. Trist. 201, 32). Mai (195, 7) wird außer in der griechischen und lateinischen Sprache auch in der französischen unterrichtet, Herzog Ernst (v. 70 f.) in der lateinischen und französischen. — Die juncherren gingen wohl auch selbst mit ihren Erziehern auf Reisen, besonders nach Frankreich.[2]) Rual sandte den Tristan „durch vremde sprâche in vremdiu lant.“[3]) Heinrich der Löwe bedankt sich in einem Briefe bei König Ludwig VII. von Frankreich (ca. 1180) für die gute Aufnahme eines juncherren und bittet ihn, daß er französische Edelknaben, welche in Deutschland Sprache und Land kennen lernen möchten, an seinen (Heinrichs) Hof sende.[4]) — So kamen beispielsweise schon um 862 drei junge

---

[1]) Berte aus grans piés (Paris 1836 p. 10, l. 1—5): Tout droit à celui temps, que je ci vous devis, avoit une costume ens et Tyois païs, que tout li grant seignor li conte et li marchis avoient, entour aus, gent françoise tous dis pour aprendre françois leur filles et leur fils. — S. Weinh. I, 140. Schultz I, 121.

[2]) Weinh. 141 Anm. 3. — Wackernagel, Lit. p. 127 Anm. 4. — Budinszky. Die Universität Paris im M. A. führt p. 115—163 eine große Menge Kleriker und Laien aus Deutschland an, die im Mittelalter (auch in der Staufenzeit) zu Paris studierten, oft der französischen Sprache und Bildung wegen; z. B. p. 121 Bruno v. Berg. — p. 122: Konrad v. Scheyern-Wittelsbach. p. 150: Ludwig III. und Hermann I., Söhne Ludwigs II. v. Thüringen (1140 bis 1172). Unter Ludwig VII. (1137—1188): Otto v. Freising und 8 Erzbischöfe. S. auch Wattenb. Geschichtsquellen. 5. Aufl. II, 7—10. S. 7 wird eines Mönches von Barisy b. Coucy gedacht, welcher um 1110 drei vornehme Knaben in französischer Sprache unterrichtet.

[3]) Trist. 53, 20.

[4]) S. Prutz, Friedr. I. Band III, 388: Excellentie vestre ingentes gratiarum actiones referimus, quoniam fidelissimi nostri filium, quem per presentem portitorem litterarum dilecti maiestati vestre transmisimus, uti decuit virtutem vestram et clementer accepistis et clementius hactenus tenuistis, unde ut vere fatear, perhennem in corde meo pepi-

Adelige (Franzosen) nach Deutschland, um die Sprache zu lernen,[1]) und junge Mailänder machen im 11. Jahrhunderte ihre Studien in Burgund, Deutschland und Frankreich (M. G. SS. VIII, 71). —

Viele Sänger des 12. und 13. Jahrhunderts verstanden die französische Sprache. Thomasin spricht W. G. 34: wie wol ich welhische kan, sô wil ich doch in mîn getiht welhischer worte mischen niht. — — Klingsor sagt (Wartburgkr. Ausg. v. Simrock p. 130): ze Parîs guote schuole ich vant. — Auch Hartmann rühmt sich, in Kärlingen gewesen zu sein (1. Büchl. 1280), und Walther meint, er habe seine Beobachtungen auf das Land zwischen Seine und Mur erstreckt (W. 31, 13).

Das Erlernen des Französischen erstreckt sich bald auf weitere Kreise. Im Guten Gerhart des Rudolf v. Ems (1351) wird ein Kaufmannssohn erwähnt. „Dô sprach der fürste kurteis: sagent an, verstât ir franzeis? — Jâ herre, mir ist wol erkant beidiu sprâche und auch daz lant.“ — Es kann als ein Zeichen der Zeit gelten, wenn der sich ritterlich gebärdende Bauernsohn Helmbrecht vlämische (747), lateinische (722), französische (726) und böhmische (728) Brocken den erstaunten Seinigen auftischt. — Doch muß auch erwähnt werden, daß Wolfram eingesteht Wh. 237, 5: ein ungefüeger Tschampâneis kunde vil baz franzeys dann ich, swiech franzoys spreche. Und Hugo von Trimberg meint: maneger hin ze Parîs vert, der wênic lernt und vil verzert, sô hât er doch Parîs gesehen (13 390).

Man hatte aber den Wert des Reisens erkannt. Es war ein Ruhm, fremde Länder gesehen zu haben. Mit Stolz und hohem Selbstgefühl ruft Walther (56, 30), gleich dem Sänger des Wîdsîþ: „Ich hân lande vil gesehen.“ —

Wir haben schon angeführt, daß die Frauen im allgemeinen nach höherer wissenschaftlicher Bildung strebten. Fast unheimlich erscheint uns die „witze rîche“ Cundrie, auch wenn wir von

---

gistis mansionem. Rogo igitur excellentiam vestram sub respectu totius servitii nostri et bona memoria intime amicicie, ut si quid in omni ditione mea est, quod excellentie vestre placeat, ipse imperetis et si habetis pueros, quos vel terram nostram vel linguam addiscere vultis, nobis transmittatis.

[1]) Baluzius, Servati Lupi epistolae 91. Antwerpen 1710. p. 137: filium Guagonis nepotem meum, vestrumque propinquum, et cum eo duos alios pueros nobiles propter germanicae linguae nanciscendam scientiam vestrae sanctitati mittere cupio, qui tres duobus tantummodo paedagogis contenti sunt.

ihrem Äußeren absehen. P. 312, 20—28: alle sprâche si wol sprach, latîn, heidensch, franzoys. si was der witze kurtoys, dîaletike und jêometrîe: ir wâren ouch die liste bî von astronomîe. — Ähnlich, nur lichtvoller, ist die Beschreibung von Isots Gelehrsamkeit (Trist. 201, 27—204, 10); sie ist „ein wunder von schoene, hövescheit“ und wissenschaftlicher Bildung. — —

8. Die Leibesübungen.

Ein allgemein menschliches Erziehungsideal war dem Mittelalter fremd. Es überwog zu sehr das Standesbewußtsein. Der Ritter kümmerte sich wenig um den Priester und sah von oben herab auf Kaufmann und Handwerker. Die Erziehung war eben nur ritterlich. Das passende Erziehungsmittel sah man neben der Hövischheit und den musischen Künsten in den Leibesübungen. Von Volker wird gerühmt (Nib. 280, 6), daß er fuoge und ellen in gleich hohem Grade besessen habe. — Das war das Erstrebenswerte des Ritters; Pflege, Zucht und Unterricht zielen darauf hin. — Petrus Alphonsus führt septem probitates auf.[1]) Die Namen decken die Sache nicht; einzelne fehlen so gut wie ganz. Vintz möchte für die Ritter das griechische Pentathlon in veränderter Gestalt annehmen. Das läßt sich nicht beweisen, wenn es auch Thatsache ist, daß sowohl die musische, als auch ganz besonders die körperliche Ausbildung des Ritters in vielen Stücken der griechischen Erziehung glich. An eine Entlehnung ist nicht zu denken.

Tacitus[2]) berichtet von den Schwerttänzen germanischer Jünglinge. Die Edda[3]) weiß zu erzählen, wie „Jarl in den heimischen Räumen aufwuchs, den Lindschild lernt er schwingen, Bogensehnen anlegen, den Ulmbogen spannen, Pfeile schaften, Geschosse schießen, Speere werfen, auf Rossen reiten, Hunde hetzen, des Schwertes mächtig sein.“ „So wuchsen auch die Söhne des Edlen auf. Sie zähmten die Rosse und bogen die Schilde, sie glätteten Pfeile und schwangen den Eschenspeer.“ — Einhart sagt,[4]) daß es kaum ein

[1]) Petr. Alf. Disc. cler. p. 43. —

[2]) Tac. Germ. 24: nudi iuvenes, quibus id ludicrum est, inter gladios se atque infestas frameas saltu iaciunt. exercitatio artem paravit, ars decorem.

[3]) Edda p. 73.

[4]) Einh. vita Caroli M. c. 22 (SS. II, 426—463): exercebatur

Volk auf Erden giebt, welches es in den Reit- und Jagdübungen mit den Franken aufzunehmen vermag, die sich fortwährend darin üben. Cäsar[1]) und Tacitus[2]) geben schon Kunde von den Jagden der alten Deutschen. Und wenn uns Florus[3]) überliefert, daß König Teutobod über 4—6 Pferde gesprungen sei, so kann man wohl auf allgemeinere Verbreitung derartiger Übungen schließen. Ausführlich schildert uns Nithart[4]) in seinen Historien die Kampfspiele, die nach der denkwürdigen Ablegung der Straßburger Eide stattfanden. Das Dichtergemüt eines Gustav Freytag[5]) weiß aus alter Zeit uns ein anschauliches Bild zu entwerfen, wie unsere Ahnen sich zu Fuß und Roß getummelt und Kraft und Behendigkeit im Wetteifer beim Kampfspiel gezeigt. — Diese Übungen sind urgermanisch, wenn auch eingestanden werden muß, daß die Deut-

---

assidue equitando ac venando, quod illi gentilicium erat, quia vix ulla in terris natio invenitur, quae in hac arte Francis possit aequari.

[1]) Caesar, bell. Gall. IV, 1. multumque sunt (Suebi) in venationibus; quae res et cibi genere et cotidiana exercitatione et libertate vitae, — et vires alit et inmani corporum magnitudine homines effecit. VI, 21. vita omnis in venationibus atque in studiis rei militaris consistit; ab parvulis labori ac duritiae student. — VI, 28 (v. d. Jagd der Auerochsen): hos studiose foreis captos interficiunt. hoc se labore durant adulescentes atque hoc genere venationis exercent, et qui plurimos ex his interfecerunt, relatis in publicum cornibus, quae sint testimonio, magnam ferunt laudem.

[2]) Germ. c. 15. quotiens bella non ineunt, non multum venatibus, plus per otium transigunt.

[3]) Florus (Rec. Halm. Lips. 1872 I, 38. p. 51, 10): certe rex ipse Teutobodus quaternos senosque equos transilire solitus, vix unum, cum fugeret, ascendit proximoque in saltu conprehensus insigne spectaculum triumphi fuit.

[4]) Nith. Hist. III, 6 (M. G. SS. 651—672. — Ed. Pertz p. 41): ludos etiam hoc ordine saepe causa exercitii frequentabant. conveniebant autem quocumque congruum spectaculo videbatur, et subsistente hinc inde omni multitudine, primum pari numero Saxonum, Wasconorum, Austrasiorum, Brittanorum, ex utraque parte, veluti invicem adversari sibi vellent, alter in alterum veloci cursu ruebat; hinc pars terga versa protecti umbonibus, ad socios insectantes evadere se velle simulabant; at versa vice, iterum illos quos fugiebant, persequi studebant; donec novissime utrique reges cum omni iuventute ingenti clamore, equis emissis, hastilia crispantes exiliunt, et nunc his, nunc illis terga dantibus, insistunt; eratque res digna pro tanta nobilitate nec non et moderatione spectaculo.

[5]) G. Freytag. Ingo, p. 35—40. 11. Aufl.

schen die äußere eigentümliche Weise der Turnierkünste von den Franzosen übernahmen. Nur Äußerlichkeiten können in Betracht gezogen werden, wenn alte Schriftsteller den Gaufridus de Pruliaco[1]) († 1066) als Erfinder des Turniers hinstellen. — Die Kelten und die Moslemen in Spanien[2]) haben ja auch Ritter und Ritterübungen gehabt.

Die einfachsten und ältesten Übungen sind das Laufen und Springen. Nur vereinzelt wird uns so anschaulich ein Wettlauf geschildert, wie der des Hagen, Gunther und Siegfried. Nib. 147, 5: dô sprach von Niderlanden der herre Sîvrit: ir mugt ez wol versuochen, welt ir mir loufen mite ze wette zuo dem brunnen. sô daz sî getân, der sol hân gewunnen, den man siht ze vorderst stân. Siegfried trägt sein „gewaete, schilt, gêr, pirsgewant.“ Von den andern heißt es aber: dô zugen si diu kleider von dem lîbe dan. in zweien wîzen hemeden sach man si beide stân. sam zwei wildiu pantel sie liefen durch den klê, doch sah man bî dem brunnen den snellen Sîvriden ê. — Die Bezeichnung „der snelle“ wird den Helden oft gegeben; das soll aber ursprünglich heißen: der Kühne, der rasch und mutig Entschlossene.[3]) Die Behendigkeit ward in früher Jugend geübt, namentlich mußte der garzûn schnell sein.[4]) Von dem entführten jungen Hagen berichtet der Dichter: Gudr. 98: hei, waz er von tieren sneller sprunge

---

[1]) Joinville, Collection universelle des Mémoires particuliers relatifs à l'histoire de France. II. Diss. VI, 437 f. (Charles du Fresne): Cependant les anciennes Chroniques en attribuent l'invention à Geoffroy Seigneur de Preuilly, qui fut père d'un autre Geoffroy qui donna l'origine aux Comtes de Vendôme. Celle de Tours (Chr. Tur. a. 1066) rend ce témoignage de luy: „Anno 1066 Gaufridus de Pruliaco, qui Torneamenta invenit, apud Andegavum occiditur.“ Et celle de S. Martin de Tours: Anno Henrici Imp. et Philippi regis fuit proditio apud Andegavum, Gaufridus de Pr. et alii barones occisi sunt. Hic G. d. Pr. Torneamenta invenit.

[2]) Prutz, Kulturgesch. d. Kreuzz. p. 42 f.

[3]) Heliand 543: thegnos snelle (Weisen aus dem Morgenl.). Petrus: snel swerdthegan 4866, thegno snellost 5027. Otfrids Krist: Ludowig ther snello. — Gudr. 1624. Nib. 49, 5 mit snellen degenen; ähnl. 56, 3. 77, 3. 2, 4. 72, 2. P. 51, 17. 124, 11. 243, 28. 306, 24. 354, 19. Tit. 9, 3. Wh. 37, 7. 46, 14 ꝛc. Lanz. 364. 3357. 4436.

[4]) Iw. 2132 mîn garzûn loufet drâte. 7106 ez lief kreiierende hie behender garzûne gnuoc, der ietweder truoc driu sper ode zwei.

nam! als ein pantel wilde lief er ûf die steine. jâ zôch er sich selbe; er was aller sîner mage eine. — Bei Erwähnung der Spiele und Turniere fehlt die Nennung des Laufens und Springens[1]) selten, und bei der Schilderung der Erziehung wird dieser Übung immer gedacht. Von Lanzelot heißt es 282: ouch muost er loufen alebar und ûz der mâze springen und starclîche ringen, verre werfen steine grôz und cleine und die schefte schiezen. Auch Tristan (54, 34) lernt „wol loufen, sêre springen.“ Und fast genau so berichten die Dichter des Wigamur (346 f.), Rudolf (z. B. 87), Tristrant (143). Achilles (Troj. 6188) „muoste loufen unde gân ûf manigen hôhen rûhen berc.“ — In Bezug auf das Springen sagt Konrad v. W. über ihn: „er (Schyron) hiez in dicke springen über manic tobel tief“ (6194). Man pflegte das Laufen und Springen außerdem in Verbindung mit dem Steinwerfen. Brunhilt und Siegfried-Gunther messen sich darin.[2]) Achilles muß den Pfeil im Laufe einholen.[3]) — Der Sprung ward besonders am Pferd geübt. St. Palaye erzählt uns von den verschiedenartigsten kunstreichen Sprüngen und Wendungen des Boucicaut am Pferde. Jetzt machte er einen Versuch, in voller Rüstung auf ein Roß zu springen, dann lief oder ging er lange Zeit zu Fuße, um sich einen langen Atem anzugewöhnen und Beschwerlichkeiten lange aushalten zu lernen; ein andermal schlug er

---

[1]) Iw. 67 (beim Pfingstfest): dise tanzten, dise sungen, dise liefen, dise sprungen, dise schuzzen zuo dem zil, dise hörten seitspil. — Lanz. 2675 (Turnier): vehten, rennen, springen, loufen, schirmen, ringen, zabeln unde kugelspil, rotten, gîgen, harpfen vil u. krâm allerhande daz vint man tegelîches dâ. — Gudr. 813. si gâben tegelîche ritterschefte vil. — man sach si loufen u. springen u. dicke mit den scheften schiezen. — Virg. 738, 2: er îlte springen in den kreiz 18 schuohe der lenge. Wh. 187, 1—25.

[2]) Nib. 49, 6. zuvor Schaftwerfen. — Den stein warf si verre, dar nâch si wîte spranc. swer an si wenden wolde sînen gedanc, driu spil muoser an behaben der frowen wolgeborn: gebrast im an dem einen, er het daz houbet sîn verlorn. 65, 4. den stein den sol er werfen u. springen dar nâch, den gêr mit mir schiezen. — 70, 2—71, 3.

[3]) Troj. 6114: sô Schŷron ûf gesazte durch kurzewîle ein verre zil, und er in sîner wunne spil schôz dar zuo mit sînem bogen, sô muoste Achilles ê geflogen u. geloufen sîn dar an, ê daz der snelle phîl her dan von der senewen snüere gesnurrete u. gefüere. Sîn louf, der muoste dringen vür der strâlen swingen u. für der gaehen bolze fluc. Schyron der lêrte in manegen tuc, der griuweclîche was gestalt. —

heftig mit Hammer oder Axt —, er sprang ohne Hilfe eines Steigbügels völlig geharnischt auf ein Pferd. Einem großen, auf einem hohen Pferde sitzenden Menschen sprang er ohne weitere Hilfe von hinten mit auseinandergesperrten Beinen auf die Schulter, indem er denselben an der einen Hand am Ärmel anfaßte. — Eine Hand auf den Sattelknopf eines großen Rosses und die andere zwischen die Ohren desselben legend, ergriff er dasselbe bei der Mähne, auf ebener Erde, und sprang zwischen seinen Armen hindurch auf die andere Seite des Pferdes ꝛc.[1]) — In deutschen Gedichten wird namentlich der Sprung aufs Pferd ohne Stegreif gerühmt. Vom jungen Parzival heißt es 215, 19: Parzival der wîgant gienc da er sîn ors al müede vant. sîn fuoz dernach nie gegreif, er spranc drûf âne stegereif, daz alumbe begunden zirben sîn verhouwene schildes schirben.[2]) Öfter finden wir dies im Wolfdietrich.[3]) Mit dem Laufen und Springen eng verwandt war das Tanzen. Wir haben damals Reihen und Tanz, der erstere ward gesprungen, der letztere getreten. Ausgedehnteren Gebrauch fand Tanz und Reigen namentlich bei der Landbevölkerung. Das schildert uns Nithart von Riuwental besonders lebhaft; und Wernher spricht im Helmbrecht (940—957) 952: juncherren und meide si tanzten froelîche. Auch Walther[4]) beschreibt den Tanz, und Konrad v. Landegge ruft aus: wir süln tanzen, wir süln springen, wir süln vroelich reigen, wir süln singen.[5])

Eine andere Jugendübung war das Ringen. Erec hat in seiner Jugend „ze sîme gefüere" zu England „vil wol gelernet ringen, z' andern behenden dingen" (9280—9284). Ähnlich wird im Wigamur (347), Lanzelot (284), Tristan (54, 33) berichtet.

Obwohl das Baden[6]) allgemein in Übung stand, wird

---

[1]) Klüber, p. 23 f. Vom hl. Geraldus Acta S. S. Oct. 6, 302 E.: Tam velox autem factus est ut equorum terga facili saltu transvolaret.

[2]) Ähnl. Parz. 157, 28. der gewâpent in den satel spranc: ern gerte stegereife niht, dem man noch snelheite giht.

[3]) Wolfd. D. VII, 159: er gurte sînem rosse, der ûz erwelte man, daz ez in den ringen zitern dô began, âne stegereif er in den satel spranc. VIII, 48: gewâfent âne stegereif er in den satel spranc (Otnît). Virg. 97, 7: vil schône er in den satel spranc mit ellenthaftem muote.

[4]) Walther, 74, 20 f.

[5]) Hagen MS. I, 357, 54. Iw. 67. Lanz. 657. P. 242, 5. S. auch Helmbr. 204. 215. 514.

[6]) Sehr anschaul. Bild: Kraus 20: Badestube. — Waschen und Baden besonders nach dem Ablegen der Rüstung. P. 228. 1 f. 272 f. Gudr. 653. 1600. P. 166, 22.

doch das Schwimmen fast gar nicht erwähnt. Nur mit Mühe rettet sich der in die Donau geworfene Pfaffe.[1]) Gawein, der allerdings seinen Harnisch trägt, kommt nur mit Not über den Fluß und rettet sein Roß Gringuljet (P. 602). Kaum hierher zu rechnen ist die Stelle über Achilles im Trojanerkr. 6178: wan sô diu wazzer wilde sich in dem walde erguzzen und alsô tobende fluzzen, sô muoste er an ir strûme tief stên mit blôzen beinen. —

Einen Hauptteil der körperlichen Ausbildung nehmen die Wurfübungen ein. Es gab ein Stein-, Messer-, Ger- und Speerwerfen.

Das Steinwerfen ist vielleicht nur in manchen Gegenden Deutschlands heimisch gewesen. Es kam darauf an, den Stein so weit als möglich nach einer bestimmten Richtung zu werfen. Zuweilen war damit das Laufen nach dem geworfenen Stein verbunden. Im Virginal wird dies Spiel „umbe guot" ausgeführt. 948, 7—11: sî stechent, schiezent, werfent stein, die herren algemeine. sî wurden ze râte under ein: swelher wurf ze kleine, der sol ein vuoder wînes geben. — Lanzelot[2]) und Tristrant[3]) lernen das Steinwerfen in früher Jugend, ebenso Wolfdietrich,[4]) der einen „ungefüegen" Stein sechs Klaftern weit schleudert. —

Noch weniger ist in der Jugend das Messerwerfen geübt worden. Das war ein Kampf auf Leben und Tod. Wolfdietrich besteht einen solchen mit dem heidnischen Könige.[5]) Ohne Rüstung, in bloßem Hemde, stehen sich beide auf Stühlen gegenüber. Jeder hat drei scharfe Messer, die der Geforderte unter den sechs auswählt, dazu einen kleinen Schild, eine Spanne breit. — Der Heide wirft zuerst nach dem Haupte des Wolfdietrich und trennt ihm nur zwei Locken ab. Der zweite Wurf gilt dem Fuße, verfehlt

---

[1]) Nib. 241, 1. der pfaffe swam genôte.

[2]) Lanz. 285. (ouch muost er) verre werfen steine.

[3]) Tristr. 138. her liez ez spelin unde tobin mit andern kindern genûch u. lêrte in grôziu gevûch mit hendin u. mit beinen, werfen mit den steinen.

[4]) Wolfd. D. III, 5. man lêrt sie wie sie solten werfen wol den stein daz sie den prîs behielten: ir kraft was niht klein, einen stein ungefüegen Wolfdietr. vazzen gan, er warf in für sie alle sehs clâftern dort hin dan.

[5]) Wolfd. B. III, 586—628.

aber auch sein Ziel, da Wolfdietrich vom Stuhle aufspringt. Auch der dritte Wurf nach dem Herzen ist vergeblich. Wolfdietrich tötet seinen Gegner mit dem dreimaligen Wurfe. Ähnlich ist der Kampf Lanzelots.[1]) — Mit großer Geschicklichkeit mußte dabei zu Werke gegangen werden. Gottfried von Straßburg vergleicht das Dichten des Bliker von Steinach mit dem Messerwerfen.[2]) König Antzius trägt dem Herzog Berchtung von Meran auf, er soll seinen Sohn Messerwerfen lehren, wie er es den Herzog gelehrt habe.[3])

Das Gerwerfen war in der Ritterzeit nicht mehr in Gebrauch, der Speer war an die Stelle des Gers getreten. Im Nibelungenlied[4]) wird es noch oft erwähnt; auch Wolfdietrich[5]) mit seinen Jugendgenossen lernt dasselbe.

Der Speer bestand aus zwei Teilen, dem Schaft und der Stahlspitze, die glavîn, glavie oder glevîn, glevîe, gleve genannt wird. Doch werden Speer, Lanze, Schaft, glavie (zu lat. gladius, prov. glavi, afr. glaive) für ein und dieselbe Waffe gebraucht. Für die Übungen und Spiele ist eigentlich nur der Name Schaft zutreffend. — In jener lieblichen Schilderung im Willehalm, in der die Spiele der Jugend in der Abenddämmerung geschildert werden, denen der König aus des Palastes Fenster zusieht, sagt der Dichter 187, 16: ze der zît was êre, der den schaft verre schôz. — Tristan[6]) lernt in seiner Jugend den Schaft schießen, ebenso Lanzelot.[7]) Dietleib[8]) greift beim

---

[1]) Lanz. 1118. des erclupften die geste, wan er zwei scharpfiu mezzer truoc, spizzic unde lanc genuoc, unde zwêne buggelaere. im was sîn herze swaere. diu mezzer beidenthalben sniten. 1180. mit dem mezzer erm bevalch einen vreislîchen stich, daz er viel ûf den esterich unde nie kein wort ersprach.

[2]) Trist. 119, 34. wie er diu mezzer wirfet mit behendeclîchen rîmen.

[3]) Wolfd. B. I, 6. ich lêrt dich mezzer werfen, — nu lêre ez Hugdietrîchen.

[4]) Nib. 12, 4. ez fuorten scharpfe gêre die ritter ûz erkorn. Sîvrit der fuorte ir einen wol zweier spannen breit, der ze sînen ecken harte vreislîchen sneit. — 70, 2—5. 65, 4. 67, 5 f. 139, 1. Lanz. 1504.

[5]) Wolfd. D. III, 4. man lêrt die jungen fürsten die schilte rehte tragen, mit scharpfen gêren schiezen durch halsberc u. durch kragen.

[6]) Trist. 34, 35. (über diz allez lernete er) schiezen den schaft, daz tete er wol nâch sîner kraft. — Trist. 145 lernt: die schaft schiezen nâch manlîchen geniezen.

[7]) Lanz. 287 muß „schefte schiezen." Ebenso Rud. γ b 8. —

[8]) Bit. 2128.

Speerwerfen so ungeschickt zu, daß „von sîner tumben hant vil der schefte wart verswant.“ Am häufigsten wurde die Lanze bei der Tjoste gebraucht. — Der junge Parzival lernt „den gabilôtes swanc“ und erschießt damit so manchen Hirsch.[1]) Ein Gabilot war kleiner als der Wurfspieß, glich mehr dem Pfeile und war keine ritterliche Waffe. Der eben mit dem Schwerte umgürtete Parzival darf sie nicht mehr tragen.[2]) — Zur Jagd wurde gewöhnlich Bogen und Pfeil gebraucht. Parzival schnitt sich bogen und bölzelîn und schoß viele Vögel.[3]) Anfangs ward nach einem bestimmten Ziele geschossen. Achilles lernt so gut schießen, daß er ein Haar mit seinem Pfeile getroffen hätte.[4]) Auf die Jagd ging der juncherre schon in früher Jugend, wie wir an Parzival, Tristan,[5]) Partonopier,[6]) Lanzelot,[7]) Achilles[8]) sehen.

Auch mit der Armbrust ward geschossen.[9]) — Das Jagen war ein Hauptvergnügen der damaligen Zeit, das beweisen unter anderem auch die zahlreichen Bilder in der Manesseschen Handschrift.[10]) Ritter und Dame[11]) ritten auf die Jagd, Bracken[12]) verfolgten das Wild,[13]) Falken warfen die Vögel nieder.[14]) — Der Kaiser Friedrich II. schrieb selbst ein Buch: Über die Kunst mit Vögeln zu jagen. Die Jagd wurde zur Leidenschaft, daß Ulrich v. Lichtenstein sagt: der Ritter vergißt selbst, sein Weib zu liebkosen, frühmorgens nimmt er den Hund

---

1) P. 120, 2.

2) P. 157, 19. ich enreiche dir kein gabylôt. diu ritterschaft dir daz verbot.

3) P. 118, 4.

4) Troj. 6170. ze râme schiezen manegen schuz wart dem juncherren offen; er haete ein hâr wol troffen mit sînes bogen pfîle.

5) Trist. 54, 37.

6) Part. 329 f.

7) Lanz. 290 lernt: birsen, beizen, jagen und mit dem bogen râmen.

8) Troj. 6198 ûf aller vrechen tiere spor hiez in sîn meister gâhen. mit sînem spieze enphâhen muost er diu küenen eberswîn, diu kleinen kranken tierlîn diu liez er ungetoetet.

9) Kraus Abb. 66. 130.

10) Z. B. Kraus 7. 29. 32. 52. 66. 67. 74. 106. 111. 128. 130.

11) Kraus 29. Wolfd. B. 388. S. Weinh. II. 119 f. Hagen, Bilder aus d. Rl. V.

12) Kraus 67. Tit. II.

13) Kraus 67: Hirsch. 74: Eber. 106: Bär. 111: Hasen.

14) Kraus 2. 7.

ans Seil und rennt in den Wald. — Mit großer Ausführlichkeit schildert Gottfried im Tristan, wie dieser den Hirsch zerlegt und dadurch seine Hövischheit bekundet.[1]) Außer der Falkenbeize und dem Schießen nach Vögeln wird keine weitere Art des Vogelfanges aufgeführt. — Nur Achilles, der von seinem Dichter mit allen denkbar möglichen Erziehungsmitteln zum Helden gemacht werden soll, muß den Greifen ihre Jungen rauben.[2])

Zu den Lauf-, Wurf- und Schießübungen gesellt sich ferner das Schirmen, das Fechten mit Schwert und Schild. In früher Jugend ward damit begonnen. Mit dem Schilde geschickt umzugehen, war nicht leicht. Parzival (162, 16. 173, 15) und Lanzelot (492 f.) werden von ihren Lehrmeistern darüber getadelt und belehrt.[3]) — Die Lehrer in jener Kunst, die Schirmmeister, wurden von reichen Edelherren oft weit hergeholt. Mit Schirmwaffen[4]) wurden die Schirmknaben[5]) schulmäßig eingeübt, damit letztere später mit dem Ritterschwert kämpfen konnten. Von Gregor heißt es 1813 f., das trieb er so lange, daß er, wie er begehrte, mit Speer und Schwert Ritter sein konnte. — Hing ja doch von der Fähigkeit im Schwertkampfe der Eintritt in die Mündigkeit ab. Kein Wunder, daß Schwertübungen und Schwert eine so große Rolle spielten.[6]) Der Knappe darf das Schwert noch nicht am Gurt tragen, das ziemt nur dem Ritter,[7]) er muß aber das Schirmen „gar von grunde biz ûf ein ende kunnen“ (Troj. 6164). — Dietleib[8]) erhält seinen Unterricht bei einem Meister aus Irland,

---

[1]) Trist. 73, 3. — 78, 17.

[2]) Troj. 6148. er muoste auch ûz den clâwen den grîfen zücken alle ir fruht. — er zôch diu wilden cleinen grîfelîn.

[3]) Bit. 2134. Gudr. 360. 361.

[4]) Gudr. 370. schirmwâfen. Bit. 2171. schirmswert.

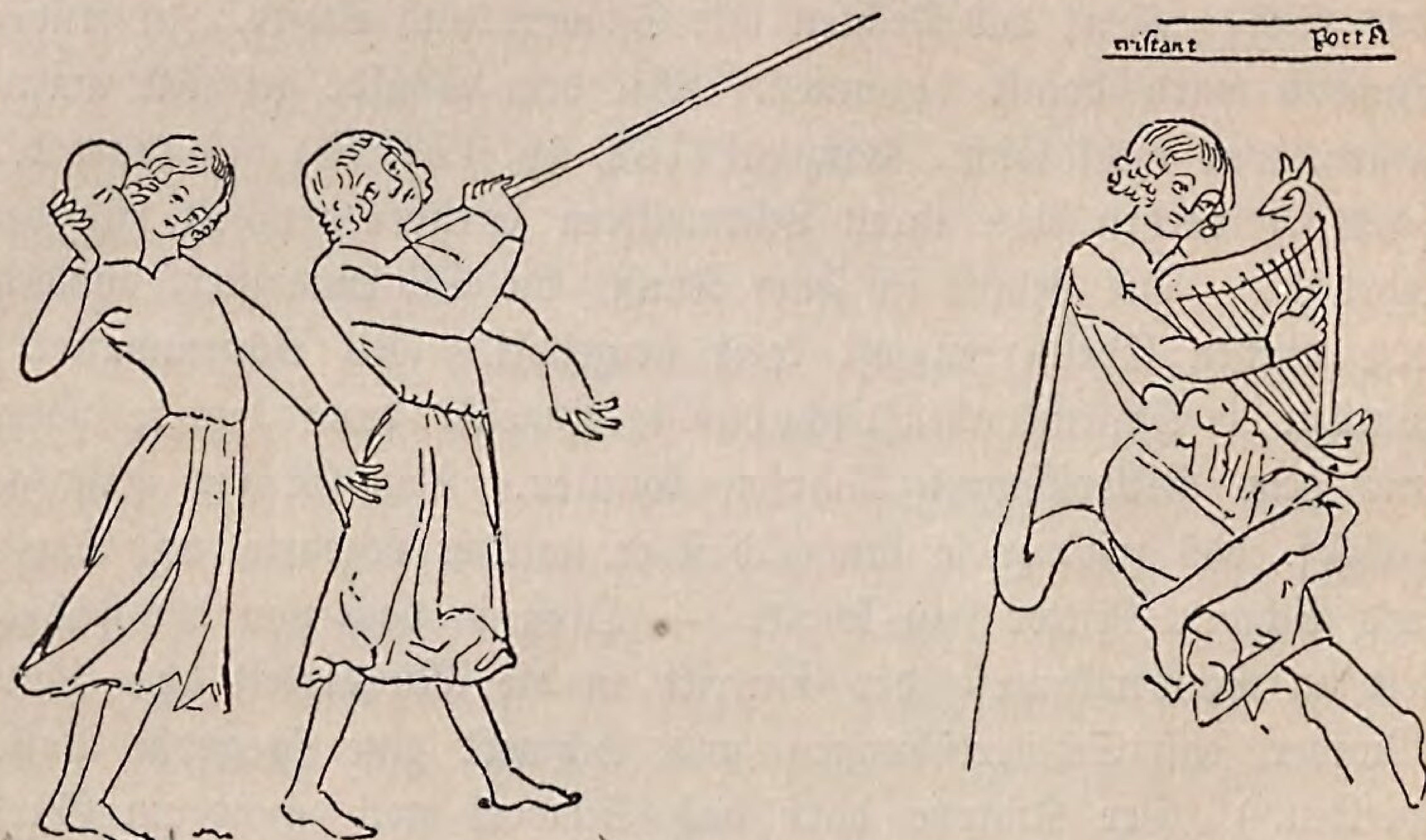
[5]) Gudr. 361.

[6]) Troj. 6164. — Der Held rühmte sich, wenn er ein altberühmtes Schwert besaß. Nibelungs Schwert Palmunc (Nib. 15, 4) erwirbt Siegfried. — Irings Schwert = Wasecke: Nib. 314, 5. Abb. des Schirmens 62. 68. 112 Kraus.

[7]) Part. 5226. — ein swert, daz er dô bant an den satel neben sich. er hienc ez dran sô dunket mich, wan sîn frouwe staete geboten im daz haete mit ir rôten munde wert, daz er niemer solte swert gegürten umbe sînen lîp, ê si, daz vil reine wîp ze ritter in gemachete.

[8]) Bit. 2134. swâ er die schirmmeister vant mit schilde und buckelaeren, er hiez ie bewaeren die kunst bescheidenlîche. den jungen künic rîche ein meister lêrte ûz Irlant. — Gudr. 357.

einem Lande, dessen Schirmmeister damals berühmt waren. Dietrich wird von Hildebrant unterrichtet.[1] Bouge, Wahsmuot, Wolfdietrich (D. III, 3) müssen unter anderem auch schirmen und fechten. Als Sigebant an den Hof kommt, um ritterliche Erziehung zu empfangen, lernt er „mit dem sper rîten, schirmen unde schiezen“ (Gudr. 3). Das Schirmen lernen ferner Wigamur,[2] Achilles,[3] Alexander,[4] Mai,[5] Lanzelot,[6] Tristan.[7]) — Vom Wigalois sagt der Dichter (36, 30): aller hande rîter spil



Stockfechten.

(Federzeichnungen aus der Tristan-Handschrift der Hof- und Staatsbibliothek zu München.)

lêrten in die rîter vil, buhurdieren und stechen, diu starken sper zerbrechen, schirmen und schiezen. — Vielleicht ist das „mit puschen strîten“ (Wh. 187, 14) in den Jugendspielen

1) Virg. 361 spricht Hildebr. über Dietr.: ich lêrte in sprechen reiniu wort, ganzer tugende voller hort: ich liez in nie gehirmen. ich lêrte in êren priesters leben, lop den reinen vrouwen geben, schâchzabel ziehen, schirmen.

2) W. 346.

3) Troj. 6164.

4) Alex. 227—244. einen meister gwan er abir sint Alexander, daz edele kint, der lartin mit gewêfene varn, wî er sich mit einem schilde solde bewarn, und wî er sîn sper solde tragen zô deme, dem er wolde schaden, und wî er den erkiesen mohte und gestechen, als iz ime tohte und alse der stich wêre getân, wî er zô dem swerte solde vân und dâ mite kundicliche slege slân. unt wie er sînen viant solde vân.

5) Mai 195, 4.

6) Lanz. 279.

7) Trist. 54, 33.

zwischen Palast und Linde eine Vorübung zum Schirmen, ein Fechten mit Stäben. — — Das Schirmenlernen wird einmal in der Gudrun dargestellt:[1])

Als Held Wate zu Hagen gekommen ist und sich so stellt, als wenn er nichts vom Schirmen verstände, spricht Hagen: „Ich will meinem besten Meister Auftrag geben, dich zu lehren, wie man mittels dreier Schläge (drîe swanke) in harter Feldschlacht streitet.“ Der Schirmmeister kommt. Wate steht „in huote“ (Bartsch: parierte jeden Schlag; vorsichtig und sorgfältig); darüber muß Fruote lachen. Da erklingen die Waffen, es stieben wirbelnd die Feuerfunken aus dem Schilde.[2]) Und nun will König Hagen den Wate vier Schläge lehren. Da zeigt auf einmal „der künstelôse man“ seine Meisterschaft. Nur eine Weile währt der Kampf, da sagt Hagen scherzend: „Ja, wenn ich das gewußt hätte, so wäre das Schirmschwert nimmer in meine Hand gekommen. Fürwahr, so schnell sah ich noch keinen Schüler lernen.“ — Das ergötzte ringsum die Ritter.

Die Übungen zu Pferde füllten wohl die meiste Zeit aus.[3]) Der Ritter war ja an erster Stelle Reiter. In der frühesten Jugend bestieg er das Roß unter Aufsicht des Meisters. Das Reiten durfte nicht mit allerhand ungeschickten Körperbewegungen geübt werden; so schön wie es ein Maler malen konnte,[4]) „âne des lîbes arbeit“[5]) sollte geritten werden. Wolfdietrich muß mit seinen Genossen zuerst lernen, auf dem Sattel richtig zu sitzen.[6]) Das juncherrelîn thut sich stets etwas darauf zu gut, so recht des Rosses

---

[1]) Gudr. 359 ff.

[2]) cf. auch Lanz. 5312: beide si zetranden die ringe mit den swerten. si slugen alsô sêre ûf helme und ûf schilte, daz daz viur wilde wadelende drûze vlouc. cf. Lanz. 2066. 3172 ff. 4496. Er. 9148. Gudr. 882. sam ein âbentrôt sach man helme schînen von sînen slegen swinden (Wate).

[3]) Nib. 5, 1. vil selten âne huote man rîten lie daz kint. — Lanz. 486 ff.

[4]) Greg. 1324—1452. 1434: ob des sattels ich schein, als ob ich waere gemâlet dar. —

[5]) Greg. 1438.

[6]) Wolfd. D. III, 3. man lêrt die jungen fürsten manic ritterspil, schirmen und vehten und schiezen zuo dem zil, springen nâch der wîten und schüten wol den schaft, ûf satele rehte sitzen: des wurdens dicke sigehaft. — So lernt auch Achilles (Troj. 6238) rîten und ritterschefte spil.

Meister zu spielen und dasselbe mit den Sporen zu bearbeiten;[1]) das zeigt auch der junge Knappe vor Bearosche.[2]) — Tristan lernt das Roß zu beiden Seiten „bescheidenlîche rüeren".[3]) Es mochte gewiß Übung und Anstrengung erfordern, ehe es der Jüngling soweit brachte, das Pferd im Zaume halten zu können (Lanz. 405). — Der juncherre muß darauf lernen, mit den Waffen zu Roß zu sitzen, „mit dem schilte und mit dem sper behendelîche rîten".[4]) Das geduldige Schulpferd ließ er bald stehen und bestieg schließlich das wildeste Roß.[5]) Auf ein schlechtes Pferd, zuweilen runzît[6]) genannt, setzte sich der Knappe kaum. Beim ritterlichen Reiten gebrauchte er das stolze Reitpferd, das ravît.[7]) Der gewöhnliche Ausdruck für das edle Pferd ist ors oder ros;[8]) geringer an Wert ist das phaerit.[9]) Das Streitroß heißt marc.[10]) Gûl oder meidem ist das männliche Roß,[11]) soumaere[12]) das Saum- oder Lastpferd, die gurre[13]) ist alt und kraftlos. — Oft hat das Roß einen Namen.[14])

Mit der linken Hand mußte der Jüngling den Zaum (brîtel)

---

[1]) Troj. 6244: sîn meister lêrt in allez daz, des man ûf orsen pflegen sol, wand er kund in geheizen wol daz er daz ors vil ûz erkorn mit grimmen und mit schärpfen sporn behendeclîche ruorte und beide schenkel fuorte ûf und nider als sie flügen. — Greg. 1429.

[2]) P. 342, 14: mit bêden sporen er ruorte âne zart sîn runzît.

[3]) Trist. 54, 27; sambelieren 54, 30 bedeutet wohl dasselbe.

[4]) Trist. 54, 23—25. Gudr. 3.

[5]) Bit. 2116. sô er tougenlîchest kunde, so nam er (Dietl.) helde kleider war, unz daz er erkunte gar wie man gên strîte harnasch truoc. nie manne er des zuo gewuoc. er lernte rîten umbe daz ûf frevele ros er dicke saz; schilde nam er an die hant, die tjost er kündelîche ervant. sîn muoter sîn dô hüeten hiez daz man in ze rehte rîten liez.

[6]) P. 256, 24. 342, 15; jedoch 687, 23 ûf schoenen runzîden. 779, 3

[7]) P. 400, 4. 620, 29. Wh. 128, 17. Lanz. 5104.

[8]) ors: P. 10, 1. 20, 2. ros: P. 224, 19 etc.

[9]) P. 89, 4 = Frauenpferd. 63, 14. 126, 20.

[10]) marc Nib. 6, 3. 5. 32, 4. 135, 3. 145, 2. 262, 5 288, 1. Lanz. 353. P. 312, 10.

[11]) meidem Helmbr. 325. 387. 1780.

[12]) P. 18, 19. 60, 4. Lanz. 8478.

[13]) Iw. 4941. Helmbr. 369. — Andere Namen ꝛc. bei Pfeiffer: Das Roß im Altdeutschen. Breslau 1855.

[14]) Pferdenamen bei Wolfram: Guverjorz P. 210, 7. Gringuljete P. 339, 29. Ingliart P. 389, 26. Brohâne Wh. 21, 17. Puzât Wh. 37, 11. Marschibeiz Wh. 56, 26. Volatîn Wh. 89, 1. Lignmaredi Wh. 420, 23.

halten, den linken Fuß setzte er in den Steigbügel, mit der rechten ergriff er den Sattel und sprang auf.[1]) Das Aufspringen ohne Stegreif erforderte Kraft und Geschick. Nach dem einfachen Reiten[2]) mußte das Wenden und Lenken erlernt werden.[3]) Vom gewöhnlichen Lauf ward das Pferd zum Sprunge geführt.[4]) Dann ward es in den walap[5]) (Galopp) und schließlich in die rabbîne[6]) (Karriere) getrieben. Die Hurte ist das stoßende Losrennen[7]) mit dem Streitroß, ähnlich dem poynder[8]) und puneiz.[9]) — Welch Sehnen des ritterlichen Knaben,[10]) mit verhängtem Zügel[11]) gegen den Feind zu punieren, dabei auf dem Sattel wie „gemâlet" zu sitzen![12]) — Da galt es nun beim Anprall mit dem Schild[13]) in der linken Hand den Speerstoß des Gegners aufzufangen; die

---

[1]) Trist. 178, 4--10: nu er den helm ze sich gewan und hin ze dem orse gâhte und dem alsô genâhte daz er die hant zem brîtel liez und den linken vuoz gestiez wol vaste in den stegereif und mit der hant den satel ergreif.

[2]) Das gewöhnliche Reiten heißt: gân P. 256, 12, 28. loufen P. 521, 18. varn P. 540, 15. stapfen Wh. 83, 29.

[3]) Troj. 6256 er (Schyron) lêrte in (Achilles) bî dem zoume daz ors ze rehte kêren.

[4]) Trist. 54, 23—31: über diz allez lernete er mit dem schilte und mit dem sper behendeclîche rîten, daz ors ze beiden sîten bescheidenlîche rüeren von sprunge ez vreche füeren, turnieren und leisieren, mit schenkeln sambeleren, reht und nâch ritterlîchem site. — Wh. 138, 24. stapfen, zelten unde drabn (P. 161, 21) ûf den hof begunde vil der diet.

[5]) P. 37, 23. — 300, 7: kalopieren. P. 173, 28: dâ wart mit rîten kunst getân. sîme gaste er râten gap, wierz ors ûzem walap mit sporen gruozes pîne, mit schenkeln fliegens schîne ûf den poynder solde wenken.

[6]) P. 602, 4: ellenthafte sprengen. Wh. 70, 20. P. 60, 24: mit hurteclîcher rabbîn wart dâ manc ors ersprenget. P. 37, 22: ir ors mit sporen si bêde tribn ûzem walap in die rabbîn. P. 174, 26: daz ors von rabbîne er reit mit volleclîcher hurte dar. —

[7]) P. 174, 27. 65, 4. 68, 11.

[8]) P. 174, 3. Wh. 187, 13: mit poynder rîten. Zu poynder cf. Wörterb. v. Müller-Zarncke. — P. 65, 3. 67, 3.

[9]) Greg. 1442. P. 812, 11. punieren P. 78, 4. 300, 8. 387, 9.

[10]) Greg. 1414 f. wie sêre sich mîn herze sente etc. 1441—1452.

[11]) Engelh. 2701. rosse wol verhenget = leisieren. P. 121, 13. 611, 9.

[12]) Greg. 1434 ff.

[13]) Lanz. 2015. er twanc den schilt für sich. Greg. 1423. P. 174, 5. den schilt gein tjoste für sich nemen.

unter den rechten Arm geschlagene Lanze auf den Feind zu stoßen[1]) und zwar entweder unters Kinn oder gegen den Schildbuckel bei den vier[2]) Nageln, so daß sie durch den Schild und die Ringe der Rüstung in die Brust drang[3]) oder den Ritter durch den Anprall aus dem Gleichgewicht brachte. Da barsten die Lanzen, es flogen die trunzûne (Splitter).[4]) Da sank wohl der eine „hinders ors ûfen griez“.[5]) Das war die Freude der Tjoste.[6]) Beim Buhurt[7]) standen sich nicht bloß zwei gegenüber, sondern ganze Scharen. Bei diesen Übungen galt es also ganz besonders, fest auf dem Rosse zu sitzen (ebene) und dabei ebenso sicher Speer und Schild zu gebrauchen.

In vorzüglicher Weise schildert uns Wolfram, wie Gurnemanz den aufmerksamen Parzival in den Künsten der Tjoste unterrichtet (P. 174 f.). Erst lehrt er ihn, wie er das Roß vom Galopp zum poynder übergehen lassen, dabei den Speer richtig senken und den Schild halten muß. Dann giebt ihm Gurnemanz einen Gegner. Parzival wirft diesen bei der Tjoste vom Rosse. Ein anderer Kämpfer kommt. Parzival nimmt einen neuen Speer. Im Karriere sprengt er zum Anprall. Er trifft den Schild bei den vier Nägeln.

---

1) Lanz. 2014 = Greg. 1425. daz sper er undern arm sluoc. Er. 808. 5501. Jw. 5025.

2) Winsb. 21. Sun, nim des gegen dir komenden war und senke schône dînen schaft, als ob er sî gemâlet dar; lâz an dîn ors mit meisterschaft, ie baz und baz rüer im die kraft. ze nageln vieren ûf den schilt dâ sol dîn sper gewinnen haft, oder dâ der helm gestricket ist: diu zwei sint rehten ritters mâl und ûf der tjost der beste list. — ze den vier nagelen: Greg. 1447. Er. 2794. 9089. Lanz. 1519. 5290. Jw. 7087. daz ietweders stich geriet dâ schilt unde helm schiet.

3) Ulr. v. Licht. 174, 30. mîn sper ûf sîner prüst ich brach. 190, 16: des brust wart dâ der tjoste zil.

4) Lanz. 5290. zuo den vier nagelen gegen der hant dâ stâchens durch die schilte, daz den degenen milte die starken schefte zercluben unde die spelteren ûf stuben. Lanz. 2029. die schefte zerbrâsten unde hôhe vlugen. Ulr. v. Licht. 190, 17. dâ wart dês wâr tjostiret wol. daz velt lac allez drumzen vol.

5) P. 41, 25. Troj. 6233. ûf des sandes griez. P. 68, 13. hinderm orse ûf den bluomen. P. 381, 1. 537, 13. h. o. ûfm acker. P. 382, 5. ûf daz gras setzen. Jw. 4999.

6) Tjoste v. frz. joste v. iuxta. Wh. 444, 20. P. 45, 14. 195, 16. 245, 11. 378, 15. 445, 25. 530, 23.

7) Buhurt aus dem frz. vom deutschen hurren, hurten = losrennen. Wh. 120, 21. 225, 3. P. 777, 16.

Die trunzûne splittern. Des „wirtes ritter" mißt den Acker. Fünf Ritter sticht Parzival nieder. Da errang er schimpfes prîs wie später oftmals im „strîte". Alle bewundern die Kraft des jungen Bartlosen, des Sohnes Gahmurets.

Buhurt und Tjoste sind vom Turnier unterschieden.[1]) Beim Buhurt ist das kunstgemäße Reiten die Hauptsache, nicht das Waffenspiel; Schar sprengt gegen Schar. Der Harnisch war nicht unbedingt dabei (Wigal. 230, 27). Der Schwerpunkt der Tjoste ist der Speerkampf. Das Turnier verbindet beides,[2]) doch werden zuweilen die künstlichen Reitwendungen auch Turnier genannt.[3]) Das mittelalterliche Wort ist „turnei"[4]) v. frz. tourner wenden. — Unter Turnei versteht man meist die ganze Festlichkeit[5]) mit allen Ritterübungen, mit Tanz, Spiel, Jahrmarkt. Zu einem Turnei im eigentlichen Sinne gehört nur der kunstgemäße Speerkampf[6]) zu Roß. Dieser ward zuvor angesagt[7]) und ordnungsgemäß durchgeführt. Er fand in voller Rüstung statt, mit Wappen und Helm-

---

1) J. Tit. 13, 185. (Leipziger Univers.-Bibl. Augsb. 1477) p. 251: an dem vierden morgen do het der buhurt ende, nû begunden si sorgen ûf den turney. — Ulr. v. L. 494, 29: iuch bitet der werde herre mîn daz ir daz tjostirn lâzet sîn. daz ir turniert, dêst sîn rât. Beschreibung des Turniers z. B. Nib. 89 f. 206 f. 286 f. Abb. der Tjoste: Kraus 22. 25. 63. 64 b.

2) Wh. 287, 23. ich spehte die gelegenheit der rîterlîchen arbeit in turneyn unde in strîten, dar ich lief ze mangen zîten, wie man ein ors mit künste rite. Lanz. 637 behendeclîche rîten und nâch turneischen siten pungieren.

3) Trist. 54, 29. cf. S. 680, Anm. 4.

4) Engelh. 2674. Bit. 8587. 8796. 8880. Ulr. v. L. 87, 17. Reinfr. 11381. Wh. 287, 25. Konr. v. Würzb. D. Turnei v. Nantheiz. Part. 15160. des wart ein turnei dâ bekant, daz eime strîte was gelîch.

5) Lanz. 2665. er sprach: merkent waz ich sage: von dem naehsten mântage dar nâch über drî wochen ist der turnei gesprochen ûf den Gebannenclê bî der niwen stat ze Djoflê. dâ vindet menlîch sînen gaten swes so man tuon wil, beidiu ze ernst und ze spil. vehten, rennen, springen, laufen, schirmen, ringen, zabeln unde kugelspil, rotten, gîgen, harpfen vil, und krâm allerhande von alder welte lande, daz vint man tegelîches dâ, mêr dan iender anderswâ: des ist der turnei dar geleit. da ist aller slahte hübscheit. daz velt ist breit unde sleht. dar kumpt manic guot kneht durch lop und ûf gelückes wân. — Gudr. 38—48.

6) P. 812, 9—16. fünf stiche mac turnieren hân etc.

7) Gudr. 37. 187. 371.

zier.[1]) Die Waffen waren stumpf, denn der Turnei stand im Gegensatz zum „strîte"[2]) und war nur Kampfspiel (ze schimpfe);[3]) zuweilen ging wohl der Turnei in den strît über (P. 79, 20), wie auch der Speerkampf in den Schwertkampf.[4]) Es wurde entweder „um Gut"[5]) oder „der Frauen wegen",[6]) meist jedoch „durch êre"[7]) turniert.

An den Turnieren durften nur Ritter teilnehmen. Die Knappen trugen ihren Herren die Waffen nach und wurden streng bestraft, wenn sie auch eingreifen wollten.[8]) Das Turnier mit Kippern,[9]) d. h. mit Beteiligung von Knechten und allerhand unritterlichen Leuten, kennzeichnet den beginnenden Verfall des Ritter-

---

[1]) Wh. 127, 18. si jâhn, ez waere ein vremder site, daz er wâpen solde tragen, sine hôrten denne al êrste sagen daz ein turney waere genomn. — Die Lanze war gewöhnlich mit einem Wappenfähnlein versehen, Ausnahmen findet der Dichter der Erwähnung wert. P. 79, 3.

[2]) P. 343, 13. ez sî strîten oder turney, hie belîbet vil der sper enzwei. Part. 15160 f. 681 Anm. 8. Part. 16170. alrêrst gedêch ûf einen strît der turnei, wan er toetlich wart. Beim strît wird an dem Schaft die Speerspitze (glavenîe) befestigt; beim Turnei ist dafür ein Krönlein vorhanden. J. Tit. 1966. Tjoste vil ungezalde horte man da krachen, alsam der finster walde uber al ze einem fiur kunde machen. ez waren kroenlîn, niht glefenei gespitzet. — der schimpf wart dannoch herte vil manigem dem das leben wart verritzet. — Schaft = Speer Trist. 128, 17: mit scheften stechen. Jw. 5030: daz sperîsen lôste sich von dem schafte. — Die Spitze in den Schaft setzen, heißt schiften: Wh. 370, 21. P. 79, 29: daz (sperîsen) in ein rôr geschiftet was. — Bit. 2458: alrêrste wart des war getân daz sîn schaft was âne sper. — „hât iu daz iuwer zuht benomen" sprâchen dô die wîsen „daz ir des speres îsen niht enstiezet an den schaft" (sc. wenn der Feind mit spitzer Lanze angreift).

[3]) J. Tit. 5254. kunic Ladamus der kunde sich kondewieren, mit ritterschaft ez schimpf oder ernst wêre. P. 175, 5. 227, 9. Rothe, Ritterspiegel 1218. Ulr. v. L. 102, 2: swâ iemen ritterschaft dô vant, ez waer ze schimpf ode ernstlîch, dâ sach man mich ouch endelîch.

[4]) Lanz. 5303. si zebrâchen die schefte und zugen dô mit krefte diu swert von den scheiden. Reinfr. 11383. — Kraus 8. 9. 13. 18. 19.

[5]) Bit. 8203. turnieren ûf vlust und ouch gewin.

[6]) Ulr. v. L. 12, 24. turnieren huob man al zehant durch di vrowen.

[7]) U. v. Licht. 101, 7. Êr. 2750.

[8]) Bit. 8585 — swelhen ritter rüeret kippers hant, er sî knabe oder sarjant, den des turneis niht bestê, daz ez im an die hant gê.

[9]) Bit. 8581: sol ez âne kipper sîn? — Also scheint das Turnier mit Kippern bald das gewöhnliche gewesen zu sein.

tums. Jene drangen nämlich auch mit ein,[1]) griffen zum Stock und schlugen auf den ins Wanken gekommenen Gegner und auf sein Roß,[2]) um dieses aus dem Turnierplatz hinauszuprügeln. Der Turnei war die Krone aller Ritterspiele. Der Sieger im Turnei empfing die höchste Ehre. Es versteht sich von selbst, daß der juncherre eifrig alle die Übungen pflegte, die dazu gehörten, kunstvolles Reiten, Buhurt (Rud. γ^b. 9, 16) und Tjost. Das wird uns lebhaft im Willehalm geschildert. Da heißt es 187, 8—14: sich huop ie baz unde baz zwischen dem palase und der linden daz man sach von edelen kinden mit scheften ûf schilde tjostieren, dort sich zweien, hie sich vieren, hie mit poynder rîten, dort mit puschen strîten. Der König, die Königin und die Tochter können keine bessere Kurzweile haben. Sie schauen den Spielen zu aus den Fenstern des Palastes. (M. vgl. Nib. 21, 2. Gudr. 1670.) — Für den Knappen war das Zusehen bei den Turnieren gute Gelegenheit zum Lernen, wie uns Rennewart selbst berichtet.[3]) — Außerdem aber gab es Turniere, die nur für Knappen berechnet waren und die den Zweck der Übung und Vorbereitung für die ordentlichen Ritterturniere hatten. Niedner (Das Turnier im 12. u. 13. S. p. 17) sagt, daß sich daran nur Knechte[4]) beteiligen durften, die in den letzten drei Jahren (?) ihrer Lehrzeit waren. Ulrich v. Lichtenstein[5]) sagt: „Ich ritt heim ins Steierland, da wurde von den Knechten eifrig turniert. Das

---

[1]) Bit. 8586 f. (Anm. 10): knabe, sarjant. Engelh. 2820: knabe. 2766: kneht.

[2]) Engelh. 2766. sîn kneht der sluoc ûf sîne lide (künec v. Riuzen) mit einem starken bengel. 2772: daz er in alsô drasch. 2734: diu swert enwurden niht gespart und die vil starken brügele. ez wart bî sînem zügele maneger dô gefüeret hin. 2822 f.: knütel. Part. 14416: brügel.

[3]) Wh. 287, 23.

[4]) Knecht bedeutet allerdings oft einen Knappen, dem an seiner Ausbildung nur noch der Ritterschlag zu fehlen scheint, der im übrigen dem Ritter nur wenig nachsteht, zumal wenn er adlig war. cf. G. Gerh. 3548 f. 4903 f. 4945: der tac vil freuden wart gewert dô der künec leite swert, der her in knehtes namen kam und ritters namen alhie gewan. Nib. 263, 3: vil manec rîcher kneht und vil der edeln ritter (gingen zum Münster). Wigal. 22, 1. 63, 29. 104, 29. Nib. 6, 1. P. 154, 22. Ulr. v. L. 10, 8. 29. Hagen MS. I. p. 132^a (5) II. p. 121^b 4 (257). Trist. 271, 15. 17. — S. 678, Anm. 1.

[5]) U. v. L. 10, 8: dô reit ich in daz Stîrelant, dâ ich vil turnirens vant von knehten. daz was dô der sit: si lernten rîterschaft dâ mit.

war damals so Sitte, dadurch lernten sie Ritterschaft. — Darauf fuhr ich[1]) nach Knappenart des Lernens und der Ehre wegen „allenthalben reht“ drei Jahre turnieren. Darauf ward ich Ritter bei Gelegenheit eines hohen Festes zu Wien; 250 Knappen erhielten zu gleicher Zeit vom Fürsten Leopold das Ritterschwert.“ In einem Sommer beteiligt sich Ulrich an 12 Turnieren.[2]) Der Dichter des Jüngeren Titurel sagt einmal, daß der Turnei eine rechte Schule für die Ritterkünste sei,[3]) und von Titurison berichtet er,[4]) dieser „liez ûf helm erklingen swert vil werdeclîchen durch die iungen. — ze turney was er varende der iungen diet ze lêre“. — Die mittelalterlichen Dichter haben diese Art von Turnieren sonst nicht näher beschrieben. Es scheint aber sicher zu sein, daß Ritter oder Turnierlehrer die Aufsicht und Leitung übernahmen. Es müssen dieselben Übungen vorgenommen worden sein, wie in jedem ritterlichen Turnier. Daneben hat es gewiß an Belehrung und Ermahnung nicht gefehlt.[5]) Der Winsbecke[6]) preist das Rittertum seinem Sohne. Er sagt: „Mein Sohn, das Rittertum vereinigt in sich alle Freuden in hohem Maße („der schilt ist ein hôchgemezzen vröuden zil“). Es bietet Würde und Ehre. Welch hohe Freude erwarb Gahmuret, der die Minne der Königin Belakâne und damit „lîp, lant und guot“ erhielt. Zu Schildes Amt und Recht gehört aber auch Wohlgezogenheit, Treue, Freigebigkeit, Tapferkeit, Schlichtheit. Wer diese Tugenden nicht besitzt, dem steht der Schild schlechter, als wenn er an der Wand hängt. Sohn, sobald dir der Helm aufgebunden ist, da sei auch mutig und kühn. Denke daran, daß edle Frauen auf dich sehen, sitze recht zu Roß und schwende den Wald. Ritterschaft ist Würfel-

---

[1]) U. v. L. 10, 29. dô fuor ich turniren knehtes wîs durch lernen u. durch knehtes prîs allenthalben reht driu jâr. dô wart ich ritter, daz ist wâr ze Wiene ze einer hôchzît, 11, 5: der fürst Liupolt ûz Oesterîch gap (14) wol drithalp hundert knappen swert.

[2]) U. v. L. 12, 29: mir wart daz turniren kunt des einen sumers wol zwelfstunt. man sach mich ouch tjustirens wern vil manegen ritter mit den spern.

[3]) J. Tit. 130: reht schuol an ritter künste ist turney sunder vâre. J. Tit. 5, 75 (Alter Druck p. 191): dô stuont ouch wol turniren der jungen diet ze lîre durch strîtes kundiwieren. Tir. 29. Sun, turnei machet rische diet, turnieren wirdet mannes lîp, turnieren daz ist ritterlîch.

[4]) J. Tit. 127. 128.

[5]) Tirol 29. P. 173. 174.

[6]) Winsb. 17—21.

spiel (P. 289, 27). Die Saelde, das Glück, muß des Sieges walten." — Diese körperliche Ausbildung des Ritters kennt nicht die klösterliche Behaglichkeit. Frühzeitig ward der juncherre abgehärtet, und es mußte dies geschehen, wenn er ein tüchtiger Ritter werden wollte. Von dem Helden des Trojanerkriegs[1]) sagt Konrad: „Pfannkuchen reichte man ihm nicht, er wußte nichts von seiner Zubereitung der Speise. Gemächliche Pflege beim Herd war ihm durchaus fremd. Er ward nicht in weiche Gewänder gekleidet." Und in späterer Zeit erzählt Götz mit Freude von seinen Entbehrungen in Krieg und Fehde, und wie er hierbei die Nacht hindurch bis auf den folgenden Tag im Walde gelegen[2]) (p. 21). Alle Helden sehnen sich nach ritterlicher Arbeit, und noch P. Vergerius,[3]) dessen Pädagogik bereits ganz humanistisch gefärbt ist, ruft aus, daß der adelige Jüngling von früher Jugend auf den Leib zu kriegerischer Tüchtigkeit, die Seele zur Entbehrung und Geduld tauglich machen muß und durch Staub und Schweiß leicht Hitze und Mühe zu ertragen gewohnt werden müsse.

Diese Abhärtung rief aber zugleich die selbstbewußte Kühnheit hervor, und die fortwährende Übung erweckte ein gesteigertes Kraftgefühl. Die Festigkeit des Willens konnte nicht besser geschult werden. Freilich wurde in anderer Hinsicht das Gefühl abgestumpft und ein merkwürdiger Gegensatz zur schmachtenden Minne geschaffen. Es handelte sich später im Turniere nicht mehr um die Übung in der Tüchtigkeit zur einstigen Verteidigung der gerechten Sache, sondern schon um die schöne Kunst, und endlich sank das Turnier zur ganz gewöhnlichen Schaustellung herunter und ward gewerbsmäßig betrieben oder ging gar in „strît" über. Groß ist die Anzahl derer, die im Turnier fielen.[4]) — Diese Abstumpfung des

---

[1]) Troj. 6080: phankuochen und smelzen wart dem juncherren tiure. êsieren bî dem fiure was im betalle vremde. 6070: nû wart vil selten phanne gewermet dâ mit muose. 6076: in lindiu tuoch gesloufet wart ez ze keinen stunden.

[2]) Götz v. Berl. Ausg. v. G. v. Berlichingen-Rossach p. 21.

[3]) P. Vergerius. De nobilium puerorum educatione. 1490 (Leipz. Stadtbibliothek. Tübingen 1560) p. 31: exercendum est igitur ab ipsa infantia corpus ad militiam et animus ad patientiam formandus ac veluti equos solent, manu deducendus est in stadium, ut per pulverem ac sudorem ferre facile solem laboremque consuescat.

[4]) Man vergl. z. B. die Aufzählung bei Du Fresne, diss. VI. und die Verbote der Päpste. Ebenso Schultz II, 97. 98.

Gefühls begann sehr bald. Nur das Äußere, die schöne Form, mußte glänzend sein.[1]) — Fast einzig steht die Schilderung des Mitleids da bei Wolfram (P. 118, 7—119, 15): „Wenn Parzival ein Vöglein erschossen hatte, das zuvor so lieblich sang, dann weinte er und raufte sich die Haare. Weinend lief er zur Königin. Die fragt besorgt: Wer hat dir etwas gethan? — Er kann es aber selbst nicht sagen. Da sieht sie ihn eines Tages nach den Vöglein lugen; deren Sang erfüllt so ganz und gar seine Brust. Das lag in seiner Natur und war seine Freude. Die Mutter läßt die Vögel würgen, fangen schießen. Da ruft Parzival: Warum sollen's die Vögel entgelten? — Er bittet um Schutz für dieselben. — Seine Mutter küßt ihn und spricht: Warum hindre ich Gottes Gebot und Willen? Sollen meinetwegen die Vögel ihre Freude entbehren?"

Und dieser zarten Empfindung gegenüber vergleiche man die weidmännische Kunstfertigkeit des jungen Tristan (73, 3—78, 17), der den Hirsch zerlegt, — und die Aufmerksamkeit bei den Hofleuten dafür. Das war auch ein Teil der Hövischheit.

Wir aber sehen nur jenes lebensfreudige Treiben und Tummeln fern von Schule und Stube. — „Was nützt mir die Gemächlichkeit" (cf. Greg. 1549.)? „Schön und tüchtig sind die Rosse, die Knappen bieder, treu und gut. In meinem Harnisch fühle ich mich wohl." —

So ziehen sie aus die jungen Helden, Gregor und Meleranz,

---

[1]) Bezeichnend ist das Gebet eines Mädchens aus jener Zeit, Gott möge ihr vergönnen, daß sie den Leuten gefalle (bei Graff, Diutiska II, 297, l. 1—6): Ich bin hute uf gistandin. in die ginade dis almehtin gotis gangin. hute si ich in allir der welt gimuote. alse ir herze in ir pluote. also wol si ich in allir der welteluste alse ir herze in ir bruste. daz ich inen allen si alse lieb. dar ubir manon ich disen namin (adonay). — Es sei hier auch noch daran erinnert, wie die Ritter, der Welt ihre Übermacht zeigend, gegen die Hierarchie kämpfen; schließlich aber, wenn eine gewaltige Weise der Buße, wie die Ezzos erklingt: „duo îlten sî sich alle munechan" (Müllenh. u. Sch., Denkm. II. Aufl. XXXI, 10). Der weltfreudige, ritterliche Dichter Wirnt v. Grafenberg sieht auf einmal die Frau Welt „bestecket und behangen mit natern und mit slangen, mit kroeten und mit natern, ir lîp was volle blattern." (Docen, Misc. 1, 56—64.) Wirnt stellt sich in den Dienst der Kirche und stirbt auf einem Kreuzzuge. — Im Alter gingen die Ritter gern ins Kloster; von Kaiser Ludwig d. Frommen, den man nur mit Mühe zurückhielt, bis auf Karl V. — S. auch Scherer, Lit. d. 11. u. 12. J. S. 30. 37. 65.

Lanzelot und Parzival, die Welt zu sehen, den Frauen zu dienen, Ritterthaten zu bestehen. Und wir empfinden den Herzensjubel des jungen Anschevin nach, der, erbelos, auf Ritterschaft „in fremdiu lant“ (P. 11, 7) zieht, der nur dem höchsten Fürsten dienen will und endlich Hand und Reich der Belakâne erringt.

Sus fuor der muotes rîche
in die stat (Zazamanc) behagenlîche.
zehen soumaer hiez er vazzen:
die zogeten hin die gazzen.
da riten zweinzec knappen nâch.
sîn bovel man dort vor ersach:
garzûne, koche unde ir knaben
heten sich hin für erhaben.
stolz was sîn gesinde:
zwelf wol geborner kinde
dâ hinden nâch den knappen riten,
an guoter zuht, mit süezen siten.
etslîcher was ein Sarrazîn.
dar nâch muos ouch gestrecket sîn
aht ors mit zindâle
verdecket al zemâle.
daz niunde sînen satel truoc:
ein schilt, des ich ê gewuoc,
den fuorte ein knappe vil gemeit
derbî. nâch den selben reit
pusûner, der man och bedarf.
ein tambûrr sluog unde warf
vil hôhe sîne tambûr.
den hêrren nam vil untûr
dane riten floitierre bî,
und guoter videlaere drî.
den was allen niht ze gâch.
selbe reit er hinden nâch
unt sîn marnaere
der wîse unt der maere. —

(P. 18, 17—19, 16.)

XI. Die Volksprediger.

1. David von Augsburg.

Es sind besonders drei Wanderprediger, deren Thätigkeit dem 13. Jahrhundert angehört. Sie stehen hinsichtlich ihrer Predigtweise in enger Beziehung und haben auf das Kulturleben großen Einfluß gehabt. Zur alten Theologie gehören sie nicht, sie knüpfen einerseits an das Volksleben an und wissen andrerseits die zur Blüte gedeihende Scholastik in mäßiger Weise zu vertreten. Zu den Mystikern kann man sie nicht rechnen. Diese Richtung ging in Bezug auf die Predigtweise von Meister Eckhart (1260—1327) aus und von seinen Schülern zu Köln, Johannes Tauler (1294 bis 1361), Heinrich Suso (1300—1318), Nikolaus von Straßburg (um 1326). Diese Mystiker fallen außerhalb unserer Betrachtung.

Jene drei Franziskaner sind David von Augsburg, Berthold von Regensburg und der sogen. Schwarzwälder Prediger.

David von Augsburg ist zu Anfang des 13. Jahrhunderts geboren, wahrscheinlich zu Regensburg. Über seine Jugendbildung wissen wir nichts. Einige Franziskaner faßten schon vor der päpstlichen Bestätigung des Ordens 1223 in Deutschland Fuß. 1221 erschienen vier Ordensbrüder unter Führung des Cäsarius von Speier in Regensburg (Pfeiffer, B. v. R. I, X, XI.).

Dieser ist nicht zu verwechseln mit dem etwas älteren Cäsarius von Heisterbach, der für die praktische Ausbildung der Cistercienser ein Homiliarium herausgab. Sein Zwiegespräch über die Wunder (Dialogus miraculorum) gehört wie das Gregors und die Lebensgeschichten der heiligen Väter zu den benutztesten homiletischen Hilfsmitteln jener Zeit.

Sie gründeten das erste Minoritenkloster in Deutschland und fanden durch Schenkungen die Unterstützung des Grafen Albrecht

von Bogen 1233, dessen Ahne sich schon bei Einführung der Prämonstratenser in Windberg 1142 große Verdienste erwarb.

Dort war nun David von Augsburg von c. 1230—1240 Novizenmeister und Lehrer der Theologie. Ob David zu jenen vier Begleitern des Cäsarius gehörte, weiß man nicht, ebensowenig ob Berthold im zarten Alter Davids Lehrjünger ward, oder erst später sich klerikale Bildung aneignete. Jedenfalls ward Berthold bald Davids Freund. David errichtete wahrscheinlich um 1243 die erste Schule zu Augsburg und lud 1250 Berthold zur Predigt dahin ein. David durchzog als Reiseprediger das Land. „Er war von hervorragender Begabung zur Predigt fürs Volk, gelehrt und heilig und demütig dabei", sagt Trithemius von ihm (Pfeiffer, Mystiker I, 31).

Seine Wirksamkeit als Lehrer war bedeutend. Wir sehen dies schon daraus, daß er nach seiner Übersiedelung nach Augsburg in einem Briefe seine ehemaligen Schüler in Regensburg tröstet, die nur schwer seine Abwesenheit ertrugen. (Pf. Myst. I, 28.)

Berthold bat einst den Meister dringend um schriftliche Unterweisung im christlichen Leben und erhielt von David die Novizen-Formel (Formula novitiorum, Pfeiffer, Mystiker I, 28).

David ward bald der Begleiter seines gewaltigeren Schülers, er wird als der bezeichnet, „der mit Bruder Berthold ging." Der Lehrer übertraf den Schüler an Gelehrsamkeit, und vieles aus den Predigten Bertholds ist auf David zurückzuführen; aber die Beredsamkeit und die Feuergewalt, die Herzen zu erobern und alle Sinne gefangen zu nehmen, besaß David nicht in dem Maße. Er ist der helle Mond und Berthold die leuchtende Sonne. Mild und sanft fließt der Strom seiner Predigt. Und Berthold konnte, als seinem prophetischen Geiste mitten in der Predigt zu Regensburg am 16. November 1271 die Offenbarung vom Scheiden des Meisters in der entfernten Stadt zu teil wurde, kein besseres Wort ihm nachsprechen, als jene Strophe der alten Hymne:

Qui pius, prudens, humilis, pudicus,
Sobrius, castus fuit et quietus,
Vita dum praesens vegetavit eius
Corporis artus.

Wie fromm war er, wie weise, keusch und milde
Wie rein und demutsvoll nach Christi Bilde,
Solang die rauhe Pilgerschaft hienieden
Ihm war beschieden. (Pf. Myst. I, 32.)

Nach Preger gehören David von den acht deutschen Schriften, die ihm Pfeiffer zuschrieb, nur die drei ersten an (Allg. deutsche Biogr. 4, 782 f.). David schrieb außer der schon erwähnten Novizen-Formel und einigen andern pädagogischen Schriften für den Klerus (Pf. Myst. 31) noch einen Traktat gegen die Waldenser und vererbte den Haß gegen die Ketzer seinem großen Lehrjünger. Jene drei Predigten betitelt Pfeiffer: 1. Die sieben Vorregeln der Tugend. 2. Der Spiegel der Tugend. 3. Von der Offenbarung und Erlösung des Menschengeschlechts (Haupts Z. IX, 1—67). Letztere lehnt sich an Anselms Schrift an: Cur Deus homo.

Gottes Welt ist nach David eine große Erziehungsanstalt. Zunächst sind nur die Christen in Betracht zu ziehen; für diese ist Jesus der Lehrmeister. In der Predigt: „Die vier Fittiche geistlicher Betrachtung" (Pfeiffer Myst. I, 359, 26) steht ein Satz, der echt davidisch ist, wenn auch die Predigt David abgesprochen worden ist.

„Er (Jesus Christus) ist uns ein schuolmeister, der uns alle die wîsheit lêret unde die zuht des êwigen heiles."

Dieser Gedanke wiederholt sich sehr oft. Die Priester verwalten die Stelle des Lehrers. — In ihre Schule muß man gehen, ihre Predigt fleißig hören.

391, 5. Jêsus Kristus hât iezuo eine wîte schuole unde wênic lernaere an disen tugenden. (2. Pr.)

Die beiden großen Erziehungsmittel, Vorbild und Gewöhnung, treten deutlich in den Vordergrund.

Unser lieber Herr wollte sein „ein lêraere des weges ze dem himelrîche unde volbrâhtez exemplar aller tugende." (3. Pr. 347, 23.)

Dasselbe führt David mehrmals aus (359, 20. 363, 16). Und er zeichnet nun dieses Vorbild und Ideal. Er meint, man müsse zu diesem Zwecke die verschiedenen Tugenden der einzelnen Leute zusammenstellen, wie die Kinder Kränze winden aus verschiedenen Blumen (351 f.). Solche hervorragende Tugenden sind die Liebe (2. Pr. 326, 18) und besonders die Demut.

326, 9. Dar umbe wart er hôch an daz kriuze — genagelt — —, daz wir alle an im lernen die tugentforme, die er uns hât ûf erde brâht von der himelschuole, der oberisten tugende schuolmeister (Kristus): — diemuot. (2. Pr.)

Jesus ist unser Vorbild auch in der Weisheit in geistlichen Dingen und in der Feindesliebe.

329, 14. Wan unser hêrre Jêsus Kristus ist genant sînes vater tugent und sîne wîsheit, dâ von suln sîniu schuolkint disiu beiden von im lernen. (3. Pr.)

330, 37. Der Mensch, — Jesu lernkint — der von im gelernet hât sîne vînde minnen.

Er weist darauf hin, wie Jesus uns selbst das beste Beispiel gegeben hat (2. Pr. 326, 18), und wie unsere Aufgabe in der Nachahmung Christi besteht. Diese Nachahmung muß beständig sein. Lernen und Gewöhnen ist nötig.

„Die andern tugent lêrte er, dô er sprach: dar an erkennent alle, die erkenntnüsse habent, daz ir mîne lêrjunger sît, ob ir minne zuo einander habet, als ich iuch geminnet hân. Sit er selbe giht (sagt), daz wir diese tugent von im lernen suln, swer nû sîn schuolkint wil sîn, der zeige ez an der lernunge: der wol lernende schuolaere ervreut und êret sînen schuolmeister Jêsum Kristum.“

Außer dieser christlichen Charakterbildung kennt David keine Geistesbildung fürs Volk, wîsheit (329, 14 f. oben) ist nicht dahin zu verstehen. Wohl aber tritt er für die Leibesübungen ein, weist auf die Abhärtung und ihren Wert hin und preist in dieser Hinsicht die Laienerziehung höher, als die des Klosters (1. Pr. 311, 22):

„Man sol den lîp ziehen als die reschen (rasch, rührig) knehte: zehant (sobald) sô der hêrre sprichet ein wort, sô springent sie zuo unde bereitent sich ze gehôrsam. Sie schiuhent (scheuen) ouch deheine arbeit, noch vrost, noch ungewiter, noch boesen wec, noch unkünde des weges, noch vreise (Gefahr) des lîbes, noch die verre, noch die lenge der zît, noch mangel der nôtdurft noch varent gemaches und daz ist in ein trôst, sô sie vil arbeit habent erliten, ob ez dem hêrren alsô vil endanc ist, daz er sie niht schiltet unde sleht und bî dem hâre umbe die wende sleht. Sô getân (Ein solcher) gehôrsam unde solich gedult ist manigem klôsterknehte seltsaene, die niwan (nichts als) selphêrren sint unde zärtelinge.“

Mit diesen letzten Ausführungen hat David das ängstliche Haften an biblischen Gedanken überschritten und streift schon den

Ton Bertholds. Und so unbedeutend die pädagogischen Bemerkungen Davids scheinen, so sind sie doch schon die Grundlage zu einem Systeme, das dereinst sein großer Schüler ausführen sollte.

2. Der Schwarzwälder Prediger.

Jene Predigtsammlung von Grieshaber ist auf keinen Verfasser zurückzuführen, dessen Namen man kennt; man nennt ihn den Schwarzwälder Prediger, ohne eine bestimmte Person damit zu verbinden. (Gr. XX f.)

Manche Ausführung Davids und Bertholds findet sich auch bei ihm, und man hat mit Recht daran festgehalten, daß er von beiden abhängig ist. Er war sicher ebenfalls ein Wanderprediger und wahrscheinlich ein Franziskaner. — Denn daß in damaliger Zeit ebensowenig überall an jedem Sonntage gepredigt ward, erhellt deutlich aus einer Verordnung[1]) des Papstes Innocenz auf dem Lateran-Konzil 1215, erst nach der Reformation gebot das Tridentiner Konzil zur Bekämpfung derselben dem gesamten Pfarrklerus die allsonntägliche Predigt.[2])

Der Schwarzwälder Prediger ist auch in pädagogischer Beziehung lange nicht so bedeutend als David.

Auch ihm sind die Priester die Lehrer des Volks, die Kenntnis verbreiten, mit guten Beispielen belehren und des Volkes Führer sein sollen.

II, 53. Sich, wer sint die wîsen, die dâ segen (säen) son (sollen) die kunst? sich daz sint die êwarten (Priester), die son gar wîse sîn.

---

[1]) Gr. 209. Inter cetera, quae ad salutem spectant populi Christiani, pabulum verbi Dei permaxime sibi noscitur esse necessarium. Unde quum saepe contingat, quod episcopi propter suas occupationes multiplices vel invalitudines corporales aut hostiles incursus seu occasiones alias, ne dicamus defectum scientiae, quod in eis reprobandum est omnino nec de cetero tolerandum, per se ipsos non sufficiunt ministrare populo verbi Dei, maxime per amplas dioeceses et diffusas: generali constitutione sancimus, ut episcopi viros idoneos ad sanctae praedicationis officium salubriter exsequendum assumant.

[2]) Gr. 209. Trid. Conc. Sessio V. c. 2. Archipresbyteri quoque, plebani et quicunque parochiales vel alias curam animarum habentes ecclesias quocunque modo obtinent, per se vel per alios idoneos, si legitime impediti fuerint, diebus saltem dominicis et festis solennibus plebes sibi commissas pro sua et earum capacitate pascant salutaribus verbis.

II, 34. — sô wêre ainem iegelîchen lêrer nôt, daz er sînen undertanôn guote bilde vor trüege (cf. II, 35. 55).

I, 121. ain ieglîcher lerêr un ein ieglîcher êwart — der sol ier (der Schäflein) wol goumen (acht haben) vor den wolfen, daz ist vor den tieveln, er sol si wol lêren. un die lêre die er in vor saget mit den worten die sol er selbe vollebringen mit den werchen. er sol vür si wachen un beten un singen un lesen, un sol wachen sô si sclâfent, un sol got allewege vür si anrüefen, daz in ier vigende (Feinde) iht angesigen (den Sieg davon tragen).

Er sagt, daß man von früher Jugend auf gute Werke thun möge (I, 22), in seinem Handwerk soll man pflichteifrig (II, 53), in der Pflege des geistlichen Menschen achtsam sein, daß der böse Feind den Weinberg nicht zum Krautgarten mache (II, 51).

Gebete, besonders das Vaterunser und Ave Maria erlösen die schuldigen Menschen vom Gericht (I, 61).

Von der Liebe der Eltern zu den Kindern spricht er und gedenkt des Pelikans (I, 106), der seine Kleinen auch unmäßig liebt, und wenn sie groß sind, widersetzen sie sich. Da tötet er sie und dann voll Trauer sich selbst. Durch sein Blut aber werden sie wieder lebend.

Er verwirft es, daß die Eltern so eifrig auf Aussteuer und Reichtum ihrer Kinder bedacht sind (I, 70), die doch meist undankbar sich zeigen. Sie statten die Kinder aus mit Haus und Hof, Eigen und Lehen, Acker und Gewand, Oberkleid und Rock, Mantel und Röcklein und anderem Gezierde. Viel besser sei es, den Armen zu geben. Er führt jenen so oft erwähnten Satz auf, der schon störend in das Muspilli hineingebracht ward und von Berthold und viel älteren Predigern (cf. z. B. Germ. I, 449, 1. — Fundgr. I, 98, 31) stets Erwähnung und Empfehlung erfuhr (I, 61, 8):

„Ze glîcher wîse als daz wazzer leschet daz fiur, alsô leschet daz almuosen die sünde."

3. Berthold von Regensburg.

Berthold von Regensburg ist wahrscheinlich zu Regensburg geboren. Er trat früh oder spät in den Minoritenorden ein und genoß Davids Unterricht. Es ist nicht unmöglich, daß er Frankreich

besuchte, das damals ja alle Strebenden anzog (Theol. Stud. u. Krit. 1864, p. 10). Er erwähnt die Meister von Paris und ihre Fragen (I, 537, 15); er erinnert an die Universitäten Paris, Orleans, Montpellier (I, 5, 28). Er ist mit französischen Verhältnissen vertraut (I, 51, 38. — 57, 31. — 61, 9. — 170, 7. — 440, 39). Auch Italienisch scheint er verstanden zu haben, und er nimmt Bezug auf die Universitäten Salerno, Padua, Bologna (I, 51, 38. — 5, 30).



Berthold von Regensburg.
(Nach dem Bild der Handschrift in der Wiener k. k. Hofbibliothek.)

1246 war er mit David und zwei Regensburger Stiftsherren bei der Visitation des Frauenklosters Niedermünster beteiligt und predigte um 1250 zuerst in Regensburg. Von Bayern aus zog er an den Rhein, in die Schweiz, nach Graubündten und hält sich dann wieder in Augsburg auf. 1259 weilt er in Pforzheim

und verkehrt vielleicht das folgende Jahr mit Albertus Magnus (Haupts Z. 4, 575). Darauf durchzieht er Österreich und Ungarn, begleitet von einem Dolmetscher; später predigt er in Thüringen und Franken. Der 14. Dez. 1272 ist sein Todestag. Berthold ist in Regensburg begraben.

Seit 1824 ist uns Berthold durch Kling erschlossen, der, von Neander angeregt, eine Anzahl seiner Predigten herausgab. Im folgenden Jahre erschien jene lichtvolle Besprechung von Jakob Grimm. (32. B. der Wiener Jahrbücher.)

1851 ließ F. Göbel eine Übersetzung der meisten Predigten erscheinen. — Von größter Bedeutung war aber die Herausgabe der deutschen Predigten Bertholds von Franz Pfeiffer 1862. (2. B. 1880 von J. Strobl.) Eine Sammlung von Urkunden zur Geschichte Bertholds findet sich zu Anfang des 1. Bandes.

Die lateinischen Predigten gab 1882 Hötzl heraus.

Das Werk Bertholds „Unterricht im religiösen Leben" De religiosae vitae institutione ist nicht aufgefunden worden.

Berthold gehört zu den wenigen Männern der Weltgeschichte, die von jedem Beurteiler gelobt werden. Auch seine Zeitgenossen und Zuhörer wagten nicht, sich richtend über ihn zu stellen; sie konnten nur lauschen und staunen.

Und jenes alte Bild aus dem 15. Jahrhundert (sieh nebenstehende Abbildung) führt uns ihn so recht deutlich als Volkslehrer vor: Hoch auf dem Rednerpulte steht Berthold, sein Wort erschallt: „Nun merkt auf!" und andächtig bringt ihm die Menge ihr Herz entgegen.

Schon zu seinen Lebzeiten war er berühmt wie selten ein Sterblicher. Die Chroniken gedenken oft sein. Die Leute laden ihn zur Predigt in ihrer Stadt ein. Er predigt auf freier Wiese, vom Turme herab oder unter einem Baume, wie der Bertholdslinde zu Glatz; denn Tempel, von Menschenhänden gemacht, fassen nicht die Scharen seiner Zuhörer. Und die Leute verstehen alle seine durchdringende Stimme.

Bald bemächtigt sich seiner die Mythe. Man sagt, er habe 40 000 Zuhörer auf einmal gehabt, später vergrößert man die Zahl auf das doppelte und fünffache. (Vgl. Urkunden b. Pfeiffer I, XX f.) Sein Ordensbruder und Zeitgenosse Salimbene weiß Wunderthaten von ihm zu berichten (Unkel 17 f.). Die Todesstunde Davids ward ihm offenbart. Ohne Scheu schleudert er die

Strafe seiner Predigt gegen Albert von Sax, so daß dieser das Schloß Wartenstein und die Vogtei an das Kloster Pfeffers zurückgiebt 1257. — Eine Streitsache der Markgräfin Irmingard von Baden mit Ludwig von Liebenzell wird auf seine Veranlassung geschlichtet. (Pf. XIII f.) Verstockte Sünder beugen sich vor ihm, auch die Obrigkeit giebt auf seine Reden viel und bessert gerügte Übelstände.

Und dabei ist er nicht so tief gebildet, um für einen großen Gelehrten zu gelten. Wohl versteht er sein Latein und rechnet sich zu dem gebildeten Klerus. Er ist von Einfluß auf den Sachsenspiegel. Er benutzt, wohl aus zweiter Hand, Gregor, Ambrosius, Anselm, Bernhard v. Clairvaux, Alexander von Hales, Raymund von Pennafort, Gottfried von Trano. Aber er spricht, vielleicht in volkstümlicher Weise, Augustin habe 1000 Bücher gemacht (I, 2, 12). Nimrod ist ihm ein Götze (I, 470, 37), Alexander verwechselt er mit Antiochus (I, 398. 485. S. Theol. Stud. a. a. O. p. 20 ff.). Biblische und Heiligengeschichten vermengt er. Sagenhaftes behandelt er glaubhaft, auch in der Naturkunde weiß er nicht gut Bescheid (I, 63. 89. 518). — Selbst die scholastische Philosophie beherrscht er nicht.

Jakob freilich in seinem Buche über die lateinischen Reden Bertholds nennt ihn bibelfest und möchte ihn zu jenen außerordentlichen Männern zählen, die aus dem Gedächtnisse die Bibel herstellen könnten (Unkel 26).

Ganz in der Weise der Scholastiker beweist er, daß Maria 42 Tugenden gehabt habe, denn zu ihren Ahnen gehörten 14 Patriarchen und ebensoviel Könige und Fürsten (I, 442 f.). Darum habe sie Jesus zur Mutter erkoren, darum mußten die Juden 42 Jahre in der Wüste wandern, darum müssen wir mit 42 Tugenden gegen den Teufel kämpfen, um die Seligkeit zu erwerben. Aber er erwähnt die 42 Tugenden nicht, wiewohl er es fertig gebracht hätte. In der 13. Predigt faßt er sie in 8 zusammen, in der 33. fügt er diesen noch 6 hinzu.

Freilich hat man darthun wollen, — Berthold selber ist Zeuge, — daß die Aufschreiber vieles verdreht und verderbt hätten. (Unkel 20 f.) Aber die Menge der Fehler spricht dagegen. Und es kam gewiß auch Berthold gar nicht darauf an, die Thatsachen ganz streng und quellengemäß und ohne Kommentar zu geben. Er wollte keine wissenschaftlichen Abhandlungen liefern, sondern dem

Volke anschaulich die Heilswahrheiten zum Herzen führen. Die damalige Zeit verargte es ihm nicht, wenn er sich die Thatsachen zurecht legte, wie er sie brauchte. Und das Volk wurde von seinen Reden entzündet, denn „er predigte im Geiste und in der Kraft des Elias. Sein Wort brannte wie eine Fackel.“ So meldeten alte Annalen. (Unkel 11.)

Und in der That. Er hält sich an das innerste Leben des Volkes, das er wohl kennt. Die heimlichen Gedanken enthüllt er, und das Volk ist entzückt über den Herzenskundigen.

Er selbst, losgelöst von allem, was irdisch ist, ein Mann Gottes gleich jenen ersten Christen der Apostelgeschichte, lebt nur in seinem göttlichen Berufe und für denselben. Er schilt die Reichen, die das Volk knechten (I, 89). Sie müssen alle frühzeitig sterben, die Thränen der Armen ersticken sie vor der Zeit (Cäs. Heist. Dial. I, 26).

Bald erwähnt er eine Stelle aus dem jüngern Titurel, bald läßt er eine Strophe Spervogels vom Ostertage herausklingen und wieder fordert er zur alten Pfingstleise auf und führt Walthers Gedanken an, die Zunge zu hüten.

In blühender Sprache und effekthaschend häuft er Fragen und Antworten, bringt scholastische Begründungen und gesuchte Einteilungen vor. Das Volk aber lauscht in atemloser Spannung, es läßt sich alle Laster vorhalten und muß sehen, daß es auch Tugenden giebt. Die Moral kommt vor dem Glauben. Aber Ketzer und Juden sind seinem Zorne verfallen, wie auch Spielleute und Geizige. Tanz und Turnier ist ihm ein Greuel, die äußerliche Hövischheit: Narrenposse. Die Hölle weiß er zu malen, wie Lukas Kranach oder der alten Maler einer, wie die Kukatisten und Maldininker Litauens. Da siedet's und brennt's, und der Teufel quält und fühlt sich wohl in seinem Elemente.

Er verflicht alles in seine Predigt, was ein Laie verstehen kann, nicht nur Blumen und Morgenröte, auch das Gemeindeleben und Socialpolitik, Kunst und Wissenschaft, Spiel und Arbeit.

Und im Dienste der Volksbildung kommt er auch auf die Kindererziehung. Wohl hatten einzelne Minnesänger und didaktische Dichter Erziehungsfragen gestreift, aber in gründlicher Weise und in origineller Prosa hatte noch keiner ein völliges System in deutscher Sprache ausgeführt. Alle Hauptfragen berührt er und zeigt im einzelnen die trefflichste Einsicht. Wenn uns heute seine

Worte nicht mehr so vollgewichtig erscheinen, so müssen wir die damalige schulenlose Zeit in Betracht ziehen und dürfen nicht vergessen, daß uns jetzt der Unterricht so viel gilt, als in jener Zeit die Zucht.

Gehen wir auf sein System näher ein.

4. Die Pädagogik Bertholds.

I. Pflege. (Verhalten der Mutter. Nahrung. Trennung der Geschlechter.)

Der erste und wichtigste Teil, die Pflege, beginnt schon vor der Geburt. Die Schwangere soll alles meiden, was der Frucht schaden könnte. Der Gatte soll sie nicht schlagen, stoßen, werfen (I, 31. 127), sie soll nicht ringen (!), springen, tanzen (I, 31. II, 57, 109) oder gar Fehlgeburten veranlassen. Und nach der Geburt soll sie sich hüten, das Kind im Schlafe zu erdrücken. „Denn der Teufel sieht zu gern, daß das Kind ungetauft stirbt" (II, 32). Bei der Ernährung der Kinder bedauert er die Armen, denen oft gutes Mehl und andere Nahrung fehle, so daß früher Tod folgen müßte (II, 205). Freilich sterben auch die Kinder der Reichen frühzeitig, und der Kinderreichtum der Edlen sei gering, weil der Verweichlichung Thür und Thor geöffnet ist. Die Schwester verderbt mit Näschereien dem Kinde den Magen; die Muhme läßt es keine regelmäßigen Essenszeiten einhalten; dann kommt die Amme und fürchtet, das Kind werde verhungern (I, 433). Dabei aber werde es launisch, eigenwillig, unartig und magenkrank und unmäßig. Und selten schlage man vernünftige Wege ein, diese Übel zu meiden.

Die frühzeitige Trennung und Beaufsichtigung der Geschlechter ist unerläßlich (I, 36). —

I, 433 f. Unde merket mir einz! Daz der rîchen liute kinde vil minre (weniger) wirt ze alten liuten unde ze gewahsenen liuten danne der armen liute kint, daz ist von der überfülle, daz man der rîchen liute kint tuot mit fülle: wan den kan man niemer sô vil îngefüllen, daz man dannoch trûwe (traue) daz ez genuoc habe. Daz ist von der zartheit die man an sie leit, und ouch dâ von, daz man der fülle guote state hât. Sô machet im diu swester ein muoselîn (Mus) und strîchet im eht în; sô ist sîn hevelîn (Töpflein) klein sîn-

megelîn, und ez ist vil schiere vol worden: sô püpelt ez im her wider ûz; sô strîchet eht sie dar. So kümt danne diu muome, diu tuot im daz selbe. Sô kümt danne diu amme unde sprichet: „owê mîns kindes! daz enbeiz (biß nicht, Verneinung von beißen = essen) hiute nihtes.“ Diu strîchet im danne als ie von êrste în. Sô weinet ez, sô zabelt ez. Und alsô füllet man der rîchen liute kint in widerstrît, daz ir gar lützel (wenig) alt wirt. Unde dar umbe durch den got, der iuch beschaffen habe, sô hüetet iuch dâ vor alse liep iu iuwer sêle sî. Wellet irz aber durch got unde durch iuwer sêle niht tuon, sô tuot ez neht als liep in êre unde guot sî. Wellet irz aber durch der aller dekeinez tuon, sô tuot ez reht alse liep iu lip unde leben sî, gesuntheit iuwers lîbes und ouch lancleben. Nû sît ir doch alle samt gerne wol gesunt unde würdet alle gerne alt. Wellet ir nû gerne mit gesundem lîbe alt werden, sô hüetet iuch vor disen zwein sünden. —

II. Taufe und Firmelung.

Die beiden Marksteine der christlichen Erziehung sind Taufe und Firmelung.

Die Taufe steht ihm sehr hoch (I, 31. 127. 299. II, 56. 172. 228). Immer und immer wieder kommt er auf sie zu sprechen.

II, 172. allein diu kleinen kint diu rehte getoufet werdent, diu sint alliu ze himele geschriben.

Sie darf nicht lange aufgeschoben werden (I, 127). Die Taufformel muß wortgetreu sein (II, 228. I, 127. 162. 298). Wasser, nicht Wein, wird dabei angewendet. Wenn man den Namen zu geben vergißt (II, 228), so werde schon der himmlische Vater für einen Namen sorgen. Die Menge der Paten ist auf 1—2 zu beschränken (I, 32. 127. II, 56). Zu viele Paten rufen Ehehindernisse hervor, die zwischen dem Täufling und den Kindern der Paten bestanden (I, 32. 313). Die allzu kostbare Tauffeier ist nicht am Platze (I, 32. 127. II, 57), die Nottaufe darf in schlimmen Fällen nie versäumt werden (I, 127. II, 228). Immer aber möge die Taufe mit Andacht geschehen und nicht als ob man aus Übermut ein Jüdel ins Wasser stoße (II, 228). Ungetaufte Kinder werden nie Gottes Antlitz schauen. Sie kommen in einen Ort, limbus genannt, wo sich die heidnischen Vorfahren befinden.

„Unde si habent dâ deheine pîne noch keine martel, wan die martel des schaden“ (I, 299).

Das Kind wäre auch sonst noch lichter als die Sonne geworden. Darum erhält es auch nach der Taufe eine Kerze in die Hand. —

I, 127. Dar umbe, ir hêrschaft alle samt, ir sult iuch dar an hüeten, daz ir iuwern kinden die grôze êre unde die grôze saelikeit iht versûmet an dem toufe. Und ir man, ir sult der frouwen schônen die wîle sie swanger sint, daz ist, daz ir sie iht stôzet oder slahet oder werfet oder anders iht tuot, daz ist, daz ir iht schuldic werdet an in. Und ir sult sie niht ze lange ungetoufet lân: alse sie geborn werden, sô sult ir sie toufen. Ir sult weder êtouf (große, feierliche Taufe) bîten (warten, abhalten) noch gevetrîden (Gevatterschaften), weder diz noch daz. Unde müge ez ze priesters handen niht komen, sô mac ez toufen ein dierne oder ein kneht oder swer ez ist in aller der werlte, der diu wort ze rehte kan gesprechen. Jemittunt (Mittlerweile) sô die hende in den touf daz kint stôzent, sô sol ez diu wort sprechen. (Man sol niht sprechen: „Ich toufe dich in dem namen des herren“, man sol weder sust noch sô niht sprechen, wan also: Ich toufe dich in dem namen des vater und des sunes und des heiligen geistes! II, 228). —

Die Firmelung darf nur der Bischof vollziehen. Sie muß andächtig empfangen werden. Das äußere Zeichen, die Stirnbinde, gleicht dem Helm des Kriegers.

I, 300. Die heilige firmunge sol man ouch niwan einest (einmal) enpfâhen. Diu ist sô edel, daz sie nieman geben sol danne ein fürste, ein gewîht bischof. Und ir sult sie mit grôzer andâht empfâhen unde mit dêmüete unde vor wol gebîhtet haben. Swer sie mit der wirde enpfaehet, der wird sâ zehant gevestent, daz er iemer mêr deste baz strîten mac wider des tiuvels raete unde wider des fleisches gelust unde wider alle die untugent, die der sêle schade sint. Dar umbe stricket man dir eine binden umbe daz houbet. Die bezeichent einen helm, den man einem ritter ûf bindet, sô er an den strît sol; dâ von wirt er vil deste küener unde deste manhafter.

III. Erzieher.

In einer Predigt des 13. Jahrhunderts (Hoffmann, Fundgr.

I, 113) wird gebetet für den Papst, für die Erzbischöfe, Bischöfe, Äbte, Pröpste, Pfarrer und alle, die Richter und Lehrer der Christenheit sind.

Wie der gesamte Klerus der Erzieher des Volks ist, so ist einzig die Familie Erzieher des Kindes. Daran knüpft auch Berthold an.

Nur vornehme Leute haben „Zuchtmeister" (I, 34). Mit starker Bezugnahme auf Verweichlichung werden die Ammen angeführt (I, 433). Bertholds Zuhörer erzogen meist ihre Kinder selbst, leiblich und geistig. Er ruft ihnen zu (I, 307): „Die Kinder hat dir Gott gegeben."

II, 106. Sê (Merk auf!) nû sichestû wol, daz ein vater sich freuwet von sînem kinde, und ob er des kindes keinen nuz hât, dannoch freuwet er sich von dem kinde.

Für geistliche Belehrung macht Berthold die Paten verantwortlich. (I, 44. II, 58)

IV. Geistliche Belehrung. (Katechismus, Gesang, Lesen, Rätselfragen.)

Geistliche, geistige und wissenschaftliche Belehrung fällt hier zusammen. Es handelte sich um Erlernung einiger Katechismusstücke, und wenn man will, noch um Kirchengesang, indirekt um Lesen und logische Schlagfertigkeit. — Die während des ganzen Mittelalters bestehende Forderung, die Paten sollen die Kinder den Glauben und das Vaterunser lehren, wiederholt auch Berthold (I, 44. II, 58).

Daß nun dies Lehren nicht bloß aus Vor- und Nachsagen bestand, muß wiederholt werden, wiewohl jene Paukmethode oft genug vorgekommen sein mag. — Zu Karls Zeit erklärte man beim Unterrichte ebensowohl, wie wir im 19. Jahrhundert.

In der 4. Klosterpredigt (II, 269) findet sich eine Auslegung des Vaterunsers. Ein andermal scheint er dasselbe selbst einprägen zu wollen, das Gebet, „das wir alle Tage sprechen."

II, 185. pater noster vater unser, qui es in coelis dû bist in den himeln, sanctificetur nomen tuum geheîliget werde dîn name, adveniat regnum tuum zuo kume dîn rîche. Man sol niht sprechen „zuo kume uns dîn rîche", daz daz ober himel rîche herabe zuo den nidern kome, ez sol daz nider hin ûf zuo dem obern. —

Und wie wichtig ihm die Kenntnis des Vaterunsers erscheint, zeigt sich in der Ermahnung, täglich sechsundsiebzig Vaterunser zu beten, und den nicht in geweihter Erde zu begraben, der es mit vierzehn Jahren noch nicht kann (I, 44. 467. II, 47. 78).

Die Kenntnis der Gebote war nicht so unbedingt erforderlich, wiewohl ihre Bedeutung anerkannt wird. Die Pfarrer sollen darüber predigen (I, 274). Er selbst thut dies in der Predigt „Von den zehen geboten unsers herren" (I, 275) und legt die Fassung Exodus 20 zu Grunde.

I, 294, 26. Ich spriche noch wol mêr dâ von, daz alliu dîn saelde an den zehen geboten lît.

Am Schlusse der Predigt werden die Zuhörer zuweilen aufgefordert, Paternoster und Ave Maria zu beten, „wer es kann" (I, 125. 424. 444). Der Brauch war sehr beliebt, dem Volke das letzte Wort zu lassen, mochte es nun ein Ausruf, ein Gebet oder ein Gesang sein.

Im Ludwigslied heißt es:

„Ther kuning reit kuono Sang lioth frâno (herrlich, göttlich)
Joh (und) alle saman sungun: Kyrrieleison."

In den altdeutschen Predigten Germ. I, 441 f. fordert der Prediger einigemal am Schlusse in gleichem Sinne auf: „Un hevet iwern ruof!"

449, 23. „Die hiligen alle helfen uns."

449, 41. „Den gotis sun, den loben wir."

Ebenso Fundgruben I, 80, 19. 115, 36: „Die heiligen zwelfpoten."

113, 35. „H(erre), ih hân alle mîne nôt."

114, 28. „Nû empfelhen wir die s(êle)."

Auch zu größeren Gesängen fordert Berthold mehrmals auf (z. B. II, 63; I, 43):

„Nû biten wir den heiligen geist
umb den rehten glouben aller meist,
daz er uns behüete an unserm ende
sô wir heim suln varn ûz disem ellende.
Kyrieleis."

Ez ist gar ein nütze sanc, ir sult in iemer deste gerner singen unde sult ez alle mit ganzer andâht unde mit innigem herzen hin ze gote singen unde ruofen.

Seine Hörer teilt er in Gelehrte und Laien. Die ersteren beten in der Buchsprache, die letzteren deutsch (I, 44. II, 19. 63).

Über etwaige wissenschaftliche Bildung und deren Pflege bei Laien schweigt Berthold ganz. Die Gelehrten lesen in den beiden Büchern der Bibel, die Laien finden alle Saelde, alles, was dem Leib und der Seele frommt, in den beiden anderen Gottesbüchern: Himmel und Erde (I, 19. 49. II, 24. 233).

II, 24. 14. Uns hât unser herre gar vil buoch gegeben und sunderlîchen zwei grôziu buoch: einez von der alten ê und einez von der niuwen ê. Und ir leien habt ouch zwei grôziu buoch, den himel und die erde, dar an ir gar vil guoter dinge und nützer dinge lernen und lesen sult (II, 233 alle die saelde, der iu ze lîbe und ze sêle nütze waere). Sô lange ir niht lesen künnet an unseren buochen, sô möhtet ir gar vil nützer dinge lernen an dem himel.

Die Frauen der Edlen konnten sehr oft lesen. Nach damaligem Brauche gehörte der Psalter zur Ausstattung. Er war das beliebteste Lern- und Lesebuch. Das Lesen der Frauen im Psalter erwähnt Berthold oftmals (I, 49. 253. 515. II, 141).

I, 49, 31. Als ir frouwen dâ leset in dem salter des tages, sô sult ir des nahtes lesen an dem himel.

Daß Berthold etwas darauf giebt, wenn man die Katechismusstücke auch lateinisch kann, versteht sich bei dem Gelehrten von selbst. Flicht er ja wiederholt lateinische Sätze ein und erklärt sie zuweilen, wie das oben angeführte Vaterunser.

Für die logische Schulung, oder besser für die Bildung der Schlagfertigkeit, kommt eine Bertholdsche Sammlung von Rätselfragen in Betracht, die möglicherweise für die Klosterschule berechnet sind. Sie entsprechen ganz jenen Zeitverhältnissen und Unterrichtsbräuchen.

Rätselfragen. II, 680, 35 f.

1. Waz gie erst auz gotes mund? Daz tet daz wort: werde licht.
2. Waz lichtes was vor der sunnen und vor dem manen? Der engel licht was vor dem anegenge.
3. Wer starp ungeporner? Adam.
8. Wer ist ze ainem mal geporen und zwir tod? Lazarus.
9. Wer ist ze einem mal tod und zwir geboren? Der hane, ze ainem mal ze ay, ze dem andern ze hune.

19. Wie wart Adam getauft? Do got ze helle fuor, do sprach Adam „ich sich di hant, di mich geschaffen hat“, do nam er in under sein üehsen (Achselhöhle) und von dem pluot und von dem wazzer, daz auz seiner seiten ran, wart Adam getauffet.
21. Wie manig geslehte gend ist in der erde? Hundert und fumfzehn.
22. Wie manik gesleht ist erslagen? Dreu und dreizzik.
23. Wie manik gesleht ist der vische? Sechs und dreizzik.
26. Wie manich mensch stirbet taegleich? Zwelif tausent und als wirt geporen und aines mer.
28. Wer was der erst pfaff? Petrus.
33. War auf saz got, do er himel und erde geschuf? Auf den vederen der winde.

(Vgl. Willmanns: Ein Fragebüchlein aus dem 9. Jahrhundert. Haupts Z. 15, 166 ff. — Alkuins Fragebüchl., des Älfrics und Maximilians Gesprächbüchlein.)

V. Erziehung im engeren Sinne.

Man wird nicht erwarten, daß ein Mann, der so innig mit dem Volke und dem Volkswesen verbunden ist, abstrakte Theorien, Erziehungsideale und andere Schemen aufgestellt hat. Dies gebührt der neueren Zeit.

Seine Anweisungen sind ganz und gar dem Leben entnommen, sie sind in kein System gezwängt und verraten völlig, wie der Volksprediger in die Familien geschaut und nur ganz besondere Fälle ohne Verallgemeinerung zur Grundlage seiner Betrachtungen nimmt.

V^a. Erziehungsideal.

Bertholds Erziehungsideal zu bestimmen ist nicht leicht. Er, der Mönch, kann nichts von Gleichberechtigung der Menschen wissen wollen (I, 140). Ihm stehen Klosterbruder und Weltgeistlicher am höchsten. Es folgen stufenweis der Kaiser, die Edlen und 10 Klassen Volks. Aber als Volksprediger darf er mit dieser Einteilung nicht allzusehr in den Vordergrund treten. Er sagt ein andermal (II, 177), daß nur Tugend und Laster den Wert des Menschen bestimmen. Und so hat der Mensch sein Ziel erreicht, der im christlichen Glauben erzogen (I, 299) und von ihm durchdrungen, (I, 44) Sakrament und christliche Lehre genießt (I, 456. 314. 127)

und kraftvoll mit Arbeit (I, 13. 562) des Lebens Fahr und des Teufels Rat bekämpft (I, 300). —

Bedenklich ist die Ansicht, daß jeder zufrieden sein, das heißt da stehen bleiben soll, wohin ihn das Schicksal geworfen hat; aber er weiß sofort seine Ansicht zu mildern, wenn er sagt: „Es kann nicht jeder Schuster Graf sein" (I, 14). „Wir hätten bei gleicher Verteilung alle genug" (I, 59. 257). Fast wie ein moderner Volksredner schildert er das Elend des Dienenden (I, 58. 90. 257. II, 48), und wie nur Nächstenliebe den rechten Menschen kennzeichnet (I, 26. 60. 90. 109. 190. 359. 429. 477. 479. II, 28. 30).

Diese drei, Christenglaube, Arbeit, Nächstenliebe treten so gewaltig in den Vordergrund, daß sie als das Thema der Predigten Bertholds überhaupt dienen können. Und darum hallt auch aus ihnen der unabänderliche ewige Fluch gegen Juden und Ketzer, Müßiggänger und Gumpelleute, Geizige und Wucherer. Sie alle sind der Hölle verfallen. —

V^b. Psychologische Grundlagen. Verantwortlichkeit der Erzieher.

Welche Ansicht hat Berthold über die Seele und den Zustand des Kindes? Er meint zwar, daß ein Mensch so wohl geschaffen sei, als der andere (I, 89), weder gut noch böse (I, 299), die Seele wurde dem Menschen vom Engel eingegossen (I, 30). Er schildert die Reinheit des Kinderherzens, das nach der Taufe lichter sei als die Sonne (I, 299. 389). Aber er weiß andererseits nur zu gut, daß die Bosheit oft angeboren ist, und kein Erzieher vermag sie in jedem Falle zu dämpfen, und wäre es selbst Adam, Noah, Abraham oder David (I, 36. II, 58). Aber die Eltern haben eine hohe Verantwortlichkeit. Wenn sie durch eigene Nachlässigkeit im Erzieheramte die Kinder nicht vor der Hölle bewahren, wird ihnen die gleiche Verdammnis zu teil (I, 217). Die Ausrede, das Kind sei selbst verantwortlich, kann nie vom Erzieheramte lossprechen. Man weiß ja gar nicht, ob ein Kind mit 8 oder mit 12 Jahren verantwortlich gemacht werden könne, das ist ja eben von der geistigen Reife bedingt. Darum soll man's stets mit dem Sprichworte halten: „Jung gewohnt, alt gethan" und „Was zuerst in den Topf kommt, danach schmeckt er immer lange."

V^c. Die Erziehungsmittel: Beispiel, Gewöhnung.

Beispiel und Gewöhnung gelten unserm Volksprediger als die Hauptmittel der Erziehung.

Zunächst die Vorbildlichkeit. — Wenn die Eltern jener Todsünde, dem Geize, verfallen sind, sollen lieber die Kinder den Eltern entfliehen, als daß sie ins Verderben gebracht werden. Rechtschaffene Eltern sollen sie vor dem Umgange mit Geizigen bewahren (I, 120). Jene mittelalterliche Karität, die u. a. in den Gedichten vom Grafen Rudolf und armen Heinrich hervortritt, ist hier zu einem Grundsatz der Erziehung erhoben.

Wenn die Eltern die Kinder fluchen und schelten und die Gebräuche der Alten nachahmen lehren; wenn sie laut darüber lachen, falls es die Kinder thun (I, 33); wenn Frauen, die nicht mehr mit Kleidern hoffarten können, die Töchter und Enkelinnen darin unterweisen, ehe sie noch vier Jahre alt sind; wenn sie nicht verschmähen, mit den berüchtigten gelben Kleidern und Gebänden zu prunken: dann hat der Teufel gewonnenes Spiel (I, 33 f. 307. II, 58), dann wäre es besser, solche Eltern hätten lieber gar keine Kinder. Wer keine Kinder hat, ist deswegen noch nicht von Gott verworfen (I, 115. 414).

Darum muß frühzeitig die Gewöhnung zum Guten eintreten. Daher geben Reiche ihren Kindern Zuchtmeister, damit sie unter Aufsicht das Schlechte unterlassen und das Gute lernen (I, 34): „Jung gewohnt, alt gethan.“ Die schlechte Gewohnheit der hoffärtigen Mutter befördert die Gewöhnung der prunksüchtigen Tochter (I, 34. 416. II, 58). Der Erzieher muß scharf auftreten, wenn sich der Zögling nicht gewöhnen will. Jene dem Mittelalter zuweilen angedichtete Humanasterei kennt Berthold nicht. Er befiehlt das Kind zu schlagen, wenn es ungezogen war (I, 217), nicht nachsichtig zu sein am unrechten Platze, und der Sünde des Kindes wegen in eigene Sünde zu verfallen (I, 41). Die Rute liegt versteckt, aber dennoch stets bereit im Hintergrunde (I, 34. II, 58). Es ist aber nur ein „rîselîn“, keine Peitsche oder ein Skorpion. Und an den Kopf darf nie geschlagen werden. Die Aufgabe der Rute als Sühnemittel und Schreckgespenst muß verblassen und jener der Besserung Raum machen. —

Als Predigten „von der Erziehung“ führt Berthold selbst (I, 217, 34) zwei auf „von den drîen huoten“ und „von drin lâgen“. Die betreffenden Abschnitte folgen.

5. Von drin lâgen. Von den drîen huoten.

Von drin lâgen (Nachstellungen des Teufels, Hinterhalt) (I, 29—47). Einleitend steht der Gedanke, daß der Mensch zeit seines Lebens den Nachstellungen der Teufel ausgesetzt ist, besonders drei Nachstellungen.

Die êrste lâge legent sie uns sô wir in die welt varn. Die andern sô wir durch die welt varn. Die driten lâge so wir ûz der werlte varn. Die êrste lâge sô wir in die werlt varn legent sie danne an zwein enden. Die êrsten vor der geburt, die andern nâch der kinde geburt. Als daz kint lebende wirt in sîner muoter lîbe, sô giuzet im der engel die sêle în (der almehtige got giuzet dem kinde die sêle mit dem engel în). Und als ez niwan als lange gelebet als ein hant mac umbe gekêret werden, sô muoz ez iemer und iemer leben als lange als got lebt, unde mac niemer ersterben an der sêle. Stirbet ez aber sâ zehant für daz im diu sêle îngegozzen wirt an dem fleische, sô muoz diu sêle doch iemer leben. Und als daz kint in der muoter lîbe lebende wirt unde die sêle enphaehet, sô ist der tiuvel sâ zehant iemer dâ mit sîner lâge, wie er daz erwende, daz ez an die werlt iemer kume lebende, daz ez daz minneclîche antlütze unsers herren iemer gesehende werde daz sie dâ verworht (verwirkt) hânt. Unde sie legent alle ir liste wie sie geschaffen unde gefüegen, daz ez iht lebende an die werlt kume. Sie füegent, daz der wirt zornic wirt unde die hûsfrouwen etewenne sleht unz an die zît daz daz kindelîn sîn leben verliuset; wan allez daz niht getoufet wirt daz mac in daz himelrîche niht komen. Unde dar umbe legent sie uns die lâge sô wir in die werlt varn, daz wir den touf iht enphâhen; wan sie wizzent daz wol, wenne daz kint den touf enphaehet, daz im danne der himel offen stêt, wan swenne ez danne stürbe, sô füere ez gein himelrîche. Dar umbe schüefen sie gerne, daz ez zer werlte iht kaeme lebende. Sie stürnt (stacheln) die frouwen, daz sie mit eteswem ringen oder springen oder ze balde loufen oder heben oder tragen. Unde dar umbe sult ir iuch iemer deste baz hüeten, beide frouwen unde man, daz ir dem kinde die grôze freude iht verwirket oder verlieset mit dekeiner unzuht oder mit dekeiner ungebaerde, weder in schimpf (Scherz) noch

in ernst. Sie schüpfent gar in manige wîse, wie sie zuobringen daz ir schuldic werdet an iuwern kinden und in grôze sünde vallet, alsô daz ir iemer müezet jâmeric sîn an iuwerm herzen, unde daz des kindes sêle iemer des himelrîches erwendet sî. Dâ von sult ir iuch hüeten vor tanzen in schimpfe und in ernste, daz ir iht schuldic werdet an iuwern kinden an ir sêle und an ir lîbe. Ist aber daz daz kint geborn wirt sunder ir danc, sô schüpfent sie iemer mêre, wie ez âne den touf blîbe und ungetoufet sterbe, sît sie des niht gefüegen mohten daz diu frouwe gestôzen würde die wîle sie daz kindelin truoc, oder daz sie niht wart gedrungen ze kirchen oder ze markte, oder daz sie gevallen waere oder gestupfet. Unde dâ sult ir iuch alle samt wol behüeten, ir frouwen, für daz ir swanger worden sît. Unde sô ez ie naeher umbe die geburt sî, sô ir iuch ie baz hüeten sult, unde sô daz kint geborn sî, sô sult irz niht lange ûf schieben, ir sult ez heizen toufen, ob ez ze priesters handen komen mac. Geschiht aber daz ez ze priesters handen niht komen mac, sô sol ez ein kneht oder ein dierne, frouwe oder man, die diu wort kunnent als sie in dem sermône stênt von den siben sacramenten: diu rede gehoeret dâ her în vie man ez getoufen sol und waz schaden daz kint enphaehet daz ungetoufet blîbet oder daz niht getoufet wirt. Wan in ist niht wê: sie durstet niht, sie hungert niht, sie friuset niht, noch sie fürhtent den tiuvel niht. Ir marter heizet die marter des schaden, wande sie gotes antlitze niemer mêr gesehent. Unde dar umbe kêrent die tiuvel allen ir flîz und ir liste dar an, wie sie in die freude zuwenden, dâ mit daz ez ungetoufet bestê und ungetoufet sterbe. Sô schaffent sie daz man ez ûf schiebe unz zuo dem toufe, allez: ob ez diu muoter die wîle iht erdrücke oder erlige sô sie ez söugen wil über naht oder in der naht, oder ein ander amme diu sîn pflegen sol, oder in ein fiwer valle, oder in ein wazzer und ertrinke, oder aus gaehelîche (schnell) ersterbe, oder swie ez ersterbe âne touf. Sie stüpfent (stacheln) etewenne daz man beite (warte) unz (bis) ein gevater kume der daz kint heben sol. Ez wellent etelîche zwelf gevatern haben zuo einem kinde, etelîche niune, etelîche sibene, etelîche fünfe. An eime hâstû gar gnuoc, an zwein gar vil, an drîn gar unde gar ze vil. Ir herren und ir frouwen, ir tuot iu dicke grôzen schaden

daz ir sô vil gevatern habet und gewinnet. Sô ir vil gevatern habet unde sô ir iuch danne gefriunden sult mit iuwerm kinde, sô mac ez ein gevaterschaft irren, daz ez in iemer schadet an iuwerm kinde und künnet ez halt niemer sô wol bestaten als ir hie getân haetet, unde müezet ez etwenne verre von iu geben in ein ander gegene oder in ein ander lant: allez von gevaterschaft. Dâ von sult ir niht vil gevatern nemen. An eime gevateren ist sîn gar gnuoc zuo eime kinde, als ich iezuo sprach; aber an zwein ze vil; aber an drîn ist ir gar ein grôziu übermâze. Unde daz râtent die tiuvel mit ganzem flîze, daz man ez ûf schiebe unz daz niun gevatern dar zuo komen. Engelram und Burkart sô sol ez jâ nâch in heizen. Sô wil man ez ûf schieben unz daz man im einen westerhuot (Taufkleid) gemachet der gar waehe (schön) sî. Gloube mir: in der wîle möhte ein schade geschehen, daz dû im daz minneclîche antlütze unsers herren verlürest, daz ez die freude und die êre diu got selber ist niemer mêr beschouwete unde dû des iemer jâmeric müestes sîn. Nû seht ir unde hoeret daz wol: swenne ein priester ein kint toufen wil, sô stêt er unde liset und liset unde beswert und beswert unde segent und segent und segent. Unde daz ist allez samt nihtes, wan daz er den touf segent unde den tiuvel beswert daz er den touf iht irre, niwan die einigen wîle, unz er dâ zuo kome, daz man ez zehant toufen sol. Nû seht, wes ir iuch troestet, daz ir eine wochen den touf ûf schiebet! Wie manigen enden mac er iuch nû geirren in einer wochen oder in zwein oder in vieren oder in zehenen! Nû seht, ob ir im des volgen wellet dem tiuvel, daz ir an iuwerm kinde schuldic werden wellet, swenne der priester vil gesegent den touf vor dem tiuvel, allez daz er den touf iht irre, unde beswert in mit manigen starken worten den tiuvel, daz er daz kint iht irre ê ez werde getoufet.

Ist aber daz ez getoufet wirt, sô legent sie im sâ zehant die andern lâge. Und alz ez gênde wirt und redende, sô sint sie danne gar unmüezic dâ mite, daz sie im iemer mêre râtent und schüpfent dar zuo, daz ez boesiu wort lerne unde schalkhaftiu wort spreche und schelte unde fluoche; unde schüpfent vater unde muoter ouch dar, daz sie im ez niht wern, und etewenne, daz sie ez schelten unde swern (schwören) lêren unde

daz in gar wol dâ mit ist unde sîn vaste lachen und ir goukel ist: „nû slach den unde schilt den!“ und gîst im ein holz in die hant unde lêrest ez daz übel sî unde daz ez übel tuo. Daz râtent im durch iuch die unsaeligen tiuvel. Nû seht, wie gar bezîte sie an hebent mit ir stricken unde mit ir lâgen, für daz ein kint des aller êrsten leben unde sêle enpfaehet! Sô setzent sie im nû lâge unde legent im stricke und erzöugent ir verdampnisse, daz sie uns des himelrîches vergunnen. Unde dâ von sult ir iuch iemer baz hüeten vor ir stricken unde vor ir lâgen: wan dâ bî müget ir wol kiesen, daz sie uns herzeclîchen vînt sint und alle ir liste dar an kêrent, wie sie uns des himelrîches erwenden daz sie verlorn hânt. Und dar umbe legent sie lâge dem kinde, ê ez geborn wirt. Sô ez geborn wirt sô legent sie im lâge die unsaeligen tiuvel unde werfent einen ûz, daz er von dem kinde niemer kome und im alle wege boesiu dinc râte, unde der entwîchet im ouch niemer mêr unz an sînen tôt. Sô sendet der almehtige got sînen engel ouch dar, der sîn hüeten sol. Wand er uns harte hât erarnet und ouch uns hât geschaffen unde nâch im selben gebildet, sô lât er uns des geniezen unde gît eime ieglîchen menschen einen engel ze huote: wan der tiuvel braeche im abe den hals wenne ez die sünde getaete, als er tet den siben mannen, von den man liset in Thobîâ. Unde dâ von ist iu unnôt daz ir iuwer kint swern unde schelten lêret und iu daz ze eime spil nemet unde lêret ez zîtlîchen nennen waz frouwen unde man habent, unde lêret ez sprechen daz frouwen unde man tuont mit einander. Wer danne froeer danne der tiuvel, wenne erz dar zuo bringet, daz ir iuwer kint sô getâne bôsheit lêret unde schalkeit? „Wie bruoder Berhtolt, nu ist ez doch ein reinez kint unde weiz weder grôz noch klein umbe sôgetâniu dinc unde weiz niht, ob ez übel oder guot ist: wie möhte der tiuvel danne als frô gesîn dâ von?“ Sich daz weiz er gar wol unde vil baz danne dû. Unde dâ von kunnent sie vil liste unde schalkeit; unde dez du waenest, daz er niht dar ûf ahte, dâ mit hât er dich gevangen unde dîn kint, daz ez vil verre an gote stên muoz, ob dû dich iemer mêr von im enbinden maht. Unde dâ von singet man von den martelaeren: „unser sêle sint enbunden als der spar (Sperling) von dem stricke der jagenden.“ Unde

dâ von sint sie gar frô, daz ir iuwer kint sô gar zîtlîchen lêret sô getâniu dinc. Daz sult ir alle merken, unde behaltet ez unz an iuwern tôt, wan sie habent manic tûsent sêle mit dem selben stricke gevangen und mit der lâge sô wir in die welt varn, daz ir niemer rât wirt. Und dar umbe sint die tiuvel vil frô, daz ir iuwer kint sô gezîte bôsheit lêret beide sprechen und ouch tuon. Swaz mit dem êrsten in den niuwen haven kumt, dâ smacket er iemer gerne nâch. Unde dâ von, wer von êrste daz niuwe kint guotiu dinc lêret, dâ tuot ez iemer gerne nâch; unde wer ez boesiu dinc lêret, dâ tuot ez iemer gerne nâch. Wan ir frouwen nemet sîn war sô ir niuwe heven koufet, sô beseht irz wol ob ez wâr ist. Wan ze glîcher wîse ist ez umbe diu kint: swes man diu kint des êrsten wenet, dem habent sie iemer mêr hant an. Lêret man ez von êrste zuht unde tugent unde gewizzenheit, sô habt ez iemer mêr hant an; lêret man ez aber leckerîe unde schalkeit, ez muoz iemer mêr sîn ein lecker und ein schalk. Und dar umbe gît man der hôhen herren kinden zuhtmeister, die alle zît bî in sint unde sie ze allen zîten zuht lêrent; unde den juncfrouwen eine zuhtmeisterin, diu sie alle zît zuht unde tugent lêret. Wande des herren unde frouwen wol bedürfent, sô lêret man sie zîtlîche zuht und êre, daz sie sîn in gewonheit komen: wan „swes daz kint gewont, daz selbe im nâch dont.“ Daz ist ein alt gesprochen wort und ist ouch wâr. Sô habt ir armen liute iuwern kinden niht zuhtmeister als hôhe herren unde frouwen ir kinden, unde dâ von sult ir iuwer kint selber ziehen: wan iu und iuwern kinden des himelrîches als nôt ist, sô sult ir iuwer kinder selber ziehen, wan sîn in nieman sô wol schuldic ist als ir. Wan für die zît als ez êrste boesiu wort sprichet, sô sult ir ein kleinez rüetelîn nemen bî iu, daz allezît ob iu stecke in dem diln (Bretterwand, Decke) oder in der want, und als ez eine unzuht oder ein boesez wort sprichet, sô sult ir im ein smitzelîn tuon an blôze hût. ir sult ez aber an blôzez houbet niht slahen mit der hant, wan ir möhet ez wol ze einem tôren machen: niwan ein kleinez rîselîn: daz fürhtet ez unde wirt wol gezogen. Tuot ir des niht, sô müget ir leiden blic an im werden sehen, unde swâ sie ungerâten werdent von iuwern schulden, daz irz von kinde niht lêret zuht unde tugent und

ez ziehet gein gote unde der werlte, sô müezet ir an dem jungesten tage antwürten für iuwer eigen kinder, als ein probest und ein apt und ein ieglîch klôstermeister für sîne samenunge. Die aber ir kint unzuht lêrent, die müezent aber hoeher antwürten vor gote. Ich wil geswîgen daz dû dîn kint niht unzuht lêrest unde boesiu wort: dû bist halt des schuldic daz dû ez im wern solt. Unde tuost dû ez, sô wirst dû doch an sîner sêle schuldic und ouch an sînem lîbe: wan dû ziuhest ez etewenne nâch frâzheit, daz ein diep oder ein slûch oder ein aprecher dar ûz wirt, dar umbe er den lîp verliuset unde die sêle dar zuo. Dar an bist dû schuldic: wan manige liute trûwent, daz diu kint niemer gnuoc gewinnen, unde füllent im allen tac în. Gloube mir, im waere vil baz an der rehten mâze, an gesuntheit des lîbes und an lanclebene. Bringest dû dîn kint in die gewonheit der rehten mâze, ez ist iemer deste maeziger an ezzen und an trinken. „Swaz eht des êrsten in den haven kumet, dâ smacket er iemer mê gerne nâch.“ Dâ von sûlt ir iuwer kint ûf guotiu dinc wîsen, wan gewonheit ist etewenne rîcher danne diu natûre. Alsô ein kint mit dem êrsten lernet steln, daz ez eim andern kinde eteswaz nimt oder stilt, sâ zehant slahez mit einem rîse dar umbe, unde solt ez niht erlân, ez müeze ez an die selben stat hin wider tragen: sô kanst dû im ez mit niht iu als gar erleiden, daz ez zuckens unde stelns iht gewonne und unkiuschiu wort, wan dâ von kumt ez gar zîtlîche an diu werk. Man seite mir für wâr, daz ein diernlîn von ahte jâren mit einem hin wec gienge! Da von sult ir sie slahen wenne sie ihtes iht schalklîche von sô getânen dingen redent; unde sult sie von einander legen diu knehtelîn unde diu diernlîn, wan sie sint gar gezîte schalkeite vol. Dar zuo sint ouch die tiuvel flîzic, daz sie uns gezîte leiten zuo den sünden. „Bruoder Berhtolt, wie alt solte ein kint sîn, ê ez houbetsünde (Todsünde) müge getuon?“ Gloube mir, des kan ich dir niht wol gesagen, wan dar nâch als ez schalkaft ist. Ez ist etewenne einez von ahte jâren schalkafter dan ein anderz von zwelf jâren; dâ von kan ich des niht wizzen, wan dar nâch als ez witze hât. Unde dâ von, ir hêrschaft alle samt, durch den almehtigen got sô ziehet iuweriu kint daz ir iht schuldic werdet an ir lîbe und an ir sêle. „Owê bruoder

Berhtolt! jâ züge ich mîn kint vil gerne, sô wil ez mir niht volgen. Ich hân allez daz versuochet daz ich kunde oder mohte, unde kundez nie geziehen.“ Sieh, dû bist vor gote unde vor der werlte unschuldic an sîner missetât: wenne dû daz dîne getuost, sô bist dû unschuldic. Der wîse und der starke Adam der hete zwên süne, der eine was wol gezogen, den andern kunde er nie geziehen. Her Nôê hete drî süne, der was einer wol gerâten, die andern kunder nie geziehen. Her Adam was als wîse daz er allen dingen namen gap, und in half alliu sîn wîsheit niht, sîn sun würde ein morder. Her Nôê, dich half alliu dîn heilikeit niht, dîn sun würde ein spöter. Her Abraham, dich half alliu dîn wîsheit niht, dîn sun würde ungerâten. Daz selbe spriche ich ouch zuo hern Isââk, dem wîsen manne, daz sîn sun wart ein frâz. Her Davit, dich half niht dîn wîsheit, dîner kinde würde einez ungerâten, alsô daz dû vor etelîchem kûme dînen lîp behielte. Unde dâ von bist dû unschuldic, ob dir dîn kint niht volgen wil, ez sî sun oder tohter. Wilt dû sie aber niht ziehen vor liebe oder vor zartheit oder vor trâkeit oder vor unendehaftem (nicht entschieden genug) muote, sô wirst dû schuldic an dînem kinde an sîner missetât unde muost gote dâ von antwurten, als ein klôstermeister von sîner samenunge. Und alsô legent uns die tiuvel die êrsten lâge zwivalt. Pfî, ir unsaeligen tiuvel, wie gezîte ir an hebet mit iuwer verfluohten lâge, sô wir des êrsten in die werlt varn! Unde dâ von ist uns nôt, daz wir uns flîzeclîchen hüeten.

Nun folgen die anderen Nachstellungen der Teufel im Leben und im Sterben.

Von den drîen huoten. (II, 54—65.)

Diese Predigt stimmt mit der vorigen nicht nur dem Inhalte nach überein, sondern oft auch wörtlich. Huote und lâge braucht Berthold gleichbedeutend. Der Inhalt der Predigt ist folgender:

Die Teufel legen allen Fleiß an, die Taufe zu verhindern, denn dann gehören die Kinder nicht dem Himmelreiche an. Sie treiben die Frauen zur Fehlgeburt. „Ich hân etelîche vor mir, die an vier menschen schuldic sint.“ Die Frauen bedienen sich der Zaubersäfte und wollen keine Arbeit mit den Kindern haben. Und wenn die Frucht größer wird und lebend, so tanzen, singen, hüpfen, fallen sie, vertreten sich, neigen sich über eine Kiste und lassen sich

schlagen. Wird das Kind geboren, so schieben sie die Taufe auf, großer Gevatterschaften und Kindtaufen wegen, daß das Kind ungetauft stirbt; oder die Taufe geht nicht in der rechten Weise vor, der Priester braucht nicht die vorgeschriebenen Worte. — Nach der Taufe geben die Teufel einen aus ihrer Mitte dem Kinde bei, der es immer zu Greinen und Weinen, Schelten und Fluchen, bösen Gebärden und Thaten verleitet. Das thut der Teufel aus doppeltem Grunde. Das Kind soll schlechte Gewohnheit lernen (wanne swes daz kint gewonet in der jugende, daz hanget im vil gerne iemer mêre an, ez sî übel oder guot, wanne gewonheit ist wol halbiu nâtûre). Und zum andern sollen die Eltern zu falscher Nachsicht und zu bösem Beispiel geleitet werden; so daß sie scherzend sprechen: Kind, paß auf, schlag den da, schilt diesen! Man lacht, und das Kind denkt, es thue recht. Ob ein Kind mit acht oder erst mit zwölf Jahren weiß, was gut und bös ist, kommt ganz darauf an. Darum soll allzeit böses Wesen ausgetrieben werden. Man wehre dem Kinde mit einem kleinen Reis, daß es sich fürchte; aber man schlage es nicht mit einem Stecken lahm und zum Thoren. Ihr sollt die Kinder das Vaterunser, das Ave Maria und den Glauben lehren. Gutes lehret die Kinder, daß sie es gewöhnt werden. Ihr Eltern seid für sie am jüngsten Tage verantwortlich, wie der Abt für die Klosterleute. Wenn aber die Kinder nicht folgen wollen, trotz deiner Zucht, so bist du unschuldig. Auch Abraham, Isaak und David hatten ungeratene Kinder und waren doch heilige Leute (59, 5).

Der kurze geschichtliche Überblick zeigt uns den wachsenden Einfluß der Predigt auf die Jugenderziehung und führt uns mit Bruder Berthold auf stolze Höhe. Die Bedeutung der folgenden Prediger war nicht so groß; erst zur Zeit der Reformation tritt die alte Kraft wieder hervor. — Die Worte Frauenlobs dürfen auch heute nicht verhallen (Berth. I, XXX):

„Man vindet brüeder niht als bruoder Berhtolt was. —
Swaz bruoder Berhtolt ie gesprach vor manegem jâr,
deist allez wâr;
durch sînen munt
rett got von himelrîche.“

XII. Kloster-, Dom- und Stadtschulen.

1. Klosterschulen.

Da die Kloster- und Domschulen die Vorläufer der Stadtschulen bilden, ist es nötig, auch auf deren Geschichte kurz einzugehen, wenn sie auch nicht streng in den Rahmen unseres Gebietes gehören.

St. Gallen. Die älteste Klosterschule auf deutschem Sprachgebiete ist die zu St. Gallen. Über St. Gallen geben uns Ekkehart und der „St. Galler Mönch“ Auskunft. — Der Ire Gallus († 640) gründete um 612 das dortige Kloster. Von der regen wissenschaftlichen Thätigkeit dieses Klosters legen die seit dem 8. Jahrhundert daselbst verfaßten Bücher und deutschen Übersetzungen Zeugnis ab. Unter dem Abt Gozbert (816 bis 837) fand die Trennung der äußeren von der inneren Schule statt, wie der Bauplan von 820 beweist; auch ein Bibliotheksraum ward gebaut. Kurz danach wirkt als Lehrer der inneren Schule der Ire (Ekkehart, Casus St. Galli I, 2) Möngall oder Marcellus († 865) und an der äußeren der Thurgauer Iso († 871), der zuvor beide Schulen leitete. Iso, der Lehrer Notkers, Tutilos und Ratperts war so berühmt, daß nach Ekkehart es manche für genügend hielten, wenn sie nur für eine Stunde seine Schüler hießen. „Nach seinem Unterrichte lechzten die Geister von ganz Burgund und Gallien.“ Ein echter Schulmann war sein Nachfolger Ratpert († 884). Er verließ, den reiselustigen Tutilo immer darob scheltend, das Kloster nicht und brauchte jährlich nur ein Paar Schuhe, er versäumte Gebetsstunden über dem Unterricht und sprach: „Gute Messen hören wir, indem wir sie zu lesen lehren.“ Krankheit hielt ihn nicht von der Schule zurück, überall war er streng und wohlwollend. Kurz vor seinem Tode waren

40 Domherren, seine ehemaligen Schüler, zum Gallustage um ihn versammelt, um ihn zu begrüßen, und jeder versprach, nach seinem Tode 30 Messen für ihn zu lesen. In deutscher Sprache verfaßte er ein nichterhaltenes „Leben des heiligen Gallus.“ Später wirkte Notker der Stammler als Lehrer der inneren Schule, der Dichter des Liedes „Mitten wir im Leben sind.“ Er war der Erfinder der Sequenzen; das sind kurze Sprüche als Text zu den langgezogenen Endtönen des Halleluja. Er schlug nie und wirkte in seinen theologischen Anweisungen über sein Grab hinaus. Die volkstümlichste Gestalt war der riesenkräftige Tutilo, gleichberühmt als Lehrer, Redner und Musiker, als Dichter, Bildhauer, Architekt, Maler, Goldschmied und — Kaufmann. Die Glanzzeit St. Gallens dauerte noch volle 100 Jahre. Abt Salomo III., 860 geboren, 890—920 Bischof von Konstanz, trat in Kaiser Karls III. Kanzlei; die Schule erhielt Zulauf von weit und breit, viele Adlige suchten ihre Ausbildung in St. Gallen, und die St. Galler Lehrweise ward nach anderen Schulen verpflanzt, wie nach Konstanz und Augsburg. 883 war Karl der Dicke, 911 Konrad I. zu Besuch, 919 weilte Salomo von Konstanz am Gallustage in der Schule und feierte das Schulfest mit. Zum Scherz ward er gefangen genommen und aufs Pult gesetzt. Nun will er die Schüler im Scherz züchtigen, sie aber kaufen sich los, indem sie lateinisch baten, die kleinen wie sie konnten, die mittleren rhythmisch, die großen metrisch und rhetorisch: „Was haben wir dir gethan, daß du uns Böses fügest an? Zur Königsgewalt wir gehn, da auf unsrem Gesetze wir stehn.“ „Nun willst Gast du uns sein; nicht gab uns der treffende Mut ein, daß du das alte Recht verschlimmern wolltest in Unrecht.“ — Erfreut bewilligt Salomo an den drei von Konrad eingerichteten Schultagen dreimal Essen und Trinken (Ekk. Cas. St. G. I, 26). Der Abt Hartmann (922—925) sorgte dafür, daß die vielseitige Bildung der äußeren Schule auch der inneren zu gute kam, jeder Mönch sollte ein Gelehrter werden. Im 10. Jahrhundert finden wir St. Galler Schüler als Lehrer in Salzburg, Speier, Lüttich.

Als vorzügliche Lehrer in St. Gallen werden dann neben Gerald († 956), der Dichter des Walthariliedes, Ekkehart I. genannt († 973), von dem das Sprichwort herrührt: „Wie es in den Wald hineinschallt, hallt's wieder heraus;“ ferner der strenge Notker, Pfefferkorn († 975), Ekkehart II. der Höfling († 990), Hadwigs Lehrer im Horazlesen, unter dem der Klosterschüler Burchard

Vergil-

Griechisch bei Hadwig lernt. Als dieser einer Mainzer Synode beiwohnte, standen bei seinem Eintritt in den Saal 6 Bischöfe, seine Schüler auf, um ihn zu grüßen. Der damalige Abt Notker hatte einen wirklichen Ritterhof eingerichtet, an dem die Jungherren seiner Lehensleute ritterlich erzogen wurden. Nackt, wie die jungen Griechen, führten die Schüler Spiele auf, und übten sich mit Jagdvögeln. Die Rute wurde nicht gespart. Einige erhielten bei der Entlassung Wehrstücke. — Um die Wende des Jahrhunderts aber lebte der größte, den St. Gallen hervorbrachte: Notker Labeo, der Deutsche, den die Pest 1022 mitten aus seinem arbeitsreichen Leben wegholte. Er ist der erste, der größere lateinische wissenschaftliche Werke ins Deutsche übertrug und überhaupt mit feinem Sprachverständnis in deutscher Sprache schrieb. Sein Schüler Ekkehart IV. († 1060) blickte mit Verachtung auf die deutsche Sprache, bei ihm reden die Edlen lateinisch, der Teufel deutsch. Er hat sich aber Verdienste erworben, weil er die Klosterchronik umfangreich vervollständigte. St. Gallen war nie päpstlich, noch asketisch, sondern immer kaiserlich und frei gesinnt; darum erlosch sein Ruhm nach Einführung der Reformen, die von Cluny ausgingen, und nach den unglücklichen Kämpfen zwischen Heinrich IV. und Gregor.

Reichenau. Sankt Pirminus predigte um 724 am Bodensee das Christentum und gründete das Kloster auf jener Bodenseeinsel, der reichen Au. Reichenau entfaltete sofort wissenschaftliche Thätigkeit, vermehrte seine Bibliothek und sorgte für eine gute Schule, deren erste Blüte Haito hervorrief. 763 geboren, besuchte er seit 765 die dortige Schule, an der er später als Lehrer und von 806—823 als Abt wirkte. Kaiser Karl begünstigte ihn und gab ihm 807 das Bistum Basel. Haito führte Karls Reformen durch, und schickte zur Erlangung tüchtiger Lehrer junge Leute zur Vollendung ihrer Studien ins Ausland. Unter ihm erhielt auch Ludwigs des Deutschen späterer Kanzler Grimold unter Reginberts Leitung seine Ausbildung. Nach Haitos Tode übernahm Erlebald 823 die Abtei; unter ihm leitete Tatto die innere, Wettin die äußere Schule. Deren Schüler war Reichenaus größter Sohn, Walahfrid Strabus. Um 707 geboren, bezog er frühzeitig die Reichenauer Schule, auf der er sich als guter Lateiner auszeichnete. Er besang die Visionen seines Lehrers Wettin schon als Schüler. Von Reichenau aus hatte er auf eine kurze Zeit Fulda besucht, um Rhabans Unterricht zu genießen, und war dann auf die Boden-

seeinsel zurückgekehrt. 825 verließ er die Reichenauer Schule, um als Lehrer an ihr zu wirken. Schüler aus Italien und Griechenland sammelten sich um ihn. Die sieben freien Künste wurden so betrieben, daß nicht nur die theologischen, sondern auch die gewöhnlichen Studien eine Blütezeit erlebten. Reichenaus Ruhm erwachte zu neuem Glanze unter Hermann dem Lahmen, dem Zeitgenossen Ekkeharts IV. Dieser schrieb seines Klosters Chronik und zeichnete sich als Lehrer, Dichter und Musiker aus, sein Schüler und Nachfolger Berthold († 1088) wirkte im gleichen Geiste. Reichenau war im Gegensatz zu St. Gallen päpstlich gesinnt. Der gregorianische Streit untergrub aber seine Bedeutung ebenso wie die St. Gallens.

Fulda. Bonifatius hatte 744 die Gründung des Klosters zu Fulda veranlaßt und den Bayern Sturmi, der zu Fritzlar von Wigbert vorgebildet war und dann noch den Monte Casino besucht hatte, zum ersten Abte gemacht. Winfrids Gebeine wurden hier bestattet und gaben dem Benediktinerkloster den Ruf besonderer Heiligkeit. Zwei erprobte Mönche verwalteten die Schule. Von gelehrter Thätigkeit zeugen um 760 die Anfänge von Jahrbüchern Fuldas, deren erster Teil von 742—822 reicht. Dann war Baugulf Abt (779—802), unter dem Einhart und Rhaban ihre Studien machten, und an den jenes berühmte Schreiben Karls über die Gelehrtenbildung der Priester gerichtet ist. Unter Ratgar (802—817) wurden eine Anzahl Schüler ins Ausland geschickt, um andere Studienanstalten kennen zu lernen und segensreicher in Fulda wirken zu können, so Rhabanus (geb. 776 † 856), der in Tours zu Alkuins Füßen saß. Unter Eigil (817—822), dem Biographen Sturmis, setzte Rhaban seine Lehrthätigkeit fort und entfaltete bald eine solche gesegnete Wirksamkeit, daß Lehrer und Schüler aus aller Welt zu seinen Füßen saßen und schriftlich mit ihm in Verkehr blieben. Rhabans Schriften über den Unterricht der Geistlichen, über die sieben freien Künste und über ritterliche Erziehung sowie sein Matthäuskommentar,[1]) seine Predigtsammlungen, sein Werk über

[1]) Eben berichtet Kauffmann (Beil. z. Allgem. Zeitung 1897, 44) über einen, früher dem Chrysostomus zugeschriebenen, lateinischen Matthäuskommentar, den er dem Wulfila oder einem anderen gotischen Schriftsteller jener Zeit zuschreibt. Die an kulturgeschichtlichem Stoff reiche Schrift enthält auch Mitteilungen zur Bildungsgeschichte. So heißt es u. a., die Barbaren legten ihren Kindern Namen bei, die auf die Vernichtung wilder Tiere hindeuten, weil man seinen Ruhm in kriegstüchtigen Nachkommen suche.

das Weltall, waren weit und breit bekannt, er war der Lehrer Deutschlands, Fulda die Unterrichtsanstalt der Deutschen gewesen. Als Abt (822—842) vermehrte er die reichliche Bibliothek und erhielt immer zahlreichere Schüler, so Otfrid, den Sänger des Krist, den unglücklichen Gottschalk, Probus, Lupus von Ferrieres, Hartmut von St. Gallen, Liutpert von Hirschau, Ermenrich v. Ellenwangen, Walahfrid Strabus, Rudolf; dann trat er vom Amt zurück, widmete sich seinen Lieblingsstudien, bis ihm das Mainzer Erzbistum 847 übertragen ward. Sein Schüler Rudolf leitete von nun an die Schule, der die Germania des Tacitus in einer seiner Schriften benutzt. Nach der cluniacensischen Reform aber verfiel auch Fuldas Glanz allmählich; das 769 von Lullus gegründete Hersfeld überragte es eine Zeitlang, verfiel aber ebenso bald. —

Lullus hatte Wigberts, des ersten Fritzlarer Abtes, Gebeine aus Fritzlar nach Hersfeld schaffen lassen, um dem Ort Ansehn zu verleihen. Der erste hessische Bischof Witta wurde 786, Lullus 787 hier begraben. Aber erst als Lambert von Hersfeld hier lebte und Heinrichs IV. Geschichte schrieb, war Hersfelds Glanz am hellsten.

Neben St. Gallen, Reichenau und Fulda haben noch eine ganze Anzahl Klosterschulen zeitweilig Weltruf erlangt, so die Klosterschule von St. Emmeram in Regensburg unter Othloh und seinen Vorgängern, Tegernsee unter Gozbert, ferner Bergen bei Magdeburg, Benediktbeuren, Niederaltaich, Weihenstephan, Herford, Stablo, St. Lamprecht, Admont, Vorau, Corvey, wo Widekind seine drei Bücher sächsischer Geschichten schrieb und die ersten vier Bücher Annalen von Tacitus sich befanden, ferner Werden, wo der silberne Codex des Wulfila aufbewahrt ward und vielleicht auch der Heliand entstand.

2. Stifts- und Domschulen.

Die Stifts- und Domschulen unterschieden sich in ihrer Lehre nicht von den Klosterschulen, haben aber den Weltruf wie jene drei großen Klosterschulen nicht erlangt. Die wichtigsten waren Passau, Freising, Salzburg, Magdeburg, Hildesheim, Bremen, Hamburg, Münster, Köln, Speier, Worms, Mainz. Am meisten treten Mainz, Hildesheim, Magdeburg und Freising hervor.

Die alten Römer- und Kaiserstädte Mainz, Köln und Trier haben stets für tüchtige Schulen gesorgt, das wurde ihnen um so leichter, als sie von der Gunst weltlicher und geistlicher Herrn

getragen wurden. Nach Bonifatius wirkten als Äbte in Mainz Lullus, Riculf, Rhabanus Maurus, Liutpert, Willegis, Aribo. Unter diesem war Ekkehart IV., der Dichter des Waltharíliedes, Scholaster. Während Heinrichs III. Regierung kamen Lehrer und Schüler von weit und breit nach Mainz, um zu lernen und zu disputieren. In Köln erhielt der nachmalige Gregor VII., in Worms der spätere Gregor V. den Jugendunterricht. In Sachsen war Hildesheim mit seiner Domschule ein Mittelpunkt gelehrter Arbeit. Unter Bischof Osdag (985—989) begann die Blüte, die sich an den Namen des Scholastikers Thankmar knüpft. Er hatte Schüler, wie Bernward von Hildesheim, den nachmaligen Erzieher Ottos II., den Bischof von Hildesheim (993—1022). Er vermehrte die Bibliothek, förderte die Kunst und nahm seine Schüler mit auf Reisen. Andre Schüler Thankmars waren Meinwerk von Paderborn und Heinrich II. In den Kämpfen zwischen Papst und Kaiser ging Hildesheim nicht zurück, sondern erblühte danach umsomehr. Viele Adelige erwählten es als ihre Bildungsstätte, und im 12. und 13. Jahrhundert weilen viele Schüler daselbst. Mit Hildesheim wetteiferte Magdeburg, wo besonders die slavischen Edlen ihre Ausbildung suchten. Unter dem Scholastikus Otrich begann die Blüte. Da aber dieser nach einem Hofamt begehrte und Gerbert, den berühmtesten Gelehrten damaliger Zeit, in einer Disputation nicht überwinden konnte, ging der tüchtige Gelehrte der Schule verloren. Er konnte die Schmach nicht überwinden und starb kurz nach der Disputation in Benevent; die Nachfolger Otrichs sorgten dafür, daß der Glanz Magdeburgs nicht erblich, noch Ende des 12. Jahrhunderts, als schon alle Welt nach Paris zog, finden wir Prinzen und Adlige zum Studium in Hildesheim. In Bayern genoß die Freisinger Domschule das höchste Ansehn. Unter Bischof Aribo (764—784), dem Biographen Emmerams und Korbinians, erhielt Arn seine Ausbildung, ein Liebling des großen Karl, der Erzbischof und Förderer der Schule Salzburgs. Man pflegte hier besonders die deutsche Schriftstellerei; das Petruslied, die Übersetzung der „Ermahnung“, das Freisinger Vaterunser entstanden hier, Otfrids Krist wurde abgeschrieben. Die bayrischen Edlen studierten meist in Freising. Der Geschichtschreiber Otto von Freising wirkte hier 1137—1157 als Bischof, Ragewin war sein Schüler. Nach der Zerstörung des Domstifts durch Feuer im Jahre 1215 konnte sich Freising nicht wieder erholen.

3. Pfarr- und Stadtschulen.

Schon vor Karl dem Großen werden Pfarrschulen erwähnt, an denen junge Leute nebst ihrer Ausbildung zum Küster- oder Pfarrgehilfendienst die Grundlagen der Religion, des Lesens, Rechnens, Schreibens, Singens kennen lernten. Diese Schulen haben sicher immer bestanden, ihr Name trat aber infolge des Glanzes der Kloster- und Domschulen zurück. Die Einrichtung erhielt neues Leben nach dem Rückgang jener. Die elementaren



Der Schulmeister von Eßlingen.
(Nach dem Bild der Manesseschen Liederhandschrift.)

Kenntnisse, die der aufblühende Kaufmanns- und Bürgerstand seinen Söhnen übermitteln mußte, wurden bei den Reichen durch Hauslehrer gelehrt; dem gemeinen Bedürfnisse aber sollten an verschiedenen Orten die Pfarrschulen abhelfen. Und zur Anstellung eines Lehrers an derselben hatten sich die Gemeinden frühzeitig

das Recht verschafft. Es entstand nun die Einrichtung, wie wir sie bis in die neuste Zeit weit und breit hatten. Jedes Kirchspiel hat außer dem Pastor noch einen Präcentor, der späterhin die gleiche theologische Vorbildung haben mußte. Dieser Präcentor versorgte neben seinem Kirchendienst die Schule; war aber der Sprengel groß, so wurden nach Bedürfnis Tochteranstalten der Kirchschule gegründet.

In Gent, Lübeck, Breslau, Hamburg, Ypern, Leipzig, Bautzen beanspruchten die zum guten Teil aus Kaufleuten bestehenden Stadtverwaltungen das alleinige Recht der Schulgründung. Wiewohl es ihnen anfänglich aberkannt wurde, mußten doch schließlich auch die obersten Behörden dem Geist der Zeit Rechnung tragen und jenen die Gelegenheit zu eigenen Schulgründungen geben. Die Städte hatten anfänglich, wenn sie neue Schulen ins Leben rufen wollten, immer die Beschwerlichkeit des Schulweges, die große Entfernung der einzigen Stiftsschule und dergl. als Hauptgrund angeführt. Die Triebfeder war aber das Bildungsbedürfnis der Kinder. Diese sollten lesen und schreiben lernen. Aber sie lernten noch weit mehr. In der Breslauer Stadtschule war der Lernstoff 1267 folgender: ABC, Vaterunser, Gloria, Glaube, Bußpsalmen, Gesang, Latein (Donat, Cato, Theodul, die Regeln des Remigius). Ziemlich genau dieselben Bücher brauchte man an den Stadtschulen zu Dresden, Bautzen, Leipzig und Zwickau; jene Schulen waren zunächst äußere. Alle ähnlichen Anstalten sind schließlich zu Lateinschulen geworden, neben welchen sich einfache deutsche für das ganze Volk bildeten. Die ursprünglich kaufmännischen Anstalten verbreiterten Stoff und Ziel, so daß im ganzen folgenden Zeitraum Handelsschulen fehlten, bis 1817 E. W. Arnoldi die erste eigentliche Handelsschule in Gotha gründete. Ein junger Kaufmann, der außer allgemeiner Bildung reiches Fachwissen neben und außer der Lehre erlangen wollte, war auf Privatlehrer hingewiesen, und diese hielt sich mancher begüterte Kaufmann zur Zeit der Hansa und später. Wir erfahren dies schon 1253 aus der Schulkonvention zu Ypern, desgleichen aus einer Nachricht vom 28. April 1368, nach welcher der Jude Benjamin zu Leipzig einen Hauslehrer hielt. Der feingebildete und in den Sprachen bewanderte Königssohn Tristan giebt sich am Hofe Markes getrost für einen Kaufmann aus (3597 f.). Im Guten Gerhart rühmt sich ein solcher, der französischen Sprache und des Landes kundig

zu sein (1352 f.). Und wenn in demselben Gedichte Rudolfs von Ems der begleitende Schreiber über des Kaufmanns „zerunge" Buch führt, so heißt das nicht etwa, der Kaufmann hätte es nicht selber gekonnt. Der oben erwähnte Lehrstoff war von der geistlichen Behörde genehmigt worden, nachdem sich Breslau neben der weit entfernten Domschule städtische Schulen an der Magdalenenkirche 1267 und an der Elisabethkirche 1293 erkämpft hatte. Mehr als die erwähnten Bücher erlaubte die Domverwaltung nicht (G. Korn, Breslauer Urkundenbuch Nr. 32 u. 65). In Köln hatte die Gemeinde von Klein St. Martin schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts durchgesetzt, unabhängig sich einen eigenen Scholaster anzustellen. In Lübeck dagegen behielt sich die geistliche Behörde 1262 vor, daß das Recht des Gesangunterrichts dem Dom verbliebe. In Hamburg war 831 mit dem Erzbistum auch eine Domschule gegründet worden, an der zwei Domherrn Knaben für kirchliche Zwecke unterrichteten und zwar im Latein, Katechismus und Gesang. Die Bürger schickten gleichfalls ihre Söhne dahin, doch errichteten sie 1281 an der Nikolaikirche eine eigene Schule für die elementaren Fächer, für Grammatik und Gesang. Aber der Domscholaster suchte Einfluß zu erlangen. Es mußten die Stadtschüler um 1287 an Festtagen an den Domumzügen teilnehmen und die Bürger das Anstellungsrecht dem Domscholaster überlassen, dagegen für des Lehrers Unterhalt sorgen. Es konnte nicht fehlen, daß auch über die eigentümliche Stellung des Domscholasters Streitigkeiten mit den Städten ausbrachen, da einerseits der Domscholaster seit Jahrhunderten bestallter Lehrer des Dombezirks war, andrerseits seit dem Anschwellen der Domsprengel und dem Aufblühen und Bildungsbedürfnis des Bürgerstandes neue Schulen von der Stadt eingerichtet und bezahlt werden mußten. Obgleich man nicht im geringsten daran rüttelte, daß die Schule eine kirchliche Einrichtung sei, wollte man sich doch des Einflusses von seiten des Domscholasters erwehren. Päpste und Landesherren wurden zu Schiedsrichtern angerufen, aber den Domscholastern konnte man das Recht nicht nehmen, sich allein die Besetzung der Schulstellen ihres Dombezirks vorzubehalten. Nur allmählich erhielt die weltliche Behörde mit den größeren Pflichten vielseitigere Rechte. Worms hatte 1260 außer der Domschule noch drei Stiftsschulen. Im Laufe des 12. Jahrhunderts wurden immer mehr Stadtschulen gegründet. Forscher haben für

einzelne Bezirke festgestellt, daß auch in den kleinsten Städten Schulen vorhanden waren, in denen die Laien die einfachsten Kenntnisse fürs Leben erwerben konnten. Diese Schulen führten ein stilles und bescheidenes Dasein und werden selten in Urkunden erwähnt; an einem Beispiel möge gezeigt werden, wie allmählich die Schulen auftauchten und Fortschritte machten, an den Schulen des jetzigen Königreichs Sachsen; besonders die Arbeiten J. und G. Müllers u. a. haben deren Anfänge erforscht. Ich lege sie hier zu Grunde.

Das geistige Leben Sachsens ging, so weit unsere Quellen zurückreichen, im 10. und 11. Jahrhundert von den Bistümern Meißen, Merseburg und Zeitz aus. Von hier aus fanden die zahlreichen Kloster- und Kirchengründungen im 11. und 12. Jahrhundert statt, mit denen später die Einrichtungen der Schulen Hand in Hand gingen. Die Schulen dienten bis ins 14. Jahrhundert fast durchgängig gottesdienstlichen und priesterlichen Zwecken; Volks- und Erziehungsschulen waren's nicht. 1358 können von 13 Mitgliedern des Domkapitels in Meißen fünf die Urkunde nicht unterschreiben, 1350 von 15 nur 5. Mehr als an Domen und Stiften pflegte man die Lehre an äußeren Schulen und an Stadtschulen, welch letztere oft an Pfarreien ihren Ursprung haben. Außer Lesen, Schreiben und Zusammenzählen lernte man dort nach dem kleinen Donat lateinische Formenlehre und nach den sogenannten Knabenregeln Satzlehre. Die Lektüre beschränkte sich auf das Vaterunser, den Glauben, die Psalmen, den Cato und Cisiojanus. Die Hauptsache war der Chorgesang. Als man weit und breit im 13. und 14. Jahrhundert zwischen Klerus und Stadtregierung um das Recht der Schulgründung stritt, fand das Gleiche auch in Sachsen, in Bautzen und Leipzig, statt.

Die erste sächsische Schule, von der wir etwas wissen, war in der Hauptstadt des kirchlichen Lebens, in Meißen. Wir finden hier am 9. Juni 1183 einen Sigemundus scholasticus; das war zur Zeit des Bischofs Benno 1066—1106, dem man mit Unrecht das vom Abt Benno von Goseck bei Naumburg verfaßte Buch beilegte: „Kurze Entwürfe über die sonntäglichen Evangelien.“ Andere scholastici waren Martinus 1206, Wipertus 1214, Ulrikus de Kurin 1227, Erpho 1249 u. s. f. Die scholastici waren Domherren und stehen als Hauptwürdenträger in den Urkunden als Zeugen weit oben. Der Titel ist auch in mittelrheinischen Urkunden derselbe, während er in früheren Jahrhunderten

dort magister scholarum war. In Meißen tritt daneben im 14. Jahrhundert der Titel „schulmeistir“ auf. Über die Bepfründung ist nichts Wesentliches bekannt. Stellung und Thätigkeit waren aber einflußreich und setzten juristische Bildung voraus. 1222 schlichtet der scholasticus einen Streit wegen 8 Hufen Landes zwischen den Presbytern und dem Kreuzkloster zu Meißen. 1383 ist Hermann „Schulmeister zu Meißen, Doktor der geistlichen Rechte,“ Abgesandter der Markgräfin von Meißen nach Frankreich. Wenn wir nun auch in Meißen nicht viel über die Aufgaben des scholasticus erfahren, so sind uns dieselben doch aus anderen Quellen bekannt. Er stellte die Lehrer an, nahm die Schüler auf, prüfte ihr Lernen, erteilte die niederen Weihen und stand allen Schulen seines Kreises vor. Die Anfertigung und Aufbewahrung der Urkunden fiel ihm anheim.

Worin bestand nun die Arbeit der Schüler? Im Jahre 1256 wird erwähnt, wie sie Kerzen und Rauchfässer tragen, ein anderes Mal halten sie das seidene Kelchtuch. Zur Verbesserung der Schule und der Bücher erhalten sie 1256 einen Geldzins. Diese Scholaren waren Chorschüler, ihre Zahl betrug um jene Zeit in Meißen 24; es waren hübsche Kinder armer Bürgersleute. Zweihundert Jahre später, 1445, erfahren wir aus den Statuten des Augustiner-Chorherrenstifts, daß der Propst zum Magister der Novizen einen zuverlässigen Klosterbruder auswählt, derselbe lehrt die Klosterregel, das Officium, das Benehmen im Chordienst, Gesang und Ordensbräuche, bis der Zögling das Klostergelübde ablegte. J. Müller nimmt gewiß mit Recht an, daß dies fast überall der Klosterunterricht der inneren Schulen gewesen sei. Die Stiftsschulen pflegten mehr den Gesang. Der erste bekannte Meißner Domschulmeister ist Heinricus de Wystroph, rector scolarium 1323. 1358 wird ein Johannes v. Schildow als „der schuler meister“ erwähnt. Das scheint ein Unterschied vom scholasticus zu sein, der Domherr war. Ein solcher Rektor, der nicht immer Geistlicher war und der auf Kündigung angestellt wurde, sorgte für gute Zucht der Schüler und für Einübung der Gesänge; in der Schule erteilte er Lesen, Schreiben, Singen, Latein, Lernen gottesdienstlicher Bibelstücke. Es ist nicht ganz klar, wieviel Arten von Schülern am Meißner Dom unterrichtet wurden. J. Müller unterscheidet nach den Urkunden Knaben (pueri, parvuli), Scholaren und Chorschüler. Die ersteren dienen Chorzwecken. Sie werden vom Pfarrer

und Schulmeister unterrichtet, helfen ihnen, begleiten sie und besorgen schriftliche Arbeiten. Die Scholaren scheinen sich mehr der Schule gewidmet zu haben, sie werden im 14. Jahrhundert von den ersteren unterschieden. Die Chorschüler sind von den „cleinen schulern", den Bürgerkindern, zu trennen. Die Nürnberger Chorschülerregel vom Jahre 1343 giebt uns manchen Aufschluß über diese. Die Chorschüler werden meist Priester, sie brauchen nicht Studenten der Schule zu sein. Sie singen an Stelle des Domherrn die Horen.

In der Stiftsordnung von Münster (Ct. Luzern) vom Jahre 1326 (1420) heißt es: Es ist der Chor, „dem zuo dienst die schuol gestifft ist." Wissenschaftliche Bildung lag also nicht im Interesse dieser ältesten Meißner Domschule, sie bereitete nur auf das Priesteramt vor. Dasselbe gilt auch von der Stifts- oder Chorschule, die 1205 Bischof Dietrich II. von Meißen gründete. Zur Beförderung des religiösen Lebens, wegen der Nachlässigkeit der Domkanoniker, entstand zuvörderst der Augustiner-Chorherren-Konvent zu St. Afra, daneben die eben erwähnte Schule mit 12 weltlichen Knaben behufs Hebung des Gottesdienstes zu St. Afra. Die Schüler wurden nicht Domherren, aber sie bekamen ihren Lebensunterhalt. Sie sangen bei Prozessionen, lasen Seelmessen, hielten Vigilien ab. Als Lehrer kommt zuerst 1360 ein Johannes Dypoldswalde protunc rector scolarium scolae St. Afrae vor; 1396 ein Friczoldus von Nassau als Kantor. 1320, 1349 und 1377 wird auch eine Judenschule zu Meißen erwähnt, 1383 eine Nonnenklosterschule.

Die zweite sächsische Stadt, in der eine Schule erwähnt wird, ist Bautzen. Bautzen, 1002 zuerst Stadt genannt, war im 12. Jahrhundert noch von slavischer Bevölkerung umwogt, aber die Germanisierung schritt mehr und mehr — und friedlich — vor. Wenden mit gut slavischem Namen geben ihren Kindern deutsche (s. Sächs. Arch. N. F. VII). Bischof Benno II. von Meißen gründete vor dem Umbau der alten Kirche 1221 ein Kollegiatstift mit einem Propst und 6 Kanonikern. Einer von ihnen ist Johannes scolasticus (1218). Benno nennt ihn 1221: „Johannes, unser Notar, der Bautzener Scholastikus." Der Meißner Bischof hat ihn zu wählen. Er hat u. a. die Einkünfte von 2 Hufen (Cod. Lus. 30), das ist etwa 2 Mark Silber; nach unserem Gelde ca. 84 M. Geistlicher an der Kirche ist ein gewisser Nikolaus,

der zugleich Meißner Domherr war. Die Knaben sind mit Mantel und Kapuze (cappa) bekleidet. Sie müssen bei Messen und Vesper in der Stiftskirche anwesend sein und beim Kantor stehen, um zu singen, sie versorgen das Räuchern und erhalten wie in anderen Schulen priesterliche Anweisung. Die Aufpasser (circatores, merkaere) umgeben sie und achten auf höfisches Betragen. Der Einfluß des Rittertums, welches ja die feine Zucht, die Hövischheit, in Deutschland einführte, war maßgebend für die mehr klösterliche Erziehung. Der Scholastikus machte das Besetzungsrecht für andere städtische Schulen geltend; dies war nicht nur in Bautzen, sondern auch in Leipzig, Lübeck, Hamburg und anderen Städten so und beruhte auf alten Privilegien. Der Streit fiel zunächst meist für die Städte ungünstig aus, später änderte sich dies sehr. Auch in Bautzen entschied 1364 Kaiser Karl IV. zwischen Rat und Kapitel zu Gunsten des letzteren. 1331 ist Petrus Rektor der Schulen in Bautzen. Als Bewahrer und Anfertiger der Urkunden spielte ein solcher Rektor eine ziemliche Rolle, und man wählte nur einen „für Kirche und Schule, in Wissenschaft und Sitte, tüchtigen Mann.“ Das war eine ebenso schwere Wahl, als früher die des Scholastikus selbst. Wir wissen, welche Anstrengungen Otto I., Heinrich III. u. s. f. bei der Erwerbung tüchtiger Scholastici machten (Specht 189 f.). 1418 erschien die „Budissinische Schulordnung und Gewohnheit.“

Nachdem 1114 durch Bischof Herwig von Meißen ein kleines Münster zu Wurzen gegründet worden war, begegnet uns 1227 zuerst ein Heinricus, scolasticus Wurcinensis. Die Statuten des Stifts vom Jahre 1362 sind erst 1476 in der uns erhaltenen Gestalt aufgezeichnet. Es heißt daselbst: „Der Schulrektor soll unter seine Scholaren zwei feierlich zu singende Lektionen und zwei Verse angemessen verteilen. Ein jüngerer Chorschüler liest die Lektionen und singt das Benedicamus. Die Chorschüler müssen in Prozession erscheinen. Sie dürfen nicht sitzen bleiben, wenn die anderen stehen; während des Gottesdienstes sollen sie nicht fortgehen. Sie haben sich nach den Senioren bei allen Gebräuchen zu richten, beim Kniebeugen, Hauptneigen, Aufstehen; auch müssen sie einhellig das Gloria patri, Sanctus, Adoramus u. s. f. mitsingen. Vergehen ziehen Schläge mit der flachen Hand, im Wiederholungsfalle Rutenstrafe nach sich. Zuspätkommen, Niedersetzen, wenn die anderen stehen, wird ausgezischt. Vor Propst und

Dekan müssen alle aufstehen und sich verneigen. Beim Altardienst müssen sie das Angesicht dahin wenden." Außer den Scholaren gab es Chorschüler, die im Rang nach den Vikarien und Kaplänen kamen.

In Geringswalde begegnet uns an dem 1181—1185 gegründeten Benediktinerinnen-Kloster 1247 eine Hermudis scolastica. Sonst ist nichts von der Schule bekannt. Entweder wurde in ihr nur für den Chordienst vorbereitet, oder wie in Meißen Lesen, Schreiben, Latein, die Klosterregel, Handarbeiten gelehrt.

In Leipzig gründete 1212 Markgraf Dietrich das Augustiner-Chorherrenstift zu St. Thomas. An ihm wird eine schola exterior unterhalten, die Staatsbeamte und Weltkleriker bildete, und von Bürgerkindern zu gelehrter Bildung benutzt ward. Diese äußere Schule wird das erstemal in einer Urkunde vom Jahre 1254 erwähnt. Der Propst des Klosters giebt nämlich einen Teil der Einkünfte (3 Talente), welche das Kloster aus der äußeren Schule einnahm und der Schulmeister vierteljährlich zu zahlen hatte, zur Verbesserung der Krankenpflege (C. S. II. XI, 13). Eine innere Schule, die vom Vorhandensein jungen klösterlichen Nachwuchses abhing, hat sicher bestanden, aber erst 1342 erfahren wir von solchen Knaben. Der erste und wahrscheinlich einzige Schulmeister seiner Zeit war 1295 Thidericus rector scolarium in Lyps (C. S. II. XI, 35). 1437 muß der Schulmeister von St. Thomas an der Nikolaikirche „mit etzlichen schülern" Vigilien und Messen singen. 1443 ist Petrus Sehehusen, 1460 Johannes Forcheim rector parvulorum. Es ist nicht bekannt, ob viele Bürger ihre Kinder zur Schule schickten. Die Schüler halfen bei gottesdienstlichen Handlungen und erhielten dafür eine Entschädigung.

Erst im 15. Jahrhundert begegnen uns Chorschüler. Um jene Zeit wogt auch der Zank zwischen Stift und Bürgerschaft, die bei der Lehrerwahl ihren Einfluß geltend zu machen suchte. Markgraf Wilhelm weist 1373 die Bürger zurück, 1395 aber erteilt Papst Bonifatius IX. die Erlaubnis zur Errichtung einer unabhängigen Schule. Die Thomaner aber hielten erfolgreich ihr Recht vom Jahre 1373 aufrecht, bis 1511 die Nikolai-Schule für Grammatik und die anderen freien Künste gegründet ward.

1352 wird eine Judenschule zu Leipzig erwähnt. Marschall Tymo von Kolditz erhält sie nach der Judenverfolgung im Jahre 1348 durch Markgraf Friedrich.

In Zwickau stand die 1118 gegründete Marienkirche seit 1212 unter dem Patronat des dasigen Benediktinerinnen-Klosters, welches 1219 von Zwickau nach Eisenberg verlegt ward. In einer Urkunde 1291, über eine Frühmesse in der Marienkirche, erscheint als Zeuge ein Heinricus rector scholae, der unzweifelhaft Zwickauer war.

Bis ins 15. Jahrhundert hören wir nichts von der Schule, bis sie als Stadtschule wiederkehrt. Der Übergang ist einfach. Der entfernte klösterliche Scholastikus konnte dem Zeitbedürfnis nicht mit der Macht entgegenstreben, als wenn er anwesend gewesen wäre. Zunächst diente ja die Schule kirchlichen Zwecken, mußte aber den Laienansprüchen der Handelsstadt bald Rechnung tragen.

Klöster, für die Joh. Müller Schulen nicht nachweisen kann, sind die der Benediktiner zu Chemnitz und Pegau; der Franziskaner zu Zwickau, Freiberg, Dresden, Meißen, Löbau, Kamenz; der Dominikaner zu Leipzig, Freiberg, Plauen; der Cisterzienser zu Altzella, Grünhain, Ilgenthal; der Augustiner zu Zschillen, Crimmitschau, Grimma; der Cölestiner auf dem Oybin; der Nonnen zu Marienthal, Mariastern, Großenhain, Riesa, Nimbschen, Leipzig, Remse. Nur bei den Nonnen der büßenden Magdalena zu Freiberg und des heiligen Benedikt zu Meißen gab es Schulen. Eine Unterweisung der Novizen mußte natürlich in allen Klöstern vor sich gehen, damit war aber keineswegs gelehrte Bildung oder gar eine äußere Schule verbunden.

Im Jahre 1300 zeugt in einer Urkunde Cunradus rector puerorum in Dresden, der Kapellan des Burggrafen Otto von Dohna. Die Schule war eine Stadtschule, der Rektor war in älterer Zeit ein Geistlicher und hatte den Chor- und Kirchendienst. Im Jahre 1380 ordnen die Bürger und Schöffen für ihren Schulmeister und seine Nachfolger (unsere schulemeyster, unsir schule C. S. II. V, 67 f.) an, daß er von Sonnenuntergang bis Mitternacht immer „6 schuler" bereit halten soll, die nötigenfalls dem Priester beim Abendmahl Sterbender mit Gesang vorangehen. 1394 wird „der erber prister meister Francz, unser schulemeister von Dypuldiswalde" angeführt. Das Verhältnis zwischen Bischof

und Schule ist unbekannt. Da genug Stiftungen vorhanden waren, trug das Schuldirektorat viel ein. Franz war Erbe einer Dresdner Badestube, er stiftete der Kreuzkirche zwei Altäre. Die Schule vermutet man bei der Kreuzkirche. 1388 werden Ausgaben für die Fenster, 1396 für den Estrich (24 Gr.) erwähnt. Die Schule hatte noch einen Garten und daneben ein Spielgebäude (schimpfhaus = Scherzhaus). Es gab zwei Arten von Schülern. 1398 werden neben dem Schulmeister seine Gesellen und die Schüler erwähnt (1388 rector scholarium cum 18 sociis); die ersteren, die Gesellen, socii, scholares, sind gewiß ältere mit lehrende Schüler, Lehrseminaristen.

Als Zeuge des Burggrafen Meinhard von Meißen lebt 1364 zu Lößnitz: Ch., viceplebanus (Leutpriester), sacerdos, rector scholarum ibidem. Da Mönche sich in Lößnitz nicht ansiedeln durften, müssen wir auf eine Pfarr- oder Stadtschule schließen.

Zu Zittau traten 1310 die Kreuzherren einen Platz neben der Schule an die Stadt ab, 1312 ist ein magister sole (scholae) Chunradus Zeuge. 1352 wird die Stadtschule den Johannitern unterstellt, weil diese besser verstehen, „welch meister zu der schule tüchtig sei.“ Der Komthur soll die Schule dem Schulmeister „reichen, um daß er auch furcht vor ihm haben möge, daß er das Chor und auch die schule halte nach ehren und nach weißheit und auch nach rechte.“ 1363 ist neben dem Leiter der Schule Petrus Zwicker von Wormditt bei Königsberg: Konrad Weißenbach aus Eschwege in Hessen als Succentor und Lokat (Unterlehrer), drei Jahre thätig. Zwickers Nachfolger ist der spätere Zittauer Kaplan Magister Johannes. Für die vielen armen Schüler schenkt 1397 Katharina Hoffmann 6 Schock Prager Münze zu fünf Stück Tuch.

Ebenfalls als Urkundenzeuge tritt 1315 zu Reichenbach der dortige Bruder H. auf; er ist Priester und Rektor der Kleinen daselbst.

Dieselbe Bezeichnung führt 1319 ein Magister zu Plauen. Der deutsche Orden, der die Schule ins Leben rief, beschenkt sie und hat neben der Stadtverwaltung die Oberleitung. Friedrich Eybanger aus Nürnberg ist 1382 Schulrektor und heißt 1388 Magister der freien Künste und Stadtschreiber. J. Müller macht mit Recht darauf aufmerksam, daß in der Schule wohl zugleich

die ars dictaminis, die gewöhnliche juristische Bildung fürs Leben, das Abfassen von Urkunden u. s. f. in dieser Anstalt gepflegt ward.

Unabhängig vom Kloster, befand sich neben der Pfarrkirche zu Pirna eine Pfarr- oder Stadtschule; 1317 gehen die Schüler mit zu Grabe, und 1335 erhält der Schulmeister für Leichenbegängnisse armer Leute jährlich 10 Groschen.

1357 lebt zu Grimma Johans Mauricii der schulmeyster, 1372 heißt der Titel magister scolarium; 1389 lehrt daneben ein undir meyster. Der erstere erhält in einer Stiftung 8, der letztere 4 Groschen. 4 Schulknaben sollen beim Holen und Fortschaffen des Sakraments brennende Wachskerzen singend vortragen. Neben dieser Pfarr- oder Stadtschule giebt es 1406 eine Judenschule.

Nach dem vom Franziskanerkloster unabhängigen Löbauer Stadtschulmeister Markus 1359 (nostrarum scolarum informando gubernator) erscheint in Urkunden der schon zu Zittau erwähnte Konrad Weißenbach 1383—1394, der zugleich Stadtschreiber war.

Ebenfalls vom Kloster unabhängig war der Rektor der Kleinen zu Oschatz, Magister Johannes 1367. 1414 soll der Pfarr- oder Stadtschulmeister Joh. Ernst und seine Gesellen das „Heil Himmelskönigin" singen.

Erst 1379 wird zu Pegau, woselbst Wiprecht von Groitzsch 1097 ein Benediktinerkloster gegründet hatte, ein Schüler (choralis) erwähnt.

Das erste urkundliche Zeugnis einer Pfarrschule an der 1225 gegründeten Marienkirche zu Freiberg stammt aus dem Jahre 1382. Es wird bestimmt, daß keine andere Schule errichtet werden darf und der Pfarrer die Stelle vergiebt. Die Nonnen der Maria Magdalena hatten ebenfalls eine Schule. Die Ordensregel vom Jahre 1248, die Gregor IX. 1232 gab, besagt, daß ausnahmsweise Mädchen unter 11 Jahren aufgenommen werden, unter der Bedingung, daß diese für sich getrennt erzogen und bis zum 14. Jahre in guten Sitten unterwiesen werden. Ende des 15. Jahrhunderts waren aber einmal nur vier Nonnen vorhanden, etwas später dreißig, so daß nun neun- bis fünfzehnjährige Stadtmädchen „umb gotis willen" aufgenommen werden können.

Ein schulmeistir Stephan wirkt 1392 zu Bischofswerda, woselbst schon 1229 eine Hauptkirche zu St. Marien sich befindet. Am Barbaratage hält er „mit den kynderen" eine Seelenmesse

und tags zuvor singt er eine Vigilie. Jeden Montag muß er einen Schüler in die Kapelle senden, der die Seelenmesse singen helfen soll. Dafür erhält er jährlich vier Groschen.

Der erste bekannte Lehrer zu Chemnitz war 1367 Fredericus Macherin von Oschatz, Baccalaureus der freien Künste. 1399 soll der Schulmeister zu Chemnitz bei den gottesdienstlichen Handlungen nach alter Gewohnheit die übliche Hilfe mit Gesang thun.

In Penig begegnet uns 1404 als Schulmeister Krystan. — Nach den vorhandenen Quellen bestanden also im 13. Jahrhundert 8 Schulen, die Domschule zu Meißen (1183), die Stiftschulen zu Meißen (1205), Bautzen (1218), Wurzen 1227), die Nonnenklosterschule zu Geringswalde (1247), die äußere Schule zu Leipzig (1254), die Zwickauer Pfarr- oder Stadtschule (1291), die Dresdner Stadtschule (1300); die ersten 5 sind Chorschulen. Im 14. Jahrhundert gab es außerdem 3 Stadtschulen: Zittau (1310), Löbau (1359), Chemnitz (1399); zwei, die zugleich der deutsche Orden leitete: Reichenbach (1315) und Plauen (1319); eine Pfarrschule: Freiberg (1382); Zwickau (1291) und Pegau (1379) standen unter Klosteraufsicht, Bautzen (1218) unter dem Stiftskapitel; zwei waren Judenschulen und fünf Pfarr- oder Stadtschulen: Lößnitz (1304), Pirna (1317), Grimma (1357), Oschatz (1367), Bischofswerda (1392). Außerdem hatte Wolkenstein eine lateinische Stadtschule (Vgl. Bartusch, Die Annaberger Lateinschule S. 3: Gehmlich, Städt. Lateinsch. S. 3—7).

Während derselben Zeit werden im ganzen Reich städtische Schulen erwähnt in Worms (1260), Lübeck (1262), Breslau (1266), Wismar (1269), Hamburg (1281), Osterode (1287), Elbing (1300), Liegnitz (1300), Kiel (1320), Nordhausen (1322), Königsberg (1335), Wehlau (1337), Stendal (1338), Wesel (1340), Hildesheim (1347), Hannover (1348), Danzig (1350), Marienburg ca. (1360), Neuruppin (1365), Oldenburg (1377), (Masius in Schmids, Gesch. d. Erziehung II, 328). Die meisten waren niedere Schulen, einige entwickelten sich schnell zu Lateinschulen. Ja, im 14. Jahrhundert konnte man schon an die Gründung von Hochschulen denken. So entstand 1349 nach dem Muster von Paris die Prager Universität, 1365 die Wiener und 1386 die Heidelberger, 1388 die Kölner, diesen Universitäten aber schoben sich Vorbereitungsanstalten (Gymnasien) vor.

Die Dom- und Klosterschulen bildeten für Chor und Kloster

vor, die Pfarr- und Stadtschulen mehr für Seelsorge und praktisches Leben. Die Dom- und Klosterschulen standen meist unter der Aufsicht des Scholastikus, der nicht selbst lehrte. Diese Würde entspricht entfernt der unseres Schulinspektors. Der Scholastikus stellte den Rektor an, neben welchem der Kantor wirkte. Dem Rektor, Magister oder Schulmeister waren Lokaten (Hilfslehrer) untergeben; in Bautzen (1418) dazu noch ein Signator, der auf äußere Zucht hielt und Metten und Vesper sang. Die verschiedenen Sorten von Schülern sind schwer zu unterscheiden. Die pueri oder parvuli sind wohl kleinere Scholaren. Die letzteren sind nichts anderes als das, was Karl der Große anstrebte, der 809 den Priestern aufgab, so erzogene und unterrichtete Scholaren sich heranzuziehen, daß sie im Verhinderungsfalle den Pfarrer vertreten könnten (C. C. I, 238, 5). Die Scholaren mußten also lesen und schreiben können, das Vaterunser, den Glauben u. s. w. wissen, sie mußten Übung im Kirchengesang und in der Beichte haben. Sie empfangen meist die niederen Weihen und treten uns entgegen als Gehilfen und Begleiter des Pfarrers, als Lektoren und Schreiber. Die Choralen standen noch höher, sie wurden später Lehrer und Priester, sie wurden für den Chordienst ausgebildet und sangen an Stelle der Domherren die Horen. J. Müller hat zuerst darauf hingewiesen, daß die Pfarrschulen nur die oben erwähnte Aufgabe hatten. Er verweist die oft als Quelle angeführte und von Specht (248) aufrecht erhaltene Bigger Küstersatzung, nach welcher in dem westfälischen Orte Schulzwang und von 7—10 und 1—4 Uhr Schreiben, Lesen, Religion gelehrt wurde, schlagend in das Jahr 1583 (statt 1270) und leugnet die Diöcesanschulrektoren Machatscheks.

Viel bedeutender war der Lernstoff an den Stadtschulen, darüber geben uns die Bautzener Schulordnung 1418 und die Schornerstsche Vormundschaftsrechnung (1425—1432) ergänzend Bericht. Das Schuljahr begann (Bautzener Sch.-O.) am Gregoriustage (12. März). Die Schüler mußten die Schulbücher vom Lokaten kaufen, die zum Teil ihre Nahrung durch die Anfertigung erwarben, sonst zahlen reiche Kinder zwei, arme einen Groschen Sühne. Im Elementar-Unterricht ward das ABC, das Paternoster, Credo und Benedicite (Tischgebete) (je ein Groschen) gebraucht. Beim Eintritt in die zweite Klasse zahlten Reiche einen Pfennig. Das Schulgeld

betrug vierteljährlich für Reiche zwei, für Mittlere einen Groschen, für Arme nichts. Im Latein brauchte man den Donat (um 350), der in Frage und Antwort die lateinische Formenlehre abhandelt, und die inhaltlich ähnliche Regel des Remigius († 1312). Sie kostete mit dem Cato zusammen 8 Groschen. Der Cato enthält eine Reihe lateinischer, frühzeitig schon ins Deutsche übersetzter Sittensprüche und war in den Schulen sehr beliebt. Ferner wurden die drei Teile des Doktrinale von Alexander de villa Dei (um 1200) gebraucht. Der erste Teil besteht aus 1082 leoninischen (sich reimenden) Hexametern, behandelt in zwölf Kapiteln die Deklination, Genera, Konjugation und kostet 15 Groschen, nach der Schornerstschen Rechnung aber mit dem Cato nur 7; die beiden anderen Teile (17 Gr.) verbreiten sich in 1578 Versen über Konstruktions- und Verslehre. Diese, für unseren Geschmack sehr langweiligen lateinischen Bücher brauchte der Bürgerssohn Schornerst von 1425—1435, ebenso Fabian Romchin in Dresden 1434—1438. Wenn der Schüler in Bautzen zu den Sängern kam, mußte er nach einander 6, 8 Heller und einen Groschen zahlen, Arme gingen frei aus. Jedes wohlhabende Kind sollte von seinem Brote dem Lokaten Wochentags, dem Signator Sonntags die Hälfte oder wöchentlich einen Heller geben. Zum neuen Jahr erhielt der Schulmeister von jedem reichen Kinde 6 Heller, der Lokator zwei Groschen, zu Johanni der Schulmeister 4, der Lokator 6 Heller oder einen halben Topf Kornmehl. Mittelmäßig begüterte Kinder zahlten die Hälfte, Arme nichts.

Die Zahl der Schüler war eine sehr verschiedene. Für die Meißner Domschule nimmt J. Müller im 13. Jahrhundert 24 an, die Stiftschule daselbst war für zwölf weltliche Knaben eingerichtet. Große Städte wie Leipzig hatten natürlich eine reiche Schülerzahl.

Die innere Einrichtung der Schulen, über die wir durch Specht so trefflich unterrichtet sind, wird in Sachsen, wo uns Quellen fehlen, ähnlich gewesen sein. Freilich fehlte sicher den meisten die reiche Ausstattung des Zimmers und die Mannigfaltigkeit der Lehrmittel, wie wir dies in St. Gallen oder auch nur in Dresden finden. — Jedenfalls ist aber in allem schon in den zwei Jahrhunderten Vervollkommnung und Fortschritt im sächsischen Schulwesen sichtbar.

Quellen.

Aelfrics, Gesprächsbüchlein. Analecta Anglo-Saxonica. By B. Thorpe. S. 101—118. London 1834.

Alkuin (?) Disputatio regalis et nobilissimi iuvenis Pippini cum Albino Scholastico. Haupts Zeitschrift für deutsches Altertum. XIV, 530—555.

Altdeutsche Blätter. Hrsg. v. Haupt u. Hoffmann. 1. B. S. 343—347. Eea karissima. Leipzig 1830.

Beda, Cunabula gramm. artis Donati. Opera omn. I, 615—632. Paris 1850.

Berthold v. Regensburg. Hrsg. v. F. Pfeifer. 2 B. Wien 1862/80. Von drin lâgen. I, 29—47. — Von drîen huoten. II, 54—65.

Bildersaal altdeutscher Dichter. Von F. H. v. d. Hagen. Bildnisse aus Handschriften 2c. des 12.—14. Jahrh. — Außerdem Bilder aus dem Ritterleben. Berlin 1856.

Braune, Althochdeutsches Lesebuch.

Cato, Der Deutsche. Hrsg. von Zarncke. Älteste Übersetzung. S. 12—57. Leipzig 1852.

Denkmäler deutscher Poesie und Prosa. Hrsg. v. Müllenhoff u. Scherer. 3. Ausg. Berlin 1892, C. Steinmeyer.

Docen, Miscellaneen. 10 Gebote der Minne. II. B. 172—188. München 1807.

Eddalieder. Hrsg. von Finnur Jónsson. Rígsþula. 69—75. Halle 1888.

Eilhart v. Oberge (Tristant). Hrsg. v. F. Lichtenstein. Straßburg 1877.

Einhardi vita Caroli Magni. Hannover 1845, Ed. Pertz.

Eraclius. Hrsg. v. H. Graef. Straßburg 1883.

Herzog Ernst. Hrsg. v. K. Bartsch. Wien 1869.

Fleck, Flore und Blanscheflur. Hrsg. v. E. Sommer. Quedlinburg und Leipzig 1846.

Fridankes Bescheidenheit. Hrsg. v. W. Grimm. Göttingen 1834.

Gottfr. v. Straßb. Tristan u. Isolt. Hrsg. v. H. F. Masmann. Leipzig 1843.

Götz v. Berlichingen. Autobiographie. Hrsg. v. F. W. G. v. Berlichingen-Rossach. Leipzig 1861.

Graff, Diutiska. III. Tübingen 1829.

— —, Deutsche Interlinearversion der Psalmen 1839.

v. d. Hagen. Minnesinger. Leipzig 1838 ff. 5 B., dazu Bilders.

— — u. Büsching, Deutsche Gedichte des Mittelalters. 2 B. Wigamur. I. B. Berlin 1808.

Hartmann v. Aue. Hrsg. v. F. Bech. (Erec, Iwein, Arm. Heinr. 1. 2. Buch. Gregorius.) Leipzig 1870.
Heinrich v. Veldeke. (Eneit.) Hrsg. v. L. Ettmüller. Leipzig 1852.
Seifried Helbling. Hrsg. v. J. Seemüller. Halle 1886.
Heliand v. Ed. Behagel. Halle 1882.
Heldenbuch, deutsches. Berlin 1866 ff. 5 B. 1 Biterolf u. Dietleib. Laurin. Walberan. 2. Alpharts Tod. Dietr. Flucht. Rabenschlacht. 3. Ortnit Wolfdietrich A. B. 4. Wolfd. C. D. 5. Virginal &c.
Hugo v. Trimberg. Renner. Hrsg. zu Bamberg 1833.
Johann v. Würzburg u. Wilhelm v. Österreich. Zachers Zeitsch. VIII, 214 f.
Der Jüngling (J.) v. Meister Konrad v. Haslau. Haupts Z. I, 550—586.
Kaiserchronik. Hrsg. v. Diemer. Wien 1849.
Dr. G. Könnecke, Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallit. Marburg 1887.
Konrad v. Würzburg. Engelhart. Hrsg. v. M. Haupt. Leipzig 1844.
— —, Partonopier u. Meliur. Hrsg. v. K. Bartsch. Wien 1871.
— —, Otte mit der Barte. Hrsg. v. Hahn. Quedlinburg u. Leipzig 1838.
— —, Schwanenritter. Hrsg. v. F. Roth. Frankfurt 1861.
— —, Trojanerkrieg. Hrsg. v. A. Keller. Stuttgart 1858.
F. X. Kraus, Die Miniaturen der Maness. Liederhandschr. Straßburg 1887.
Kudrun. Hrsg. v. B. Symons. Halle 1883.
Kurtz, Geschichte der deutschen Literatur. I. B. Leipzig 1853.
Lamberti, Hersfeldensis Annales. Ed. Pertz. Hannover 1843.
Lamprechts Alexander. (Straßburg.) Hrsg. v. K. Kinzel. Halle 1884.
Lamprecht v. Regensburg. (Sankt. Francisken Leben. Tochter Syon.) Hrsg. v. K. Weinhold. Paderborn 1880.
Lohengrin. Hrsg. v. H. Rückert. Quedlinburg u. Leipzig 1858.
Das Leben des heiligen Ludwig. Hrsg. v. H. Rückert. Leipzig 1851.
Mai u. Beaflor. Leipzig 1848.
Martene, Thesaurus novus Anecdotorum Tom I. 1742. (Balduini Flandriae et Hannon. com. leges.)
Diu Mâze. Germ. VIII, 97—103.
Monumenta Germaniae Histor. Ed. Pertz. **(M. G.)**
CC. = Capitularien. LL. = Leges. SS. = Scriptores
Monumenta Germaniae Paedagogica. Ed. Kehrbach.
Müllenhoff u. Scherer, 5. Denkmäler.
Neidhart v. Reuenthal. Hrsg. v. Mor. Haupt. 1858.
Nibelungenlied. Hrsg. v. F. Zarncke. 5. Ausg. Leipzig 1875.
Otfried. Hrsg. v. Erdm. Halle 1882.
Petri Alphonsi Disciplina Clericalis. Hrsg. v. Schmidt. Berlin 1827.
Pleier. Meleranz. Hrsg. v. K. Bartsch. Stuttgart 1861.
Procopius, De bello Gothico. I, 2. Bonn 1833. Ed. Niebuhr.
Graf Rudolf. Hrsg. v. W. Grimm. Göttingen 1844.
Rud. v. Ems, Der gute Gerh. Ed. Hpt.
Sachsenspiegel. Hrsg. v. R. Hildebrand. Leipzig 1877.
Schannat et Hartzheim. Concilia German. Köln 1759.
Schwabenspiegel. Hrsg. v. W. Wackernagel. Zürich u. Frankfurt 1840.

Tacitus, Germania. IV, rec. C. Halm. Lips. 1884.
Thomasin v. Zirklaria. Der Welsche Gast. Hrsg. v. H. Rückert. Quedlinburg u. Leipzig 1852. (W. G.)
Tirol. S. Winsbecke.
Altdeutsche Tischzuchten. Hrsg. v. Dr. M. Geyer. Altenburg 1882.
A. Swer nu in solher gewizzen sî.
C. Er dünket mich ein zühtic man.
D. We hir von guder art si.
v. Mir sullen frawen und die man.
Der jüngere Titurel. (j. Tit.) Hrsg. v. Hahn. Quedlinburg u. Leipzig 1842.
Jakob Twinger v. Königshofen. (Chroniken der deutschen Städte 8.) I. Straßburg.
Ulrich v. Lichtenstein. Hrsg. v. Lachmann. Berlin 1841. (Vrouwen Dienest. Vrouwen Buoch.)
Ulrich v. Zatzikhoven. Hrsg. v. Hahn. Frankfurt a/M. 1845. (Lanzelot.)
Walther v. d. Vogelweide. Hrsg. v. Lachmann. 5. Ausg. Berlin 1875.
Warnung. Haupts Z. I, 439—537.
Wernher v. Elmendorf, Lehrgedichte. Haupts Z. IV, 284—317.
Wernher der Gartenaere. Meier Helmbrecht. Hrsg. v. F. Keinz. München 1865.
Winsbecke, Winsbeckin, König Tirol. Hrsg. v. A. Leitzmann. Halle 1887.
Wirnt v. Gravenberg. Wigalois. Leipzig 1847.
Wolfram v. Eschenbach. Hrsg. v. Lachmann. 3. Ausg. Berlin 1872. Parzival = P. Titurel. Willehalm. (Wh.)

Namen- und Sachverzeichnis.

Von Dr. W. P.

Von demselben Verfasser erschienen u. a. folgende kulturgeschichtliche und sprachliche Werke:

1. **Deutsches Wörterbuch.** Leipzig, Ph. Reclam. 331 doppelspaltige Seiten. Geb. 1 M.
   (Etymologische Erklärung von etwa 10 000 alphabetisch geordneten deutschen Wörtern mit kulturgeschichtlichen Bemerkungen. Zurückführung aufs Mittel- und Althochdeutsche. Vergleich mit den entsprechenden Wörtern der klassischen und modernen Sprachen.)

2. **Namenbuch.** 2. Aufl. Leipzig, Ph. Reclam. 179 S. Geb. 80 Pf.
   (Einleitung über deutsche Vornamen, Knabennamen, Mädchennamen, Namenkalender, deutsche Heiligennamen.)

3. **Die Slowinzen** (Lebakaschuben). Weimar, E. Felber.
   (Literatur. Die Kaschubei. Die Bewohner der Kaschubei. Aus der Geschichte und Kulturgeschichte der Kaschubei. Slowinzisches Schrifttum. Slowinzisches Wörterbuch.)

4. **Dainos.** Litauische Volksgesänge mit Einleitung, Abbildungen und Melodien herausgegeben von F. u. H. Tetzner. Leipzig, Ph. Reclam. IV und 112 S.
   (Älteste Zeugnisse, Raudos. Christian Donalitius und die litauische Literatur. Geschichte der Dainos. Erklärungen. Musikinstrumente. 70 Dainos mit Vergleichen aus der deutschen, kaschubischen, wendischen, polnischen und lettischen Literatur. — 5 Abbildungen litauischer Musikinstrumente und 10 Melodien.)

5. **Christian Donalitius.** In: „Unseren Dichtern in Wort und Bild." 6 Bände. Leipzig, Rob. Claußner. 20 M.
   (Autobiographie mit Einleitung, Anmerkung und Gedichten des litauischen Nationaldichters.)